STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG

Paed. 824

SBR069026442929

STAATL.BIBLIOTHEK
REGENSBURG

Schulreden

und

pädagogische Abhandlungen

von

Dr. F. A. W. Diesterweg.

Ein Nachlaß

von

seinem Wirken an dem Lehrer-Seminar in Mörs,

für Freunde

zum Druck befördert von

. . . r . . .

Bibliothek
des
K. Alten Gymnasiums
in
Regensburg.

Crefeld,

Druck und Verlag der J. H. Funcke'schen Buchhandlung.

1832.

STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG
1963/41

K. BIBLIOTHEK D. GYMNASIUMS
REGENS
BURG

Bibliothek
des
K. Alten Gymnasiums
Regensburg

Vorwort.

Bei der Nachricht von der Versetzung des Hrn. Dr. Diesterweg von Mörs nach Berlin, sprachen viele ehemalige Schüler und Freunde — unter diesen auch Schreiber dieses — den Wunsch aus, manches Wort, das sie von ihm bei feierlichen Gelegenheiten oder in pädagogischen Vereinen gehört hatten, und dessen Erinnerung ihnen theuer und wichtig geworden war, schriftlich zu besitzen. Die in dieser Beziehung an unseren verehrten Lehrer und Freund gerichtete Bitte hatte den Erfolg, daß mir von ihm die Reden und Abhandlungen, die hiermit im Drucke erscheinen, zu dem Behufe übergeben wurden, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dieselben als Manu-

script für Freunde angesehen werden sollten. Deßhalb wurde dieses auch auf dem Titel bemerkt. Ich zweifle nicht, daß sie auch von denen, welche ihrem mündlichen Vortrage nicht beigewohnt haben, mit Nutzen und Beifall gelesen werden. Mögen sie daher als ein Nachlaß von seinem erfolgreichen Wirken in Mörs angesehen werden!

r

Erste Abtheilung:

Schulreden.

II.

Rede,

gesprochen am Tage der provisorischen Einweihung des Seminars in Mörs, den 5. Mai 1821.

Nur selten tritt der Strom des Lebens aus dem gewohnten Bette. In gleichförmigem Zuge folgt er in der Regel der Spur der einmal gewählten Ufer. Darum sind der gemeinen Tage des Lebens so viel. Farb- und klanglos gehen sie an uns vorüber und reihen sich fast unbemerkt zu der unbestimmten Zahl der vorangegangenen. Rückblickend auf sie hält keine Begebenheit, hervorstechend durch besondere Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit fest; in ihnen — diesen regelmäßigen, dahinfließenden Zeiten — lebend, könnte das Herz des unruhigen Menschen ermüden ob dem Gleichmaaß der Tage, und in Erwartung einer großen Menge derselben könnte gelähmt werden emsige Geschäftigkeit und geistige Gesundheit. Darum begrüßt der Mensch mit Recht einzelne von ihnen mit frohem Jubel, seltne Boten des Kronos im Umschwunge des Jahreswechsels, die Gleichförmigkeit störend und hervorstechend vor den übrigen Tagen durch Bedeutsamkeit. Fernen Leuchtthürmen vergleichen wir solche ausgezeichnete Tage, dem Schiffer

eine frohe Botschaft, genauere Kunde ihm bringend von dem Orte, den er einnimmt, und zugleich Ermuthigung zu fortgesetzter Anstrengung, und trostreiche Hoffnung auf die glückliche Einfahrt in den Hafen — heitren Warten sind jene Tage ähnlich, die weit in das Leben hineinschauen, auf denen lange noch der Blick mit Sehnsucht ruht, die fromme Vorsätze ihm in's Gedächtniß zurückrufen, und durch deren Glanz die umlagernde Dunkelheit verscheucht wird. Kehren sie wieder in den Kreislauf des Jahres, so werden sie noch einmal erlebt in der Erinnerung und abermals und immer von Neuem äußern sie belebenden Einfluß auf den thätigen Menschen. Und siehe, solch ein Tag ist der heutige für Euch, meine Lieben! und für mich. Ein wichtiger, ein hehrer Tag, der Tag der Einweihung dieser Anstalt. Noch nach Jahren werden wir, so Gott will, dieses Tages gedenken, und in treuem Gedächtniß bewahren die ermuthigende Hoffnung, die derselbe heute uns eröffnet.

Heute ist diese Anstalt feierlich eingeweiht worden; heute hat sie begonnen; heute hat sie, festlich begründet, ihren Anfang genommen. Was ist wichtiger und merkwürdiger als ein Anfang? Hat nicht jeder Anfang, von dem an, als Gott sprach: Es werde — bis zu dem Anfange dieser Anstalt etwas Merkwürdiges, etwas Unbegreifliches, das mit Recht unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht? So im Allgemeinen, so im Einzelnen die Anfänge der Dinge, die unmittelbar uns treffen. Fortgang und Ende liegen im Laufe der Natur; wir sehen sie voraus, erleben viele und bestimmen sie, wenn einmal der Anfang gemacht ist. Darum weilen unsere Gedanken vorzüglich bei dem Anfange eines Gegenstandes und im Beginn desselben, und der Dichter preiset die Eigenschaft des Menschen, daß er im inneren Herzen spüre, was er erschafft mit seiner Hand, als eine

Zierde desselben, hinzufügend, daß sich ein ernstes Wort gezieme, wenn ernste Dinge sich bereiten. Und so wollen auch wir jetzt unser Nachdenken schärfen, von dieser Anstalt und von wichtigen Dingen reden. Daß dieses Seminar das werde, was es werden muß, wenn der dadurch beabsichtigte Zweck erreicht werden soll, ist unser aller Wunsch. Daß das Ende dem Anfange entspreche, wollen wir; daß ein segenreiches Ende dem gesegneten Anfange folge, darnach trachten wir. Daß das Innere dem Aeußeren entspreche, dazu können Zöglinge und Vorsteher, Schüler und Lehrer, das Meiste beitragen. So laßt mich denn jetzt im begründeten Anfange des Schullehrer-Seminars zu Mörs, zu Euch darüber reden, wie es anzufangen ist, daß wir mit Freuden dem Ende entgegen sehen können. Alles, was du thust, bedenke das Ende! Damit das Ende das leiste, was der Anfang versprochen hat, so müssen Schüler und Lehrer ihre Pflicht thun. Was die Eurige in sich fasset, und was Euch dazu verpflichtet, vernehmet zuerst; wie ich meinen Beruf aufgefaßt und auf welche Weise ich dem zu genügen gesonnen bin, will ich demnächst mit redlichem Herzen aussagen.

Euer Beruf, den Ihr aus eigener Wahl ergreift, ist der Beruf des Lehrers. Ihr wollt Schullehrer werden. Die heranwachsende Jugend wollt Ihr unterrichten, bilden und erziehen. Eltern schicken ihre Kinder in die Schule, damit sie die zum Betrieb des bürgerlichen Lebens unentbehrlichen Kenntnisse sich erwerben. Darum muß der Lehrer in diesen Kenntnissen und Fertigkeiten eine vorzügliche Geschicklichkeit besitzen. Wie kann einer lehren, was er selbst nicht weiß; wie gut und zweckmäßig etwas lehren, wenn er unbekannt ist mit der Art und Weise des Unterrichtens, mit Lehrtakt und Methodik? Darum verlangt man von angehen-

den Lehrern ganz vorzüglichen Fleiß in dem Streben nach Kenntnissen. Der Lehrer muß ein reiches Wissen besitzen; in seinem Gedächtnisse muß ein unerschöpflicher, täglich sich mehrender Vorrath wissenswürdiger Kenntnisse liegen, damit er jedem geben könne nach Bedürfniß, jenem leichte, diesem derbe Kost, dem einen Honig, dem andern Milch; einem reichen Könige gleich, in dessen gefüllter Schatzkammer sich Münzen finden von jedwedem Gehalt, jedwedem Gepräge. Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, des Wissenswürdigen viel. In den Schulen, die dem Bedürfnisse der Zeit entsprechen sollen, ist es nicht abgethan mit dem Papageienthum des Lesens, Schreibens, Rechnens und Katechismus, womit ehemals die Pedanterie und Ignoranz der Schulmeister sich groß wußte; heut zu Tage fordert man mehr lebendige Bildung der Menschenkraft, als Aneignung todter Buchstaben, vielseitige Aufregung der geistigen Anlagen und wahre Bildung mit klarem Bewußtsein von Seiten des Lehrers. Lernend soll der Schüler denken, denkend lernen. Und wie willst Du dieß können, wenn Du, Lehrer! selbst nicht denken gelernt hast; wenn Du selbst nicht aufgeregt, nicht vielseitig gebildet bist; wenn Du Dir nicht einen reichen Vorrath lebendigen Wissens angeeignet hast? Darum seid, Ihr Jünglinge, unermüdet in der Anstrengung, unermüdet fleißig! Was hilft alles Wollen, alles Gut-Meinen, ohne das Können und ohne das Wissen? Darum betrete Keiner diesen Boden der Schule, diese Stätte, wo die Geistesbildung befördert, wo der Wille für das Gute gekräftigt werden soll, ohne den ernstesten Vorsatz, seine Denkthätigkeit entwickeln und mit aller Anstrengung lernen zu wollen. Ihr habt es schon erfahren, daß es Schweres zu lernen giebt. Doch dies schreckt Euch nicht, die Ihr wißt, was Noth thut. Das Schwere macht nur den Weichling verzagt,

keineswegs aber den wackern Jüngling. Ihn spornen die Schwierigkeiten, und Tapferkeit, geistige Tapferkeit — die mehr gilt als physische Tapferkeit — hilft ihm zum Siege. Intelligenz und Denkkraft aber sind nicht der ganze Geist; Verstand, Kopf, oder wie man es nennen mag, stellt nur die eine Seite der Entfaltung der menschlichen Seele dar. Nicht nur Licht soll der wahrhaft und ganz gebildete Mensch ausstrahlen; er soll auch erwärmen und beleben. Es giebt kaltes Licht, und wer nur Verstand hat, ist ein halb gebildetes, eher ein schädliches als ein nützliches Glied der Gesellschaft. Nicht der Verstand und das Wissen ist das Anziehendste und Bedeutendste; es ist das gefühlvolle Herz, das für alle die Menschheit betreffenden Angelegenheiten erwärmte Gemüth. Beide in Verein, Licht und Wärme, Kopf und Herz, Vernunft und Gefühl begründen die Humanität, welche der letzte Zielpunkt aller Bildungsanstalten ist. Ohne Herz gleichst du Verstandesmensch einer mit Eis überzogenen Landschaft, die, wenn auch im hellen Lichtglanz schwebend, den Menschen mit Schauder durchdringt. Das vergiß nie, Du Jüngling, der Du nach allgemeiner Bildung streben willst. Und daß Du dessen gedenkst, kannst Du durch Dein Betragen in und außer der Schule beweisen.

In der Schule durch Gehorsam, laßt mich es aussprechen, durch unbedingten Gehorsam gegen Eure Lehrer, die nur Euer Wohl im Auge haben, die das vernünftige Gesetz repräsentiren. Wer nicht gehorchen kann, kann auch nicht befehlen, und wer in der Jugend mit altkluger Weisheit sich über vernünftige Gesetze hinwegsetzt, verspricht nicht, einst ein Meister der Schule zu werden. Der Lehrer ist der erste Diener des Gesetzes; in der Schule ist er selbst in einer Schule; er soll ja auch lehrend lernen, täglich sein Amt würdiger zu füh-

ren. Gute Schüler sind des guten Lehrers nicht Untergebene, nein, seine Freunde. In gemeinschaftlicher Thätigkeit streben sie vereint nach Aufklärung, nach Licht; das Streben nach einem Ziele einet sie. Der Ernst des Gebotes ist nicht gerichtet an den guten Schüler, nur an den nicht-guten. Seid tüchtig, und Ihr, Kandidaten des Lehramtes, Ihr seid unsere Freunde. Und welch' schönes Band kann Euch, Ihr Jünglinge, umschlingen; Ihr in der Blüthe der Jugend lebend, Ideale bildend und sie erstrebend; o, daß Euch ein inniges Freundschaftsband umschlänge, dereinst noch für Euch als Männer Labsal und Wonne! O, daß Euch in der Schwüle des Lebenssommers noch die Rückerinnerung an Frühlingsbegeisterung erstarken möge! Gehorsam und Ehrfurcht vor dem Gesetze und dessen Stellvertreter, Verträglichkeit und Freundschaft zu den Mitschülern und Fleiß in Beziehung auf den Lehrstoff, das ist das Dreifache, welches das rechte Verhältniß ausdrückt, in das Ihr treten müßt, wenn Ihr am Ende Eurer Bildungszeit im hiesigen Seminar mit Wonne und Hoffnung uns verlassen wollt. Und dazu verpflichten Euch wichtige Beweggründe. Nur drei derselben berühre ich: bedenkt Eure Menschenwürde, die Wichtigkeit Eures Berufs, die gerechten Ansprüche der Regierung und des Volkes!

Eure Menschenwürde! Mag davon der Frömmler nichts wissen wollen, nur in Zerknirschung und Wegwerfung seiner selbst sich gefallen, nur stets die Elendigkeit der Menschennatur im Munde führen — er weiß nicht, was er thut mit dieser Lästerung Gottes. Wir wissen es anders. Man betrachte den Menschen von seiner leiblichen oder geistigen Seite, das Aeußere oder Innere, den sichtbaren Menschen oder den unsichtbaren. Der Mensch ist ein hohes, ein erhabenes Ge-

schöpf, das Bild der Gottheit. Wie kunstreich der Bau seiner Glieder, wie wundervoll die Einrichtung und Harmonie der Sinneswerkzeuge und des ganzen Organismus; welche Anlagen und Kräfte hat der Geist! Du, Mensch! bist, als Leib, der Herr der Erde, bist der König der sichtbaren Geschöpfe. Du, Mensch! bist, als Geist, berufen, Wahres zu erkennen, Schönes zu lieben, Gutes zu üben. Deine Kräfte reichen über Zeit und Raum; nicht die Sinnlichkeit beschließt den Bereich deines Wirkens; du bist unsterblich. Was Großes, Edles, Treffliches, Göttliches gedacht, ja geahnet werden kann, das sollst du erstreben. Du kannst es! Das fasset, das präget in Euer Herz, das sei der Angelpunkt, nach dem unablässig Euer Lebensschiff segle. Unreines, Unedles, Schlechtes ist deiner unwürdig, zieht dich hinab in den Staub, der du ein Licht zu werden berufen bist. Angeboren ist dir die Menschenwürde, und sie würdest du schänden, wenn du nicht strebtest nach Allem, was wahr, schön und gut ist. In körperlicher Hinsicht bist du erhaben, groß, vor allem Sichtbaren; in geistiger Hinsicht groß zu werden, das ist deine Bestimmung. Darum seid Ihr Jünglinge, Ihr jungen Lehrer! seid gehorsam göttlichen und menschlichen Gesetzen, übt Freundschaft und Liebe unter einander, und seid tapfer in dem Streben nach Wissenschaft und Kunst, weil Ihr dadurch Eure Menschenwürde ehret. Diese erhabene Wahrheit, diese Aufforderung gilt allen Menschen, weil sie Menschen sind; aber sie wird noch an Euch geschärft, die Ihr den Kindern vorleuchten, ein Licht sein wollt auf ihren Wegen. Bedenkt die Wichtigkeit Eures Berufes! Ob die künftige Generation klug und geschickt ihre Geschäfte betreiben wird, hängt zum Theil von Euch ab. Ob die Nachkommen in dieser Provinz mit Segen oder Fluch dieser Anstalt

und dieses Tages gedenken werden, ist in Euren Hän-den; Fort- und Rückschritte auf der Bahn der Tugend und Rechtschaffenheit, der Pietät und Frömmigkeit könnt Ihr befördern und hemmen. Zeitliches und ewiges Wohl vieler Menschen kommt auf Eure Rechnung. Die Menschen vertrauen Euch künftigen Lehrern das Beste an, was sie haben, ihre Kinder. Dem Freunde über-gebe ich meinen Geldsack zum Verwahrsam, dem Arzte vertraue ich die Heilung meines kränklichen Körpers; dem Lehrer übergebe ich mein Kind und seine zur Un-sterblichkeit bestimmten Seele. Auf welcher Seite ist das Wichtigere? wo mehr Gewinn, mehr Verlust zu erwarten? Möchten diese Gedanken über die Wichtig-keit Eures Berufes Euch mit Flammenschrift in's Herz gegraben sein, damit Ihr, Lehrer werdet im Dienste der ächten Menschheit. Denket an den großen Beruf des Menschenlehrers! Darum kann der Staat nicht gleich-gültig zusehen, wie Ihr die Gelegenheit benutzet, die man Euch bietet. Darum wird man nur an Würdige die Wohlthaten der Anstalten austheilen, und darum muß jeder von Euch nach Kräften dem großen Ziele seiner Bestimmung entgegen arbeiten.

Undank verräth ein häßliches Gemüth. Er sei von Niemand mehr ferne, denn von Euch. Das Gefühl des Dankes gegen unsern verehrten König und dessen Behörden durchglühe Eure Herzen! Volksbildung ist der Preußischen Regierung ein wichtiger Verwaltungs-zweig. Darum preisen wir sie; darum schätzen wir glücklich unsere Zeit. Ihr stimmt gewiß hier ein; ich lese es aus Euern Gesichtern, ja ihr habt unzweideuti-ge Beweise an den Tag gelegt; wie sehr Ihr die Wohl-that der Stiftung dieser Anstalt erkennt. Thätig sei Eure Dankbarkeit. Und sie ist es, wenn Ihr Euch zu tüchtigen Lehrern bildet, wenn Ihr Licht im Kopfe mit

Wärme des Herzens verbindet, wenn Ihr im ehrenden Gefühl der Menschenwürde, im begeisternden Bewußtsein der Wichtigkeit Eures Berufes; in dankbarer Anerkennung der Wohlthaten der Regierung, den Befehlen Gottes und der Menschen Gehorsam leistet. Und das werdet Ihr; und dann, seid versichert, eröffnen sich Euch am Ende Eurer Bildungszeit allhier schöne Hoffnungen für die Zukunft; dann werdet Ihr auf den Anfang der festen Begründung dieser Anstalt mit Wonne zurückblicken.

Und daß dieß werde, dazu kann ich Einiges, ich muß sagen — Vieles — beitragen. Einiger Bangigkeit kann ich mich nicht erwehren, erwäge ich die Wichtigkeit des Amtes, das ich mir erkohren, das die Regierung mir anvertraut, o, ich möchte sagen dürfen, das mir Gott gegeben hat. Nicht aus irdischer Rücksicht getrieben, nicht aus Eigennutz, Habsucht, Gemächlichkeit, Neuerungsliebe und andern unedlen Antrieben begehrte ich dieses Amt; das darf ich sagen, das tröstet, das beruhigt, das stärkt, das ermuthigt mich. Und das macht es mir möglich, heute vor dieser Versammlung offen und frei meine Meinung zu sagen, wie ich Zweck und Ziel meines Berufes aufgefaßt habe; und die Mittel zu nennen, durch die ich den Zweck — wenn auch in der Vollendung nicht zu erreichen — wenigstens anzustreben gesonnen bin. Die Grundsätze, die mich leiten sollen, will ich bekennen, damit ich, irrend, gewarnt und zurecht gewiesen werden, und nicht am Ende meiner Laufbahn mit Schrecken und Graus auf diesen Tag des Anfanges zurückblicken möge. Das würde ich dann zuerst und zumeist bereuen, nach versteckten Absichten hier gehandelt zu haben.

Ich fürchte nicht den Vorwurf der Anmaßung, wenn ich den Beruf der Schullehrer im Allgemeinen, und

insbesondere die Bestimmung der Seminarlehrer zu dem wichtigsten Geschäften zähle, die Menschen nur übertragen werden können. Wir sind alle ferne der Ansicht, als sei es hier genug, mit einer handwerksmäßigen Abrichtung zu dem Unterrichte im Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismus. Dank! heißer Dank sei hiermit dargebracht den edlen Männern, welche die Bestimmung der Schule gehörig würdigten, für sie als Ziel die allgemeine Menschenbildung aufstellten; Menschen zu Menschen zu bilden, alle schlummernde Anlagen des Kindes zu wecken, zu stärken, zu kräftigen; sie fähig zu machen, wenigstens den Grund, den unverwüstbaren Grund zu legen, ihre Bestimmung in diesem und jenem Leben zu erreichen; tüchtige Bürger der Erde und des Himmels zu werden; oder mit andern Worten, die Erziehung des Menschengeschlechts in ihrem ersten Element ist die Bestimmung der Schulen. Darum hat man gesagt, Schulen seien große Familien, Staat und Kirche im Kleinen — Familien, Staat und Kirche als allgemeine Erziehungsanstalten betrachtend, hoher, wichtiger Beruf, Schullehrer zu sein, so wichtig, wie irgend ein Beruf, ja gewißermaßen eine der Bedingungen des leiblichen und geistigen Wohlstands der Menschen, eine Bedingung des glücklichen Wachsthums des Staats und der Kirche. Heil darum dem Lande, wo gute Schulen blühen, wo Kirche und Staat sich die Hand bieten, sie dem Culturzustande des Volkes anzupassen. Im Gefühle der Wichtigkeit auch meines Berufes darf ich daher noch auf einige Augenblicke um die Fortsetzung Ihrer Aufmerksamkeit bitten.

Wissen muß, wie gesagt, der Lehrer Vieles. Auch der Elementarlehrer. Sein Wissen braucht keine Wissenschaft zu werden, aber begründet muß es sein. Wenn auch — was doch mehr als sonst der Fall ist — heut

zu Tage der Umfang der dem Handwerksmann und Bauer nöthigen Kenntnisse zum Betrieb seiner Geschäfte nicht groß ist, so fordert doch das Princip der Menschenbildung eine umfassendere Belehrung, als man sonst dem untersten Stande der bürgerlichen Gesellschaft spendete. Daß der Mensch mehr sei als das Thier; wie er sich verhalte zu den übrigen Geschöpfen; in welcher Verbindung der Leib stehe zu der Seele; was jenem und diesem zu Nutz und Frommen gereiche, die Einsicht in die, auf die Natur des Menschen gegründeten allgemeinen Menschenbestimmung soll jeder besitzen; gleichviel, welches irdische Loos ihm zufiel. Auch kein Fremdling soll der Mensch in der Natur sein. Die Körper der Erdoberfläche, in der Tiefe und Höhe soll er kennen, bekannt werden mit den allgemeinen Kräften, die in ihr walten, zum Schutz gegen den verderblichen Aberglauben und zu einer Brücke für die Richtung der Gedanken auf den Urquell alles Erschaffenen. Mensch, Natur und Gott heißen die drei Gegenstände, durch deren Betrachtung und Erkenntniß die Menschlichkeit gebildet, die Humanität erzielt wird. Das ist die Aufgabe für den Lehrer, in ihrer Erkenntniß möglichst weit zu dringen, damit das Wichtigste dem Kinde nicht unbekannt bleibe. Ja, gründlich muß die Einsicht des Lehrers sein. Wie kann er sonst Licht schaffen, wo Dunkelheit herrscht? Man sage nicht, der Elementarlehrer habe es mit den Elementen zu thun; er bedürfe keines gründlichen Wissens. Wie kann der Maurer ein zweckmäßiges Fundament legen, wenn er die Bestimmung des auf ihn aufzuführenden Gebäudes nicht kennt? Vom Volksschullehrer sollte man eben darum ein gründliches Wissen verlangen, weil er den Grund legt, auf dem weiter gebaut werden soll, und weil ihm die ganze Bildung der meisten Menschen anvertraut ist. Schon

deswegen ist der Beruf des Lehrers schwer. Gott, Natur und Mensch soll er so gut zu erkennen suchen, als ihm möglich ist. Aber nicht nur das; er soll auch jeden dieser Unterrichtsgegenstände so aufgefaßt haben, daß er die vorzüglichste Art und Weise kennt, durch deren Anwendung das heranwachsende Kind das wird, was es werden soll. Nicht nur das Was, sondern das Wie, nicht nur der Stoff, sondern die Form, ja die Kenntniß der Wichtigkeit jedes Lerngegenstandes in psychologischer Hinsicht muß sein Eigenthum geworden sein. Nur dann kann er auf den Ehrennamen eines Lehrers, eines Menschenbildners, eines Erziehers Anspruch machen.

Was nun die Erscheinung der Aufmerksamkeit aller wohlgesinnten Regierungen auf die Volksbildung betrifft — eine Erscheinung, welche denselben zur hohen Ehre gereichen muß — überall, wo sie aus dem Bestreben, dem unbeweisbaren Bedürfniß der Menschennatur Genüge zu leisten hervorgeht, und was die Einrichtung der Schullehrerbildungs-Anstalt nicht nur im Preußischen, sondern auch in der Nassau, in Hessen-Darmstadt, in Rheinbayern und in andern Ländern betrifft; so berechtigt uns dies zu der erhebenden Ueberzeugung, daß man eine freie Bildung der Volksjugend-Lehrer wolle. Eine freie Bildung, sage ich, gleich weit entfernt von dem geisttödtenden Mechanismus der Vorzeit und von dem neologisch-frivolen Sinn, der unverkennbar hier und da vor Jahrzehenden Wurzel schlug; eine freie Bildung, die den Geist des Zöglings von den Vorurtheilen aller Art frei macht. Durch die Errichtung der Schullehrer-Seminarien giebt man zu erkennen, daß den Bedürfnissen der Zeit, d. h. den laut gewordenen Ansprüchen des Volkes auf gesteigerte Intelligenz, nicht mehr gedient sei mit dem alten Schulmeister-Unwesen,

nicht mehr gedient sei mit dunkelvollem Hochmuth — leider ist dieß ein welthistorisches Factum — noch mit der pedantischen Unwissenheit, noch mit der Furcht vor dem Selbstdenken, noch mit dem damit verbundenen Abscheu vor Neuerungen derjenigen, deren an sich ehrenvollen Name zum Gespötte geworden ist. Das Geschäft des Lehrers soll nichts weniger als ein Handwerk sein, das man durch Vor- und Nachmachen, durch Vor- und Nachtreten lernen kann; die Schule soll nichts weniger sein, als eine Werkstatt, wo der Meister mit Gesellen und Lehrlingen professionsmäßig sein Tagewerk in regelmäßigem Gange abhaspelt. Die Schule, also auch die Elementarschule, soll ein Uebungs-Kampfplatz für den jugendlichen Geist sein, wo er, ermuntert durch die gemeinsame Thätigkeit der Gespielen, geleitet und geregelt durch den Ernst, die Liebe und die Thätigkeit des Lehrers, seiner Anlagen und Kräften sich bewußt und zu einer thatenfrohen Lebensweise geführt wird; mit einem Worte: man verlangt freie Bildung, die nicht sklavisch ist und nicht frech. Die Seminare haben den wichtigen Beruf, diese Bildung den künftigen Lehrern zu geben.

Fürwahr eine wichtige Sache, so heilbringend im guten, wie verderblich im bösen Sinne. Schmach und Spott würde die Anstalt treffen, welche heut zu Tage noch ihren Werth und ihren Beruf darin suchen wollte, den Zöglingen nothdürftige Elementarkenntnisse beizubringen, die Kunstgriffe der Schulmeisterzunft anzueignen, und sie einzuführen in die ausgelaufene Bahn stümperhafter Routiniers. In diesem Sinne handeln, hieße den Erwartungen aufgeklärter Regierungen, den Bedürfnissen und Anforderungen aller einsichtsvollen Staatsbürger und den Wünschen des Menschenfreundes Hohn sprechen. —

Alles schön und gut, werden Sie denken, verehrteste Zuhörer! aber! aber! sind wir nun sicher, daß dadurch die Menschen zufriedener, glücklicher, besser werden, als sie waren ohne diese Universalität der Bildung, ohne diese — ohnehin unerreichbaren — Ideale, ohne die Vollendung der heutigen Pädagogik, ohne Anwendung didaktischer Grundsätze, ohne Anstrebung dieser hochgepriesenen freien Bildung? — —

Sie haben Recht, Bedenklichkeit zu äußern bei solchem Vortrage — die Erfahrung hat Mißtrauen gepredigt — und Sie denken an das Eine, das Noth thut, und daß nur Eins Noth thut. Ja wohl, nur Eins thut Noth. Ohne die durch die Begründung dieser Anstalt so dringend zu mir redende Aufforderung, möchte ich schweigen von diesem Einen. Die vielversprechenden Reden sind, leider! sehr verdächtig geworden, und ich selbst halte es lieber mit dem, der thut, was Noth thut, als mit dem, der viel davon schwatzt. Aber ehrlich zu sein, habe ich versprochen, und so darf ich nicht verhehlen, daß ich Lehr- und Erziehungskunst sehr hochschätze, daß pädagogische, didaktische Kenntnisse und Kunstgriffe ein wesentliches Merkmal eines guten Lehrers sind, daß Wissen und Können als nicht zu verachtende Eigenschaften der Lehrer angesehen werden müssen; aber die Hauptsache sind sie nicht; sie sind nur wichtig, wenn sie die Religiosität nicht nur nicht ausschließen, sondern fördern. Das ist das Eine und Ganze. Der Schullehrer soll ein Religionslehrer sein. Pflicht, Sittlichkeit, Moralität, Tugend, Religion, ihr großen Namen! Daß wir diese wenig im Munde führen, aber lebendig im Herzen tragen möchten! Ohne sie führt die Pädagogik ein Gebäude auf von Holz, Stroh und Stoppeln; der Sturm reißt es um, Feuer verzehrt es. Ohne Religion erziehst du, denkender Lehrer! den eiskalten Klüg-

ler, den Gotteslängner, der weder Furcht hat vor Gott, noch vor Menschen! Ohne sie bist du nicht, wie du meinst, ein Priester der Wahrheit, sondern ein Diener des Lügners von Anfang an; ohne sie weckst du vielleicht ästhetische Gefühle, aber nur solche, die sich in's Heidenthum zurück sehen und sich mit dem Glauben an blind waltendes Fatum und untröstliches Schicksal verbinden; ohne sie ist der Mensch ein Knecht des Eigennutzes, ferne aller hochherzigen Tugenden der Aufopferungsfähigkeit und wahren Menschenliebe. Ohne sie — das heißt, ohne daß sie sein Herz durchdrungen haben, ohne daß sie in seinem Leben sich spiegeln. In der Schule soll ein religiöser Geist herrschen, und zwar in christlichen Schulen ein Geist des Christenthums d. h. der Geist der Verehrung des allmächtigen Gottes im Geist und in der Wahrheit, der Geist der Menschenliebe in gläubiger Verehrung des Erlösers, der Geist des Glaubens an Unsterblichkeit und an den Tag der Rechenschaft! — Möchte dies auch hier in dieser Anstalt der Fall sein. Möchten wir Menschenlehrer, christlich gesinnte Menschenlehrer bilden!

„Und wie gedenkst du, Lehrer dieser Anstalt! dieses zu erzielen?" — Ich will es sagen, so weit sich dies kürzlich sagen läßt, und so weit dies von Grundsätzen der Erkenntniß, die nicht immer mit dem Leben des Menschen Eins sind, abhängt. Denn nicht die Lehre ist die Hauptsache, sondern die That und das Exempel. Hier kann nur von jener die Rede sein. Sie meine Herren, möchten wissen, was Sie an mir haben, was ich zu leisten gesonnen, und im Stande bin, worauf ich hauptsächlich Werth lege, meine subjectiven Ansichten, meinen Glauben möchten Sie wissen. — Nicht nur erlaubt, sondern geboten ist es, von sich selbst zu reden, wenn von der Individualität des Menschen viel abhängt

und man wünschen muß, diese kennen zu lernen. In gegenseitigem Vertrauen glauben wir den Versicherungen des Andern. „Offen und ehrlich sein," sei unser Wahlspruch. Der Schwärmerei und dem Mysticismus bin ich feind. An übernatürliche Einwirkungen des höchsten Geistes in unsern Tagen, an Geistererscheinungen, Verbindung mit bösen Wesen, an die Wunderwirkung durch Papier und Holz glaube ich nicht. Ich nenne das Fürwahrhalten dieser Vorstellungen — Aberglaube. Alle Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens führen wir zurück auf natürliche Ursachen. Die vernünftige Erkenntniß, die Einsicht ist es, die wir schätzen. Wir halten uns an dem Worte des Apostels: Prüfet Alles, und das Beste behaltet! Nichts, was Menschen aus sich gesagt haben, gilt uns für untrügliche Wahrheit. Die Vernunft ist der uns von Gott gegebene Maaßstab zur Prüfung dessen, was man für Wahrheit ausgiebt. Da die Wahrheit in der Prüfung besteht, ja durch die sorgfaltigste Prüfung gewinnt, so halten wir den, der unbedingtes Glauben fordert, nicht für einen Freund, sondern für einen Feind der Wahrheit, der uns Menschenwerk für Gotteswerk unterzuschieben bemüht ist. Der Mensch hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zu prüfen. — Auf diese, nur angedeutete Weise meinen wir den Forderungen der Vernunft Genüge zu leisten.

Eine andere Kraft des menschlichen Geistes ist das Vermögen des Glaubens. Es giebt der Dinge viele, die nicht begriffen, sondern die erkannt oder nur geahnet werden können durch den Glauben. Nichts Glaubwürdiges darf den Gesetzen der Vernunft widersprechen. Begreifen kann der Mensch nur den Menschen, vielleicht ihn nicht ganz. Was höher ist als er selbst, göttliche Dinge, die wichtigsten, weil sie die höchsten sind,

bescheidert er sich, in Begriffen fassen zu wollen. Alle eigentlichen Glaubenswahrheiten sind dem Verstande, dem in Begriffen erkennenden Vermögen unzugänglich. So wenig das Auge die Welt der Töne vernimmt, und so wenig das Ohr etwas weiß von Licht und Farben, so wenig weiß der Verstand von dem, was der Glaube uns sagt. Wir glauben als Christen an die Wahrheiten des Inhalts der heiligen Schrift. In Demuth verehren wir einen Schöpfer der Natur, einen Vater der Menschen; alles Heilige und Göttliche, was in dem Vaternamen liegt, enthält dieser Ausdruck, daß er, der Alliebende, die Menschen aus Liebe geschaffen, sich darum früh dem Menschengeiste offenbart habe; daß die Schrift diese heiligen Offenbarungen enthalte, ist uns eine heilige Wahrheit; daß die Bestimmung des Menschen keine andere sei, als den durch Vernunft und Offenbarung uns kund gethanen Gesetzen gemäß zu leben; daß Jesus Christus, in außerordentlichen Verhältnissen zu Gott stehend, daher in der Schrift der Sohn Gottes genannt und dieß in höherem Sinne, als es von andern Weisen gilt, und gewiß gemacht habe durch unvergleichliche Lehre und Beispiele, daß des Menschen Beruf sei, nach Tugend und Gottseligkeit unablässig zu ringen; daß Jesus Christus das nachahmungswürdigste Beispiel der höchsten Tugend, der alles opfernden Menschenliebe sei, ist uns gewiß; daß Gott mit Huld auf jede gute Absicht herabsehe, die Menschen dereinst zur Rechenschaft fordern und das dereinstige Schicksal eines Jeden von seinem Betragen abhängig machen werde; daß den wahren Christen eine selige Unsterblichkeit erwarte, das ist die Hauptsumma unsers Glaubens.

Nicht grübeln wollen wir über die unerforschlichen Geheimnisse, sondern das vorzugsweise in Augenmerk nehmen, was uns bessert und beruhigt. Und das möch-

te wohl in dem Dreifachen bestehen: in der Liebe zu Gott, in der Menschenliebe nach dem Beispiel Jesu Christi, in dem Vertrauen auf die Macht des guten Geistes. —

Von diesen Grundsätzen, die ich ohne Wärme nicht werde vortragen können, weil ich durchdrungen bin von ihrer Wichtigkeit, werde ich diese meine Schüler zu überzeugen, zu beleben suchen. Doch mehr noch: Religion ist auch eine Sache des Herzens, eine Sache des Wandels. Was hell zu sehen ist, soll das Erkenntniß-vermögen zu erforschen bemüht sein; höher aber als alles Wissen und alle Vernunft ist der Friede Gottes in dem gläubig-frommen Gemüthe, das Gott liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften. Durch den Verstand zum Herzen; wir wollen keine Wärme ohne Licht, die in ihrem unverständigen Eifer senget und brennet. Die Religion ist nicht alleinige Sache des Herzens; nicht bloß empfinden, auch erkennen wollen wir. Religion ist nicht einerlei mit Poesie. Nicht im künstlichen Kerzenlicht, sondern im natürlichen Sonnenlicht wollen wir wirken. Wir verwerfen den Glauben ohne Werke; denn es heißt: „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken!“ Wir wollen kein Versenken in die Tiefen der Gottheit, kein Schwimmen in benebelnden Gefühlen; denn die meisten Gefühle, die nicht auf Begriffen, oder auf lebendigen Anschauungen ruhen, verweht jeder kalte Wind; wir wollen keine Selbstvernichtung in der Sehnsucht — sondern einzig lieben wir die Gottesverehrung im Geiste und in der Wahrheit, nicht sich kund gebend durch salbungsreiche Worte (— „Wollte Gott, wir übten die Tugend! und es spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon!“ —) sondern durch ein rechtschaffenes Leben in aller Gottseligkeit und

Ehrbarkeit, sich kund gebend durch Menschenliebe, Aufopferungsfähigkeit, Tapferkeit in der Ausübung des nützlichen Amtes und durch die große Sache der Berufstreue und Gewissenhaftigkeit. Darum hoffe auch ich mehr zu wirken durch Vormachen und Beispiel, als durch Zuspruch und Ermunterung. Wissen und Sagen, ohne Können und Thun ist Heuchelei. Du, Lehrer, der du fromme Gefühle heuchelst, und lehrst die Kinder das Wissen von dem Thun zu trennen, du verführst sie. Dein Beispiel sei die Probe auf deine Rede. Alles, was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Und so kann der wahre Tugendbildner sein Bestes nicht aufweisen, das im Innern verborgen liegt. Darum ist sein Wirken eigentlich ein Graben unter der Erde. Was er zeigen kann, ist vergängliches Gut zum Brauch für's Leben, ist Schale und Kleid. Nicht durch die sorgfältigste Prüfung wird offenbar der Glaube, den er genährt, die Liebe, die er gepflegt, die Hoffnung, die er gestärkt, die Begeisterung, die er gepflanzt hat. Und so sind auch alle diese Worte nichts, als Aeußeres, das nicht lebendig macht ohne den Geist. Und dieser Geist ist, wie schon gesagt, wenn er anders ein wahrer Geist ist, der Geist der Tugend und Frömmigkeit, die wir in der Schule durch Lehre und Beispiel zu erhöhen trachten. Darum wird hier in der Bildungsstätte künftiger Volksschullehrer vorzugsweise Werth gelegt auf den Religions-Unterricht. Gott und die Pflichten sollen die Kinder allerdings besser kennen lernen, als Scheitelwinkel und Quadrate. Ueber der Lehre von den Sternschnuppen und Johanniswürmchen soll die Liebe des Nächsten nicht vergessen sein, und die Gebote: „Bleibe fromm und halte dich recht; gedenke an deinen Schöpfer in der Jugend" ꝛc. sollen öfter gehört werden, als die Erzählungen von den Heiducken, den

Päscheräs und Kakerlacken. Wie der Mensch sein Leben einzurichten hat, um den Beifall der Menschen und Gottes zu haben, ist wichtiger, als die Grundsätze einer klugen Wirthschaftsführung und die Frage, welche Staatsverfassung die beste sei. Und dem Menschen darf keine Seite, durch die Gott sich den Menschen offenbart hat, verdeckt bleiben; darum erstreckt sich die sinnige Betrachtung über Vernunft, Natur und Bibel, als die drei Objecte, worin sich Gott kund gethan hat. Kein Denkender wird die Vernunftreligion schmähen; das wäre Lästerung des Gottes, der die Fackel der Vernunft angesteckt hat. Sie ist der Prüfstein für alles Menschenwerk. Durch die Verbindung mit ihr wird der Glaube zu einem vernünftigen Glauben. Der Christ findet ihn in dem Inhalte der heiligen Schrift, welche die ewigen Lehren des Glaubens in der ehrbarsten Vollkommenheit ausspricht. Daher nähert sich der Glaube des Einzelnen in dem Maße der ewigen Vernunft, als er sich des Geistes der Schrift bemächtigt, und sie in ihm zu That und Leben geworden ist.

Der aufmerksame Mensch — aber auch nur der, der ihn schon anders woher hat — findet Gott überall. In den großen Schicksalen der Völker sieht er das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, im eigenen Leben unverkennbar die Spuren der liebenden Vorsicht, in der Natur überall seiner Hände majestätisches Werk. Wer die Schrift versteht, weiß in der Natur zu lesen, und was sie predigt findet er wieder in dem geschriebenen Worte. Gott und Natur, Schöpfer und Schöpfung, Bibel und Vernunft weisen auf einander hin. Trete hinaus am schönen Frühlingsmorgen in die freie Natur; die Finsterniß schwindet, der Tag bricht an. Gieb dich ganz unbefangen hin den Eindrücken der aufgehenden Sonne! Wenn du nichts vernimmst, als das bunte

Farbenspiel am östlichen Himmel, als die Mischung von Hell und Dunkel unter deinen Füßen, nichts vernimmst als die Frische des Morgens und den säuselnden Wind — keine Stimme hörst in deiner Brust mächtig sich äußern über das Ganze der Schöpfung; so können Worte dir das nicht deutlich machen. Armer Mensch, dem vielleicht auch die Hieroglyphen des Sternenhimmels nichts sagen, dem der blühende Baum nicht die Auferstehung predigt! Doch Höheres noch und Größeres trägt der ächte Mensch im Herzen. Wie der Himmel weit ist von der Erde, so ragt die innere Schönheit, die Seelenschönheit, — über alle äußere empor. Es kann darum nicht zu oft gesagt werden. Euch Jünglingen, machet Euer Herz zu einem Altar des Höchsten! Ohne Frömmigkeit, d. h. ohne Glauben, ohne Vertrauen zu Gott, ohne Liebe zu dem, der uns den Weg gezeigt hat, der uns zuerst liebte, ohne das Vertrauen, daß Gott Alles zum Besten lenke, und jedes gute Menschenwerk sich seines Schutzes zu erfreuen habe — ohne dieß alles fehlt Euch die Stütze und der Stab im Leben. Und Ihr wollt die Armen des Volks erziehen, die Niedrigen und Dürftigen — ohne Religion! Der Fluch würde Euch noch im Grabe treffen, statt des Segens. In den Tagen des Unglücks und der Noth bewährt es sich, was Stich hält. Begleitet die Menschen in den Kampf des Lebens! sehet zu, was ihm leitender Angelpunkt wird! Etwa seine Fähigkeit, im Kopfe zu rechnen, Winkel und Figuren auszumessen, alle Glieder seines Leibes namentlich aufzählen zu können — oder die Bekanntschaft mit allen Tonarten, oder mit Amphibien, Insekten und Würmern? Diese Kenntniß tröstet den Vater nicht, wenn, damit ausgestattet der Sohn in der Blüthe seiner Jahre dahin welkt, tröstet den Sohn nicht, wenn der Vater vorangeht. „Der

Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. — Gott führt es Alles herrlich hinaus. — Und ob ich schon wandelte im finstern Thal, so fürchte ich doch kein Unglück, Du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich" — solche Sprüche, solche Ueberzeugungen beruhigen, trösten, stärken und ermuthigen.

So könnte, so möchte ich noch fort reden, ohne zu wissen, ob ich den rechten Ausdruck gefunden für die Sache, die, als überschwengliche, in keine Begriffe gekerkert werden kann. Lassen Sie darum mich endigen! „Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste; das Beste wird nicht klar durch Worte." —

Ihr, meine Zöglinge! Ihr wollt so sein, wie Ihr sein sollt, und ich will so sein, wie ich nach meinem Ermessen, sein soll. Dann dürfen wir auf sichern Fortgang, auf ein frohes Ende Eurer Bildungszeit und dieser Anstalt hoffen. Und der Hoffnungsreiche überläßt gerne sich der Zuversicht und Freude. Darum, weil das Ende gut zu werden verspricht, darum freuen wir uns des Anfanges. Sei der heutige Tag uns ein wichtiger! Fasset ernste Vorsätze, und erneuert sie an jedem Morgen! Werdet Menschen, werdet Lehrer, werdet Christen! Fasset die Ansprüche Eurer Menschenwürde, Eures Berufs auf, und denkt an die Erwartungen der Vorgesetzten! Denket an die schwere Verantwortlichkeit, wenn die jährlich auf Eure Bildung verwandten Summen keine Früchte tragen sollten. Dieses Geld fließt zwar aus des Königs Kassen, aber in dieselben durch den Fleiß und die Anstrengung der Bürger. An jedem Thaler, den Ihr erhaltet, klebt vielleicht der saure Schweiß des armen Tagelöhners. Wie! und ihr wolltet — doch nein; weg mit dem Gedanken an diese Möglichkeit an dem heutigen Tage!

Thuet das, was an Euch ist, und hoffet auf Gott, der gute Menschen nicht verlässet; hoffet daß es Euch

dann am Nöthigen leiblich nicht fehlen werde. Es giebt noch gute Menschen. Und das Ende wird den guten Anfang nicht Lügen strafen.

Ihnen, verehrte Herren! sage ich den innigsten Dank für Ihre rege, thätige Theilnahme an dieser Anstalt. Sie — mit der Humanität vertraut — vergessen nicht, daß das schwache Thun Stückwerk bleibt, Sie werden nicht von dem, der nur ein Pfund erhielt, die Ernte erwarten, welche der erzielt, der mit zehn Pfund ausgestattet wurde. Aber auf den ernsten Willen dürfen Sie rechnen. Und auf die Begierde nach Besprechung, Belehrung und Leitung! Wer mitten im Walde steht, kann die Bäume desselben mit andern, anderswo sprossenden Gewächsen nicht vergleichen. Theilen Sie uns von der reichen Sammlung Ihrer Lebenserfahrung, Ihrer Einsicht mit! Zählen Sie auf ein dafür empfängliches Gemüth! Auf Auswüchse, Krümmungen, Mängel und Gebrechen machen Sie ohne Scheu aufmerksam! Willkommner der Freund, der tadelnd besser macht, als der Schmeichler, der Mängel als Verdienst anschlägt. Ja, erwägen Sie unsre geistigen, unsre leiblichen Bedürfnisse! Und wenn thätige Beförderer von Außen die jungen und zarten Pflanzen der Lehrerbildungsanstalt zu Mörs schützen und begießen, und wenn die Arbeiter des Weinberges für saftreiches Mark im Innern sorgen; dann dürfen wir fröhlich hinschauen auf ein höheres Vaterland, und, nachfolgend dem größten Menschenlehrer, zuversichtlich auf den Beistand dessen rechnen, der zu allem Guten das Wollen giebt und das Vollbringen. Amen.

III.

Rede,

gesprochen am 3. August 1820, im Schulsaale zu Mörs.

In einem dreifachen Verhältniß findet der Mensch die Ausbildung seines Lebens. Dreien Kreisen muß er angehören, wenn er die irdischen und ewigen Zwecken seines Daseins erstreben, wenn er den leiblichen und geistigen Bedürfnissen allseitig genügen will. Der beschränkteste dieser Lebenskreise ist das Familienleben, das Haus; hier walte die Ordnung und Sitte, die thätige Häuslichkeit und treue Liebe. Das Haus stellt eine Welt im Kleinen dar, und fast alle Verhältnisse und Beziehungen des menschlichen Lebens finden sich hier zusammen. Darum ist dieser Lebenskreis für den nach Vollendetheit strebenden Menschen ein unersetzlicher. — Den umfassendsten, mit dem Auge des Verstandes nicht begränzbaren, in Zeit und Raum nicht eingeschlossenen Verein — eine zweite Bedingung der Vollendung im Leben — stellt die religiöse Gemeinschaft, die Kirche dar, die unsichtbare Gesellschaft aller Guten. Hier liegt das Ziel für unsre Pilgerreise. Wie das Haus nur wenige liebend umschlingt, so umfaßt die Kirche alle ihre Getreuen mit mütterlicher Zärtlichkeit.

In der Kirche erscheinen viele der kleinen Verhältnisse des häuslichen Vereins wieder, und jedes Haus sei darum ein Gotteshaus. Nicht zu verschiedenen Zeiten soll der Mensch der Geschäfte des einen und andren der genannten Lebenskreise warten; nicht sollen sie als zwei einander fremdartige Pole sich entgegen stehen; sondern die großen Kräfte des religiösen Vereins sollen die großen und kleinen Sorgen des Hauswesens leiten und zügeln, und die reinen Elemente der Kirche und des Hauses mögen innigst sich durchdringen.

Indeß erfüllen beide Lebenskreise noch nicht alle Forderungen und Bedürfnisse des Menschengeistes. Ein dritter Verein muß ihn aufnehmen, einem dritten muß er sich an- und einschließen, deren Umfang zwischen den genannten in der Mitte steht, der die Stätte bereitet, wo die im still-häuslichen Kreise gereiften Tugenden Gelegenheit zu vielseitiger Anwendung finden, einem Kreise, in dem die Sphäre der Geselligkeit liegt, worin zugleich die äußern Erscheinungen der Kirche angetroffen werden und der doch einem großen Familienganzen nicht ganz unähnlich werden darf — dieser Verein ist der Staatsverein, der Staat. Der Mensch soll Glied (Haupt) einer Familie sein; er soll Theil haben an der kirchlichen Gemeinschaft, und er soll im Staatsverbande leben. Und wir dürfen, ist Vollendetheit des Lebens unser Ziel, uns nicht weigern, die Pflichten des Bürgers, des Hausvaters und des Christen zu übernehmen. Aber in den drei Verhältnissen, welche Haus, Staat und Kirche heißen, trifft der Mensch auch alle die Beziehungen, welche allen Forderungen seiner Natur ein Genüge leisten; seine geistige und sittliche, seine irdische und sinnliche Ausbildung kann er darin anstreben und wenn er recht sucht, so findet er in Haus, Staat und Kirche Alles, was ihn beglückt und was ihn beseligt.

Berücksichtigend die engen Grenzen, in denen diese Worte sich halten müssen, darf ich es mir nur erlauben, aus der aufgestellten, in einander verschlungenen Trias, so gedankenreich sie auch sonst sein möchte, eine einzige Bemerkung zu ziehen, die auf den schönen Zweck unsres Zusammenseins hinleitet.

Die reiche Mannigfaltigkeit des stets wechselnden Lebensspieles, die Menge der Wellen und Erregen, welche den in den genannten Kreisen stehenden Menschen stets umspülen, erfordern es, hie und da in diese bewegliche See des Lebens einen Wartthurm hineinzustellen, um von da aus die Uebersicht über das Ganze zu gewinnen, um an ihn die flüchtige Erinnerung zu knüpfen; ein Merkmal für die Vergeßlichkeit des Gedankenlaufes, ein Zeichen, zu gedenken der in bestimmtem Zeitraume erlebten Ereignisse. Darum versäumen wir es nicht, dem rollenden Rade der Zeit zuweilen Stillstand zu gebieten, um zurückzuschauen in die Vergangenheit, deren Freud und Leid und jedwede Schickung übersehend, und erspähend die dunkle Zukunft und ihre Deutung zu unsrem Frommen. Ohne diese Haltpunkte wird der Mensch leicht dahingerissen in Besinnungslosigkeit; dem Piloten gleich, der den Nordpol aus dem Auge verloren, die Orientirung nicht zu machen weiß, und mit Compaß, Segel und Steuerruder nicht versehen ist. Diesen, wie jenen reißen Wind und Wellen nach Belieben hin, und begreiflich wird er vergebens auf die Landung in dem sichern Hafen hoffen. —

Aus dem Gefühl der Nothwendigkeit der Lebensmerkzeichen und in Freude über die Gabe des Daseins ist im Kreise des Familienlebens die Gewohnheit, Namens- und Geburtstage der Glieder des Hauses zu feiern, Begegnisse, Umstände und Aussichten des Einzelnen, des Gefeierten, an seinem Ehrentage vorzüglich

beachtend. In gleich-edler Absicht und aus gleich-starkem Drange des Bedürfnisses, folgend den innern Aufwallungen tiefer Gefühle, begeht der Christ die heiligen Tage der Geburts- und Todesfeier des großen Stifters seiner Religion, und kein würdiges Glied der Kirche entzieht sich den Gedächtnißtagen so wichtiger Ereignisse. Wie er an seinem Geburtstage, so oft derselbe im Kreislaufe der Zeit wiederkehren mag, äußere Lebensverhältnisse in Sinn und Gedanken nimmt, so prüft er an dem Geburtstage des großen Meisters das Geheimniß des Herzens, forschende Blicke nach dem Zustande des inwendigen Menschen hinrichtend; und am Todestage des Gekreuzigten prüft er das ganze Leben, ob es ihn reif mache zur Erbschaft des Erhabensten. Wohl ihm, wenn äußere Güter ihn beglücken; dreimal wohl ihm, wenn er bei Zeiten noch mit Steuer und Ruder sich versieht, um den Stürmen und Syrenen auf dem Ocean des Lebens sicher zu entrinnen und einst als rüstiger Steuermann den beseligenden Hafen zu erreichen. Auf ähnliche Art dient der Geburtstag jedes neuen Jahres der Menschheit zum Erinnerungspunkte. Aber durch dieses Alles ist unsern Bedürfnissen als Staatsbürger noch nicht abgeholfen. Uns ist ja jene gemeine Selbstsucht durchaus fremd, die Alles, was das eigne liebe Ich nicht zunächst betrifft, als gleichgültig-Fremdartiges von sich stößt, sondern mit liebender Theilnahme weilt unser Blick auf den Begegnissen des bürgerlichen Vereins; unser Herz hängt am Wohl und Weh desselben, und dem Staat mag Freud oder Leid zustoßen, es verwundet oder labt das Herz des wohlgesinnten Bürgers. Zeitabschnitte müssen wir herausfinden, um an denselben die Vergangenheit des Staatslebens mit der Gegenwart zu vergleichen, und durch das aufgefundene Resultat auf die Ereignisse der Zu-

kunft zu schließen, uns zu bewahren vor überspannten, trüglichen Hoffnungen, uns zu waffnen mit Kraft und Muth, wenn ernste Tage hereinbrechen. Darum richten wir den Blick vor Allem auf den, der das Steuerruder des Staatsschiffes lenket, auf den, der der Maschine Stoß, Leben und Richtung giebt, auf den Fürsten. Bestimmt ja jeder Zeit die innre Trieb- und Lebenskraft, ihre Natur und Art, das Leben jedes einzelnen Organismus. — Eben so erhält das organische Ganze des Staats von der lenkenden Hand den gegliederten Bau. So geht Wohl oder Weh, Segen oder Verderben von der Kraft aus, die das Staatsruder lenket, und darum spinnt sich der Cyclus unsres Staatslebens an den einzelnen Jahren des Lebens des Regenten ab. — Als Glieder einer einzelnen Familie feiern wir die Geburtstage unsrer Lieben, als Christen begehen wir in Andacht und Anbetung die Erinnerungsfeier an die großen Momente unsrer Kirche, und als Bürger fühlen wir uns gedrungen, das Geburtsfest des Regenten nicht unbeachtet, nicht als gleichgültig fremdartige Begebenheit vorbeiziehen zu lassen. Wenn der Tag erscheint, an welchem der Fürst des Landes das irdische Licht zum ersten Male begrüßte, so ruhen unsre Gedanken auf ihm in ernster Stimmung, und freudiges Dankgefühl durchglüht unser Herz, wenn wir Ursache finden, dieses Tages segnend zu gedenken. Darum tritt jeder Preuße am 3. August aus dem gewöhnlichen Kreise seiner Berufsgeschäfte, und in Herz und Sinn umfaßt er die erlauchte Person seines verehrten Monarchen. Heute ist das Geburtsfest Friedrich Wilhelms III., und von ihm zu reden, sei nun ferner unser Geschäft.

In Friedrich Wilhelm feiern wir zuerst den Menschen. Wir sind so glücklich, ihn nicht als einen wilden, ländersüchtigen Eroberer preisen zu müssen, der

die Größe in menschenfeindlicher Ruhmsucht findet. Unser König hat es erkannt, sein Leben ist davon ein laut redender Zeuge, daß die wahre Größe nie in äußern Thaten, sondern im innern Sein des Herzens ruht. Groß wird der Mensch nur durch den herausgebildeten Adel der Seele. — Die Kraft des Herrschers ist die Kraft des großen Charakters. Aber wir nennen nicht den einen großen Charakter, der mit dem Schwerdt oder mit List die Völker in die Fesseln der Furcht schlug, sondern den, der mit irgend einem glücklichen Erfolge vom Schicksal begünstigt war, um die Kraft der inneren Selbstbeherrschung durch sein Leben im äußeren Bilde darzustellen und also die ganze Kraft eines freien Geistes im Dienste der Ideen des Wahren, Schönen, Guten zu zeigen. Darum gilt uns überall der Mensch (im ächten Sinne des Wortes) das höchste. Durch eine Reihe schöner Thaten hat sich die menschenfreundliche Gesinnung Friedrich Wilhelms ausgesprochen, durch großmüthige Unterstützung milder Stiftungen und guter Anstalten jedweder Art, durch anständige Pensionirung verdienter Staatsbeamten (die man oft, ach so einseitig! zu tadeln gewagt hat), durch väterliche Sorgfalt um die Verpflegung der im Dienste für's Vaterland ergrauten Invaliden. Lauter Züge schöner menschlichen Gefühle, ächter Humanität! Nenne einer auch nur eine That unsers Fürsten, welche sprechend das Gegentheil beurkunde! Hier muß auch der Tadelsüchtigste verstummen, und einstimmen in das Lob der rein-menschlichen Tugenden unseres Königes.— Laßt uns noch einige dem flüchtigen Blicke vorüberführen!

Welches größere Gut kennen die Völker, welches ist das Palladium, das die heiligsten Rechte des Menschen schützt, als die Geltung und Anerkennung der Gewis-

sensfreiheit in den höchsten Angelegenheiten, im Gebiete der Religion? Und welcher Staat ist seit Jahrhunderten vorzugsweise der Träger, Pfleger und Erhalter der Glaubensfreiheit gewesen? Kein Andrer als der Preußische Staat. Von welchem Throne ist jederzeit Duldung und Gleichstellung aller Confessionen geübt, Gewissenssache jederzeit als ein unverletzliches Heiligthum des Menschen, geachtet worden? Vom Throne der Preußischen Regenten. Auf ihn haben seit drei Jahrhunderten die aufgeklärtesten, für Volkswohlfahrt durch Aufklärung begeistertesten Männer ihre Blicke gerichtet, und nicht umsonst. Preußen war die Hauptstütze der Reformation, der Denk- und Gewissensfreiheit, und wenn in fremden Landen die Unterthanen in ihren heiligsten Rechten verletzt wurden, so fanden sie im Gebiete des Preußischen Landes ein sicheres Asyl. Hier leben Katholiken, Protestanten, Mennoniten und Römischgesinnte in stiller Friedlichkeit neben einander; wer nur die Gesetze des Staates achtet, der darf Gott auf seine Weise verehren, und die Würdigkeit zu Aemtern bestimmt nicht Meinung, Formel und Ceremonie, sondern die erworbene Tüchtigkeit. Deß erinnern wir uns, als Angehörige dieses Staates, mit hochherzigem Gefühle und innigem Danke gegen die Vorsehung. Die preiswürdige Tugend der Toleranz hat Friedrich Wilhelm von seinen erlauchten Vorfahren ererbt; er hat sie nie verleugnet; jede Meinungsverschiedenheit anerkennend, bewahrt er selbst den Glauben seiner Väter, und anstatt mit Gleichgültigkeit auf Wesen und Form desselben hinzusehen, übt er als frommer Christ die Tugenden und Gebräuche seiner Kirche.

Auch in anderm Gebiete geistiger Bedürfnisse ist Preußen stets mit nachahmungswürdigem Beispiele vorangeschritten. Nächst der Religion sind Wissenschaften

und Künste die herrlichen Gemeingüter aller Menschen. Preußen hat, wie an Zahl, so an innrer Gediegenheit, die besten Pflanzanstalten für Wissenschaft und Kunst, Universitäten, Schulen und Akademien, gestiftet. Die ersten Meister der Wissenschaft leben zum Theil auf Preußischen Universitäten; der trefflichsten Lehrer eine große Zahl wirkt für die Bildung der Jugend an Preußischen Gymnasien, an Preußischen Schulen. Die reichsten Spenden sind diesen Anstalten zugewandt worden, nicht nur in glücklicher friedlicher Zeit, sondern selbst in den Tagen der furchtbarsten Bedrückung. Im Jahre 1809 stiftete unser König die Universität zu Berlin, und bald nachher wurde Breslau eingerichtet. Die Preußische Regierung wirkt dieß in der Ueberzeugung, daß in der Steigerung der Intelligenz die Kraft des Volkes in höchster Potenz ruhe, und darum hat der, dessen Geburtsfest wir heute feiern, nicht lange gesäumt, als ein schönerer Morgen anzubrechen begann, auch in den wiedererworbenen Provinzen für das geistige Wohl seiner Unterthanen zu sorgen. Schon jetzt blicken wir Rheinländer mit Stolz auf die Blüthe der Rheinuniversität hin, die es wagen darf, sich in die Reihe der ersten Hochschulen Deutschlands zu stellen. Und da diese Anstalten von jeher die unerschöpflichen Quellen waren, aus denen lernbegierige Jünglinge Materialien schöpften für die Thätigkeit einer lebenslänglichen Wirksamkeit im praktischen Geschäftsleben, wo der Geist wissenschaftlicher und bürgerlicher Denkfreiheit angeregt und belebt wurde; so sehen wir in der Siftung der Rheinuniversität durch Friedrich Wilhelm den Beweis, daß auch jetzt noch, wie früher, die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, zu Denk- und bürgerlicher Freiheit fortlebet. Darum dürfen wir vertrauend in die Zukunft blicken; darum feiern wir in Friedrich Wilhelm III. den

Beschützer jeder Confession, den großmüthigen Beförderer von Wissenschaft und Kunst.

Doch noch rein-Menschlicheres und Höheres dürfen wir nennen. Blicket umher auf den europäischen Thronen und erforschet die Familienverhältnisse der Großen der Erde! Höret die Mittheilungen der vertrauten Günstlinge der Machthaber über deren Privatleben! Wie schwindet da oft der Nimbus von Ruhm und Glanz, in die sie sich hüllen! Im gemeinsten Sinnenleben wird nicht selten der Tag hingebracht, einer nach dem andern. Wo findet rege Arbeitsamkeit, liebende Sorgfalt der Eltern, treue Liebe der Gatten eine bleibende Stätte? Wo ist das Regentenhaus, das mittleren und allen Ständen in diesen herrlichen Tugenden ein Beispiel gäbe, der Nachahmung werth? — Es ist das Preußische Regentenhaus; es ist die Residenz unsers Königs. Wegblickend mit Ekel von dem Weltscandal, das in gegenwärtigem Augenblicke jener reiche Inselstaat aufstellt*), freuen wir uns unsers Königes, seiner häuslichen, schlichten Simplicität, die Tausende in der Schatzkammer läßt, seiner zärtlichen Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder, ja was das Seltenste auf Thronen sein mag, seiner Liebe und unverletzten Treue gegen die heimgegangene Louise. Das sind ächte, wahre, deutsche Tugenden und Friedrich Wilhelm hat durch deren Uebung sich als einen deutschen Charakter ausgezeichnet. Eltern und Gatten finden in unserm Fürsten ein nachahmungswürdiges Muster. Seine Hingebung an die edle Seele seiner Gemahlin hat bis diesen Tag nicht aufgehört, und seine Treue folgt dem geliebten Schatten über Tod und Grab. Möge darum der Engel der Verklärten stets den treuliebenden Gatten umschweben! Wahrlich durch

*) Der letzte Prozeß der unglücklichen Königin vor dem Parlamente.

diese Tugend strahlt in der Krone unsers Königes, ein Juwel, den Herrschergröße nicht ersetzen könnte. — Doch auch der Regententugenden desselben sind viele zu preisen. Seine Regierung ist so reich an großen denkwürdigen Begebenheiten, wie irgend eine. Ja die Geschichte wird seine Regierung als vorzüglichen Denkstein den Nachkommen bezeichnen. In den Jahren der Schmach hat Friedrich Wilhelm den Glauben festgehalten an bessere Zukunft, den Glauben an sein Volk. Mit edlem Muthe und mit Heldensinn hat er die Gefahren der Schlachten mit den Seinigen getheilt. Dort auf Leipzig's Fluren hat er durch seine Gegenwart die Preußischen Krieger zu außerordentlichen Thaten begeistert. Mit ihnen ist er siegreich hingegangen zum Rheine; an ihrer Spitze hat ihn die stolze, gefallene Kaiserstadt die geraubte Victoria heimholen sehen, und nicht bis zum Uebermuthe hat so viel Glück, noch so viel Unglück seine Männerseele geschwellt. In dem ewig denkwürdigen Freiheitskriege sind auch wir frei geworden; wir reden wieder mit deutscher Zunge; Deutsche sind wieder unsre Brüder; ausländische Sitte, herbeigeführt durch die Herrschaft eines leichtsinnigen Volkes, weicht mehr und mehr aus unsern Kreisen. Mit Stolz sehen wir unser Land wieder mit dem angestammten Mutterlande vereinigt. An dem Geburtstage unsers Königs feiern wir zugleich unsre Wiedervereinigung mit dem deutschen Lande, und die Regierung Friedrich Wilhelm III. wird stets für diese Gauen eine sehr denkwürdige Epoche bleiben. Und darum lassen auch wir an dem Geburtstage unsers Königs ihm ein Lebehoch! erschallen.

So hat unser Landesvater in allen drei Beziehungen des vollendeten Menschenlebens, als Haupt einer Familie, als Glied und Vorsteher der Kirche und als erster Bürger seiner Lande schöne Tugenden in sich her-

ausgebildet. Im Kreise des Hauswesens herrscht edle Simplicität und weise Sparsamkeit; im Staatsverbande übt er Milde und Gerechtigkeit, und als Christ ist er jedem ein Muster. Unser König hat sich als Mensch, Christ und Bürger bei allen Vorurtheilsfreien hohe Achtung und Liebe erworben. Zwar hat die Verkleinerungssucht, so wie die Sucht zu idealisiren, die Sucht von Andern viel zu fordern, im Unvermögen, selbst viel zu leisten, die Dummheit, von Menschen Göttliches zu verlangen, auch an der erlauchten Person unsers Verehrten viel Tadelnswerthes zu finden gemeint. Doch das heutige Fest sollen solche Umtriebe uns nicht stören. Es sei ein Freudenfest, ein Fest bürgerlicher, friedlicher Geselligkeit, hervorgegangen aus gemeinsamer Anhänglichkeit an das Regentenhaus, ein Fest froher Hoffnung für die Zukunft.

So im Allgemeinen! Doch noch in näherer, specieller Beziehung steht die Feier des 3. August mit diesem Vereine. Die Stiftung des Seminars in Mörs bestätigt aufs Neue die gleich Anfangs gepriesene Liebe und Sorgfalt unsers Fürsten für Volkswohlfahrt, Volksaufklärung, Volkserziehung. Mit gleicher Sorgfalt für die Bedürfnisse der höheren Stände und höhere Wissenschaften, wie für die Bildung des Bürger- und Bauernstandes thätig, hat die Regierung unter Friedrich Wilhelm sich bewährt. Mit dankbarem Gemüthe denken wir der Stiftung dieser Anstalt. Auch im kleinen Kreise reift und gedeiht Gutes und Großes. Der Gedanke muß heute uns, die Glieder derselben, erheben, jeden Tag uns tragen, uns begeistern. Dann erfüllen wir den Zweck der Stiftung dieser Anstalt, dann feiern wir das Geburtsfest des Stifters derselben würdig. Jünglinge, ihr wollt Euch zu Lehrern und Erziehern, zu Mustern und Meistern bilden. Unser König will das Euch erleich-

tern. Das verkennet und übersehet nicht! Und das thut ihr nicht, davon gebet ihr mir Probe, davon zeugt die Ausschmückung dieses Lehrzimmers und die allgemeine Festfreude. So tritt der heutige Tag einem jeden unter Euch sehr nahe. Darum verlasse keiner heute dieses Gebäude, ohne ernstliche Gelübde für ernste Anstrengung aller Kräfte; keiner sei unter Euch, der nicht heute den Vater dieser Stiftung segne. Wir feiern in Friedrich Wilhelm auch den Stifter des Lehrerseminars in Mörs. Und darin bestehe unser Dank, daß wir unsern großen Zweck mit sittlicher Kraft und Tapferkeit anstreben. In Begeisterung vorwärts! Und wenn ihr dann nach Jahrzehenden, wenn vielleicht unser verehrter König längst zu den erlauchten Vorfahren heimgegangen, reich an Wissen, mit Kunst und Liebe, als treue Lehrer wirket; wenn dann Tausende Nützliches, Großes und Schönes von Euch lernen, wenn man dann fragt: Wo hat dieser tüchtige Mann den Grund zu seiner Ausbildung gelegt? dann wird man auf diese Anstalt hinweisen, ihrer mit Dankbarkeit Erwähnung thun und den Stifter derselben segnen. Und weun ihr Euch aus dem Munde der Kinder ein Lob bereitet, so gebührt dasselbe unserm Könige. So muß Euer Streben dahin gehen, durch emsigen Fleiß tüchtige Lehrer zu werden, damit durch Euern Fleiß im Berufe dereinst dem Staate reiche Zinsen zufallen für die Opfer, die man jetzt zu Euerm Besten bringt.

Friedrich Wilhelm muß uns Allen ein gefeierter Name sein. Wir sind Deutsche, wir sind Preußen. Als Deutsche wollen wir die vielgepriesenen Tugenden unsrer Vorfahren Biederkeit und Offenheit, Liebe und Treue gegen Gott und Mensch uns bewahren; als Preußen wollen wir den Ruhm und die Tapferkeit unsrer Vorfahren den Nachkommen überliefern; als Menschen

wollen wir, nun erlöset vom Joche der Fremden, auch die Untugenden dieser Fremden von uns abthun; als Bürger wollen wir am Schicksale unsers Vaterlandes den regsten Antheil nehmen, und im kleinen Kreise das Unsrige zum Wohl des Ganzen beitragen, und als Unterthanen unsers treuen Königs Heil und Segen auf ihn herabflehen. Darum singen wir in gemeinsamer Erhebung, als Zeichen der Gemeinschaft unsrer Gefühle, den bekannten Volksgesang: Heil Dir im Siegeskranz ꝛc.!

VIII.

Worte,

gesprochen am 3. Juli 1822, dem dritten Jahrestage der Stiftung des Seminars in Mörs.

Abermals ein Jahr dahin, das zweite Jahr unsers Zusammenlebens für die meisten von Euch. Kurz ist des Menschen Leben, die Stunden eilen, es vergeht wie ein Traum. Kürzer noch als das Leben ist ein Abschnitt aus demselben, die Jugendzeit; sie kommt und schwindet und kehret nie wieder. Die Jugendzeit, die schöne, die schönste Zeit des Menschenlebens, der heitre Lebensmorgen, wo das Auge sich dem Schönen öffnet, wo das Auge des Reinen Schönes zeigt. Nicht nur die schönste, auch die wichtigste Zeit des menschlichen Lebens. Sie bedingt des Menschen ganzes Glück auf Erden und im Himmel. Ihr kennt das ganze Gewicht des Frühlings des Jahres. Nicht mit donnernden Worten, nicht mit allerhand Beweisgründen brauche ich Euch diese Wahrheit vorzuhalten. Ihr fühlt dieselbe, Ihr habt Proben davon gegeben. Nur wenige herzliche Worte richte ich heute an Euch; Einiges wollen wir besprechen, Einiges uns vorhalten; denn die Stunden eilen und jede hat ihr Recht.

Zuerst einen Rückblick auf das vergangene Jahr. Es ist des Menschen Vorzug, daß er die Gegenwart festhalten, die Vergangenheit überdenken und in die Zukunft blicken kann, Vergangenes und Künftiges mit einander verbindend. Haben wir, rückblickend, dem vergangenen Jahre sein Recht widerfahren lassen, haben wir gethan, was wir zu thun schuldig waren? Wer gut sein will, fragt bei Allem zuerst sein Gewissen. Ihn kümmert mehr das, was er thut und will, als das, was ihm wird, was er genießt und was er leidet. Darum: Sind wir in allen Stücken gut, brav, tüchtig gewesen? Haben wir aus allen Kräften, unablässig, unermüdet gerungen, Kenntnisse zu sammeln für den Mittag des Lebens, Einsichten zu erlangen in das Wesen Gottes, der Natur und der Menschheit; haben wir in allen Stücken, ohne Vorurtheil, ohne Trägheit, ohne Befangenheit der Wahrheit nachgestrebt? Waren wir nicht zuweilen träge zum Denken, nachlässig im Lernen, faul im Weiterstreben? Welche Gefühle lebten in der Tiefe unsers Innern, in dem Geheimniß unsers Herzens? Könnten wir die geheimsten Falten desselben dem Auge des Allsehenden ohne Bestürzung, ohne Furcht, ohne Scham zeigen? Waren die Gedanken unsers Herzens, die tiefsten Gefühle, ganz lauter, ganz rein, ganz unschuldig? Liebten wir recht von Herzen Gott, unsern Vater, der uns das Leben gab, der es uns erhielt, der uns jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick des vergangenen Jahres mit Segnungen überschüttete? War unser erst Gefühl an jedem Morgen Preis und Dank, war unser letzter Gedanke vor dem Einschlafen bei dem Urheber alles Guten? Liebten wir die Menschen, unsre Brüder, recht von Herzen, wie uns selbst? Freuten wir uns über jeden Vorzug, den der Andre hatte, über jedes Gute,

das ihm begegnete; war unser Herz rein von Neid und Schadenfreude, liebten wir den Nächsten wie uns selbst? Wirkten wir gerne für die Armen, unterrichteten wir aus reiner, gottgefälliger Liebe die Armenkinder unsrer Schule? Und wie war überhaupt unser Thun? Unterließen wir nicht Manches, was uns heilige Pflicht war? Thaten, wollten wir nicht Manches, von dem wir wußten, daß es nicht das Edle, nicht das Reine, nicht das Sittliche war? Redeten wir nur Wahrheit; ging kein falsches Wort aus unserm Munde; strebten wir darnach, in allen Stücken gut zu sein, nachahmungswürdiges Beispiel zu hinterlassen? Näherten wir uns dem höchsten Gute, dem Vollendeten, dem Ewigen? Klebte nirgends unsere Lust an dem Vergänglichen? Wünschten wir uns nie die Güter dieser Erde? Schätzten wir Wahrheit, Schönheit, Güte weit über Alles, was sichtbar ist? Sind es ganz lautere Beweggründe, die uns das Amt des Lehrers erstreben lassen? Lebten wir in Gott? Hat der Weltrichter uns nichts zu vergeben?

Laßt uns beten!

Vor Dir, dem Unendlichen, beugen wir uns, wir Erdgeborne. Wir müssen uns schuldig bekennen, Vieles unterlassen zu haben, was Du geboten hast. Mit Reue und Scham erkennen wir unsre Sündhaftigkeit. Wir sind nicht gerecht vor Dir, o Gott, Welcher Sterbliche wäre gerecht vor Dir, dem Heiligen! Wir müssen sprechen: Wir wissen, daß ein Mensch nicht rechtfertig bestehen mag vor Dir, o Gott, und wir können Dir auf tausend nicht eins antworten. Gehe mit uns nicht in das Gericht! Vergieb uns unsere Schuld, barmherziger Gott! Thue Gnade an uns, und schließe uns nicht aus von Deiner Alles umfassenden Liebe! Sei unser Vater für und für, wie du bisher es gewe-

sen! O wie gütig hast du dich gegen uns bezeiget von dem Anbeginn unsers Lebens an! Wo wollten wir enden, sollten wir alle Wohlthaten aufzählen, die wir dir verdanken! Du gabst uns redliche Eltern, wir danken, danken! Du wandtest Gefahren des Leibes und der Seele von uns ab, du ließest es uns nicht fehlen an dem, was Noth thut dem Leibe und der Seele; wir sind Unsterbliche, wir sind Christen! Dank dir für dein heiliges Evangelium! Dank dir für deine Liebe! Wir sind Protestanten, wir wissen zu scheiden das Aeußere von dem Inneren, das Irdische von dem Ewigen, wir geben nur allein dir die Ehre, nicht uns und nicht Menschen; wir wissen, daß du nur verehrt sein willst im Geiste und in der Wahrheit; du verschmähest allen Ceremoniendienst und alles Plapperwerk; du willst nur ein reines Herz. — Wir danken dir dafür, daß du uns so gelenkt hast, daß wir uns einem geistigen Geschäfte gewidmet haben; daß wir Gelegenheit fanden, unsern Geist aufzuklären, unsre Gefühle zu veredlen, unser Thun zu heiligen!

Segne o Gott! unser Bemühen, sei auch in jeder Stunde der kommenden Zeit mit und unter uns! Wende dein Antlitz nicht ab von uns, nicht ab von dieser Anstalt, wenn sie Gutes fördert! Stärke uns, daß wir täglich mehr Wahrheit suchen, Wahrheit finden, Wahrheit lieben; daß wir Gutes empfinden, Gutes denken, Gutes wollen! Voll Vertrauen zu dir sehen wir der Zukunft entgegen; du lenkst die Welt, du herrschest über die Menschen, dein Rath ist der beste; dir wollen wir vertrauen, auf dich unsre Sorgen werfen; wir wollen fleißig zu sein, gut und treu und brav und fromm zu werden uns bestreben; wir wollen dir angehören und in unserm Berufe wirken mit Beharrlichkeit und Treue! Segne unsre Entschlüsse! Laß auch das kommende Jahr

ein Jahr reicher Aussaat werden für unsern Geist, für unser Herz; entferne von uns, was uns gefährlich, uns verderblich werden könnte; unsre Gesundheit uns erhalte! unser Leben uns friste, wir sind noch so weit vom Ziele; deine Hand uns führe, damit wir nicht straucheln! Du bist so groß, so gütig, so barmherzig! Wir sehen mit Muth der Zukunft entgegen, wir trauen ja auf dich, den besten Vater. Unser Vater! ꝛc.

Nun 2) einen flüchtigen Blick auf die Gegenwart.

Hier tritt uns zuerst der Zustand unsrer Anstalt, dieser Schullehrerbildungs-Anstalt, entgegen. Als wir vor zwei Jahren am heutigen Tage mit Gott das Werk anfingen, schwankte die Anstalt. Sie schwankt noch. Ein provisorischer Cursus wurde damals eröffnet, auf den die definitive Organisation des Seminars folgen sollte. Es geschah nicht. Wir haben uns seitdem mehr als einmal getrennt und wiedergefunden, und noch wissen wir nicht, ob nicht die nächste Post die Auflösung des Ganzen bringt. Diese Anstalt ist bisher ein Bild alles Irdischen gewesen. Wandelbarkeit und Vergänglichkeit ist das unwandelbare Gesetz alles Erschaffenen. Wir aber dürfen uns das Zeugniß geben, daß wir nicht gewankt haben. Aeußere Verhältnisse der Anstalt wankten; innere standen fest. Wir wußten, was wir wollten und was wir sollten, und unser innerstes Bewußtsein giebt uns das beruhigende Zeugniß, daß wir nicht müßig gewesen sind. Der Mensch darf und soll auch gerecht sein gegen sich selbst. Vergleicht Euern gegenwärtigen Standpunkt in intellectueller Hinsicht mit dem, auf dem Ihr vor zwei Jahren standet! Und Ihr werdet Euch zu betrüben nicht Ursache haben. Ihr Alle, ich brauche Gottlob! hier nicht ausnahmweise zu sprechen, ein jeder von Euch hat Manches gelernt, was er vorher nicht wußte, manche schöne und erhebende Wahr-

heit sich zu eigen gemacht. Träge und faul habe ich keinen von Euch gefunden. Und Ernst war der Charakter unsers Treibens. Wenn Euch diese Behauptungen, diese Wahrheiten und das aus ihnen hervorgehende Bewußtsein aufzublähen im Stande wären, dann — wären die aufgestellten Behauptungen lauter Lügen. Wer Etwas weiß, der weiß auch, wie viel er nicht weiß; je mehr ein Mensch dem Guten nachstrebet, desto weiter sieht er sich von dem Ideale seines Strebens, von vollendeter Güte entfernt. Darum suche ich vor allen Dingen in Eurem Herzen wahre Bescheidenheit, ächte Demuth. — Unsre Anstalt ist im Schwanken; wir aber nicht, sagte ich. So ziemt es dem Menschen. Eins thut Noth, und nur Eins, in allen Verhältnissen des Lebens. Tugend und Pflicht ist dieses Eine und Große. Mag Aeußeres untreu erfunden werden, mögen äußere Hoffnungen sich nicht realisiren; unsers Innres muß wissen, was zu glauben, zu thun ist. Möge daher — wenn es nicht anders ist — unsrer Anstalt der Untergang werden; vergebens hat sie nicht gestanden, und wir gehen darum nicht unter. Wir wollen Lehrer sein, Lehrer bleiben; wir wollen ächte Lehrer werden, es komme wie es wolle. Wir wollen Tugend und Pflicht üben, wohin wir auch verschlagen werden. Tugend und Pflicht sei der Grund unsers männlichen Muthes und das Ziel unsers Wirkens. Der Tugendhafte wankt nie.

Nun laßt uns unsre Blicke erweitern. Da tritt uns die Beschaffenheit der Schulen entgegen. Wenige sind, die so sind, wie sie sein sollen. Die meisten dienen der Gewohnheit, der Trägheit, dem Vorurtheil, dem Schlendrian, dem Mechanismus. Sind sie wahre Erziehungs-, sind sie Menschenbildungs-Anstalten? Fördern sie mehr irdische, oder mehr ewige Zwecke? Werden alle Anlagen der Kinder geweckt, geübt, gestärkt?

Dürften wir doch auch diese Frage mit einem freudigen Ja antworten! Aber so ist es nicht. Wir klagen darum nicht. Aber wir steigern deßhalb die Anforderung an uns selbst. Wir fühlen das Gewicht der dadurch von uns übernommenen Verpflichtung, zum Besserwerden das Mögliche beizutragen. Im kleinen Kreise wollen wir einen Schritt nach dem andern thun. Wir wollen uns der Armen im Volke annehmen. Unser Erlöser ist uns hier ein herrliches Muster. Er predigte den Armen das Evangelium. Nicht übereilt wollen wir handeln; allmählig umwandeln und bessern. Im Vertrauen der Menschen! Alles Große und Feste will reiflich überdacht, langsam vorbereitet werden; alles Neue muß sich an Vorhergehendes anschließen. Pflanzen und Blühen ist nicht zu einer Zeit. Und wenn durch uns nur eine Schule besser und gut wird, dann haben wir nicht umsonst gedacht und gewirkt.

Unser Gesichtskreis dehne sich weiter aus. Wir sind nicht nur Deutsche, wir sind auch Menschen. Und als Menschen nehmen wir innigen, freudigen Antheil an der Vollkommnung jedes Menschen, jedes Volkes; es lebe nun in der neuen, oder in der alten Welt. 300 Jahre lang hatten Millionen in Amerika unter spanischem Joche geschmachtet. Die Inquisition wüthete, und Pfaffen herrschten. Das Volk hielt man in der Dummheit und Menschen schleppte man in die Sklaverei. Unerhörte Gewaltthaten bezeichnete die Geschichte jedes Jahres. Von Menschenrechten durfte man nicht reden. Wer von Unverlierbarkeit dieser Rechte sprach, wurde zum Schwerdte verurtheilt; wer von Ueberzeugungspflicht und Prüfungsrecht sprach, den sperrte man in unterirdische Gefängnisse, wo weder Sonne noch Mond hinschien; wer der Vernunft Recht geltend machte, den bekämpfte man mit dem Schwerdtrecht. Doch Gott

lebt noch. Und Denken läßt sich nicht verbieten. Und Gerechtigkeit wird endlich jedem Volke. Und Uebermuth wird endlich bestraft, Despotismus verhöhnt, Tyrannen werden gestürzt und Pfaffen vertilgt. Die Vernunft triumphirt jetzt in jenen Ländern, wo 300 Jahre lang Unvernunft gepredigt worden ist; und der süße Name Freiheit erschallt wieder da, wo man für die Ewigkeit Sklaverei gepredigt zu haben meinte. Die Gerichte Gottes sind über Spanien hereingebrochen, und die Gewitter ziehen sich über dem zusammen, der sich den Herrn zweier Welten nannte; dem, der stolz behauptete, daß die Sonne in seinem Lande nicht untergehe, dem geht jetzt die Sonne selbst unter. Ganze Völker haben endlich ihre Ketten zerbrochen, und nach 12jährigem, blutigem Kampfe bestrahlet eine neue Sonne diese schönen Fluren, die Gott geschaffen hat, damit Menschen dort glücklich und frei leben sollen. Die Menschheit triumphirt über dieses Ereigniß, und auch wir nehmen den herzlichsten Antheil an dieser großen Begebenheit des Jahres 1822. — Aber um so trüber wird unser Blick beim Gedanken an das schreckliche Loos, bei der Aussicht auf das grausenhafte Geschick, das nach aller Wahrscheinlichkeit der Griechen in Europa wartet. Sie, die Nachkommen eines Sokrates, eines Solon, eines Lycurg, eines Epaminondas, eines Plato, eines Aristoteles, eines Aristides, eines Leonidas und all der herrlichen Menschen — fallen unter dem blutigen Schwerdte der Türken. Christen kämpfen für Freiheit und Vaterland, für Weib und Kind, für Wissenschaft und Glauben gegen die Ungläubigen, und die Ungläubigen siegen. Schreckliche Wahrheit! Menschen, die helfen könnten, helfen nicht; unsre Glaubensbrüder läßt man hinschlachten; kein Schwerdt rührt sich in der Scheide; blutroth steht die Sonne über dem griechischen Himmel,

und jeder Augenblick frißt seine Opfer. Wann wird dieser Abgrund sich schließen? Ist es unabänderlich, dieses grausenhafte Geschick? — Wir wissen es nicht. Schwarz ist die Zukunft von Millionen Menschen. Wir können nicht helfen. Aber nahe geht uns dieser Jammer unschuldiger Weiber, dieses Aechzen der Kinder.— Und das hört Gott. Ja wir können es nicht glauben, daß der Christenfeind siegen wird; die Hülfe ist oft am nächsten, wenn die Gefahr, die Noth am größten. Laßt uns diesen Gedanken festhalten! Unser Vertrauen wanke nicht! Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n. Und kommt denn endlich der Tag, wo die Tyrannen beben, der Tag, wo das alte Byzanz in seinen Grundfesten erschüttert wird, dann singen wir dem Herrn aller Herrn ein Hosianna. —

Dieses erwarten wir von der Zukunft. An uns ist es, daß wir jeder Zeit tüchtige Menschen sind. Jeder sehe zu, daß sein Herz fest sei. Thue jeder, was er kann und soll. Der Feldherr ziehe das Schwerdt für Gerechtigkeit und Vaterland, der Richter wäge die Thaten der Menschen mit Unparteilichkeit und Wahrheit ab, und der Lehrer verbreite Wahrheit und Tugend in seinem (großen) Wirkungskreise. Darum rufe ich Euch, Ihr künftigen Lehrer 3) im Blicke auf die Zukunft, zwei Wahrheiten zu.

1) Jeder Mensch kann täglich besser werden. Weg mit dem unseligen Zweifel an der Kraft des Menschen! Der Mensch kann in der Regel viel mehr, als er meint. Das predigt die Geschichte, das lehren die Tage des Unglücks. Festes Vertrauen zu der Menschenkraft, die der Schöpfer in eines Jeden Geist legte, ermuthigt zur Anstrengung. Wir können, wenn wir nur wollen. Der Mensch hat unendliche Anlagen. Sie sollen nicht schlummern, sie sollen gestärkt werden. Des

Beistandes Gottes darf jeder redlich Strebende gewiß sein. Wir können gut werden. Habe ich nicht den Verstand der Verständigsten, ich habe doch Verstand. Sind mir nicht die menschlichen Anlagen in höchster Vollendung verliehen, so sind sie mir doch auch nicht ganz versagt. Und wenn ich sie nach Möglichkeit ausbilde, so bin ich ein getreuer Knecht, der in Wenigem treu erfunden wird. Kann ich kein Engel werden, so stehe ich doch nicht zuunterst in der Reihe der Wesen. Fehlt es mir an Mitteln, ein Genius der Menschheit zu werden; wohlthun und mittheilen kann ich doch. Darum hält mein Glaube fest an der Möglichkeit der Ausbildung eines Jeden, an der Gewißheit der Vervollkommnungsfähigkeit meines Geistes. Ob Schwierigkeiten sich mir entgegenthürmen, das macht mich nicht verzagt. Ich weiß, daß nur im Kampfe und durch Kampf alles Große wird. Darum will ich wirken, so lange es Tag ist. Ich kann besser werden, darum will ich es. Ich zweifle nicht an der Kraft des Menschen in mir. Und darum zweifle ich auch

2) nicht im mindesten daran, daß es durch mich in der Welt besser werden könne. Unselige Verblendung, die da meint, es ginge Alles seinen Gang; es werde doch, was werden könne, ohne des Menschen Eingreifen. Allerdings geht es dann einen Gang; aber welchen? Die Erfahrung lehrt es. Ihr habt einige Schulen kennen gelernt, in welchen Lehrer gearbeitet haben, die es gehen ließen, wie es gehen mochte. Gott bessere es! sprechen wir, und wir legen rasch Hand an, damit Gott es durch uns besser mache. Ihr habt die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß es besser werden könne. Denn Manches hat in einer Schule sich durch uns gebessert. Wir danken Gott dafür. — Auch mit wenigen Mitteln vermag der Tüchtige oft viel. Und

kann ich nicht Alles, so kann ich doch Manches. Beſſer kann es durch mich werden, beſſer kann die Schule durch einen Jeden von Euch werden; darum ſoll es durch mich beſſer werden; darum, ſprechet dies in Eurem Innren! darum ſoll es auch durch uns beſſer werden. Nicht auf Millionen kann ich wirken; vielleicht nicht auf Tauſende; aber doch auf Manche, vielleicht auf Viele; auf Einige gewiß. Und an deren Seele ſoll meine Thätigkeit ſich bewähren. An meiner Schule ſoll man meinen Fleiß ſehen. Deß will ich froh ſein. Ich kann beſſer werden, und darum will ich beſſer werden; es kann durch mich beſſer werden, und darum ſoll es durch mich beſſer werden.

Das ſeien unſre Gedanken, unſre Vorſätze an dem heutigen Tage, dem Jahrestage unſres Zuſammentretens. Wir ſind froh unſers Zuſammenwirkens, unſers Lernens, Uebens, Denkens nnd Wollens. Gott gab uns Gelegenheit und Kräfte. Sie wollen wir nützen. Die Zeit eilt. Ich bleibe nicht immer jung. Der Jugend will ich mich freuen, das Gewicht der Jugendzeit will ich innigſt fühlen und berückſichtigen. Kein Tag ſei mir verloren. Dann blicke ich mit Heiterkeit auf jedes verfloſſene Jahr. Dann bin ich gewiß, daß der barmherzige Gott zufrieden iſt mit redlichem Bemühen. Er, der Allmächtige, verwirft mich dann nicht und ſegnet mein Thun.

Eins thut allen Menſchen Noth. Eins auch nur: Tugend und Pflicht. Ihnen will ich mein Leben widmen. Sie ſeien unwandelbar der Angel meines Strebens. Schwanken auch die äußern Verhältniſſe meines Lebens, die innern Verhältniſſe ſollen nicht ſchwanken. Ich bin Lehrer. Ich will ein tüchtiger Lehrer ſein und es von Tag zu Tag mehr werden. Erſt will ich mich

besser machen, und dann durch mich meine Schule. An dem Erfolge meines redlichen Strebens zweifle ich nicht. Gott segnet redliches Wollen und emsiges Bemühen. Ich bin ein Mensch. Was Menschen angeht, geht mich an. An ihren Schicksalen nehme ich den innigsten Antheil. Ich freue mich ihres Glückes und weine über ihr Mißgeschick, helfe überall, wo ich helfen kann. — So trete ich ruhig und getrost, hoffnungsvoll und freudig jedes neue Jahr meines Lebens an. Und bringt dann der Zeiten Lauf die Vollendung eines neuen Jahres, dann traure ich nicht über die Flüchtigkeit der Zeit, sondern schließe mit getrostem, dankendem Aufblick zu der ewigen Liebe die Rechnung des Jahres.

Du, heiliger Geist, Geist von Gott!
Stärk' uns, o stärk' uns, bis zum Tod
Dem hohen Schwur getreu zu bleiben:
„Mit Redlichkeit dein Werk zu treiben,
„Getrost den Weg der Pflicht zu gehn,
„Gewinn und Ruhe zu verschmähn."
Daß Licht und Recht auf deiner Erde
Durch uns, durch uns verbreitet werde!
Das hilf uns Herr!

IV.

Ueber den

Gemeingeist.

Eine Rede, gesprochen in dem Schulsaale in Mörs, am 3. August 1823*)

Hochzuehrende Anwesende!

Billig erweitern wir heute unsern alltäglichen Gesichtskreis. Der heutige Tag ist für alle Bewohner des Preußischen Staates ein Tag der Festfeier; der 3. August vereinigt die Getrennten zu gemeinsamer Theilnahme. In den gewöhnlichen Tagen des Lebens stehen wir vereinzelt und isolirt; ein Jeder geht seinen Berufsgeschäften nach, unbekümmert um das Werk des Nachbars; einem kleinen Kreis der Thätigkeit ausschließlich sich widmend, ruht seine Aufmerksamkeit gefesselt an seinem Amte und den aus ihm entspringenden Pflichten; in den gewöhnlichen Tagen des Lebens lebt der gewöhnliche Mensch nur Wenigen; Andere kümmern ihn nicht. Nur allzu leicht wird durch solche natürliche Beschränkung in der Thätigkeit die Lebensart und mit ihr die

---

*) Diese Rede ist nicht ganz so, wie sie niedergeschrieben wurde, gehalten werden. Wegen der, zwischen der Abfassung und dem Abdrucke derselben verflossenen Zeit weiß ich aber das Eine vom Andern nicht mehr genau zu scheiden.

D. V.

Lebensansicht des Menschen eine einseitige. Sein Beruf erscheint ihm durch die stete Beschäftigung mit demselben und durch die ihm einzig gewidmete Sorgfalt unter zu großem Sehewinkel, und er überschätzt die Wichtigkeit desselben leicht in dem Grade, daß er in keckem Uebermuthe sich und seine Wenigkeit dem großen Ganzen des Staates und der Menschheit gegenüberstellt, und sich selbst — das kleine, vielleicht das kleinste Rädchen der großen Maschine — für die bewegende Kraft derselben ansieht. Stolze Anmaßung, aufgeblasener, dünkelhafter Hochmuth und Engherzigkeit sind unausbleiblich die Folgen dieser einseitigen Gedankenrichtung. Ihr und ihren Wirkungen entgegen zu arbeiten, den beschränkten Horizont des Einzelnen zu erweitern, sich selbst als ein Glied eines zusammengehörigen verbundenen Ganzen zu erkennen, überhaupt um Weitherzigkeit an die Stelle der Engherzigkeit treten zu lassen, und einseitige Meinungen durch allgemeine Ansichten zu verdrängen; dazu sind vor Allem Tage, wie der heutige, geschickt; Tage, die uns daran erinnern, daß wir nicht nur einer Familie, nicht nur einer Gemeine, nicht nur einer Provinz, sondern einem ganzen Staate angehören; Tage, die es uns vorhalten, daß wir Glieder sind eines großen, Millionen umfassenden Staatskörpers; Tage, die uns unsre Thätigkeit in Verbindung und in Beziehung auf die Wirksamkeit und den Standpunkt der Nation, welcher wir angehören, erblicken lassen. Darum ist an solchen Tagen von allgemeinen Gegenständen die Rede, die Alle interessiren; darum beschäftigen wir uns heute mit öffentlichen Angelegenheiten, die im Stande sind, unsern Gesichtskreis zu erweitern und unsre beschränkte Thätigkeit in eine gemeinnützige zu verwandeln; darum erwägen wir Gedanken, die unser Leben in den kommenden gemeinen Tagen zu erweitern und

zu verschönern versprechen; darum sei es mir heute vergönnt, einige Worte über den Gemeingeist zu sprechen. Diesen wichtigen, viel umfassenden Gegenstand zu erschöpfen, erlauben nicht die engen Gränzen einer kurzen Rede; nur für einige wenige Bemerkungen nehme ich Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit in Anspruch. Nicht in logischer, systematisch gegliederter Ordnung und Abfolge treten diese Meinungen und Winke hier auf; nicht wissenschaftliche Darstellung erlauben die mir vergönnten Augenblicke, Ihrer Einsicht vertrauend, daß Sie aus den hier folgenden Bruchsteinen ein Ganzes sich zusammenbauen, und daß diese, aus dem Wunsche nach gemeinnütziger Thätigkeit entspringenden Gedanken in Ihren, vom Gemeingeist belebten Gemüthern eine befreundete Stätte finden werden. Dieser schwache Versuch wird zuerst eine Charakteristik des Gemeingeistes durch Schilderung seiner Wirkungen aufstellen; dann die Gründe berühren, welche den Gemeingeist in unserm Volksleben geschwächt haben, und darauf Einiges nahmhaft machen, wodurch derselbe in unserm kleinen Kreise wiederum neue Wurzeln treiben möchte.

Unter Gemeinsinn oder Gemeingeist wird diejenige Gesinnung eines Menschen verstanden, welche in ihm Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten erweckt, welche ihm diese allgemeinen Interessen als seine eigenen Interessen darstellt, die Gesinnung, welche ihn zu Opfern zum allgemeinen Besten bewegt. In dieser Gesinnung fühlt sich der Einzelne als ein lebendiges, tüchtiges Glied des Ganzen; er wünscht für Bürgerwohlfahrt das Mögliche beizutragen; nicht auf Unkosten des Ganzen sucht er seinen Vortheil, sondern er will nur den eignen Vortheil dann, wenn er sich mit der allgemeinen Wohlfahrt verträgt. Der Ge-

meinsinn ist darum nicht Eigensinn und nicht Schwachsinn; eben so wenig ein Kleinsinn; sondern ein Starksinn, ein Groß- und ein Hochsinn.

Der Gemeingeist ist also der Selbstsucht, dem Egoismus, geradezu entgegengesetzt. Der Egoist sieht nur sich, denkt nur an sich, will nur sein Glück, unbekümmert um Andere. Was ihn nicht brennt, das bläs't er nicht. Er währt sich seiner Haut — Andre mögen für sich selbst sorgen. Der Opfer zum allgemeinen Besten sucht er sich zu entziehen, auf erlaubtem, wie auf unerlaubtem Wege, durch Lug und Trug, Meineid und Tücke, Fälschungs- und Schmugglerkünste. Er pflanzt nur dann, wenn er auch zu erndten hoffen darf; er preis't die Zeiten als die glücklichsten, in denen er seinen Sack zu füllen Gelegenheit gefunden hat. Macht der Fürst dem Egoisten Hoffnung zu einer Vermehrung seines Vermögens — so weiß er nicht genug, die Weisheit des Fürsten und die landesväterliche Gesinnung desselben zu preisen. Schwindet aber diese Hoffnung wieder, so ist es um den Charakter des Fürsten, um sein Vaterland, wo nicht um Europa geschehen. Unter den vier Species sind ihm die Addition und Multiplication die liebsten, und unter den grammatikalischen Fürwörtern stehen die, die einen Besitz anzeigen, am höchsten. Mit einem sanften Lächeln spricht er die Wörter: ich, mein aus. Ein reizendes Eigenthum ist dieses Ich und dieses Mein. Laßt es uns nur gestehen, hochv. A.! man braucht heut zu Tag nicht zu fragen, wo ist Egoismus und wer ist ein Egoist — sondern wo ist Egoismus nicht und wer ist kein Egoist? Die sind so selten, als die weißen Sperlinge und die Edelsteine, die man Regenten nennt. Egoismus oben und unten, Egoismus rechts und links. Freilich geschehen — wie man uns versichert — die meisten Handlungen zum allge-

meinen Besten, blos in der Absicht, gemeinnützig zu wirken. Glaubt man diesen Versicherungen und ist ihnen zu trauen? Wollte Gott, man könnte darauf mit ja antworten. Ich weiß sehr wohl, daß man alle Tugend leugnen und alle Handlungen der Menschen aus dem Princip des Egoismus erklären kann. Aber diese verächtliche und entehrende Ansicht des Lebens theile ich nicht. Sonst würde ich mir die Mühe sparen, hier, im Vertrauen zu andern, reineren Quellen menschlicher Thätigkeit, einige Worte zu sprechen. Aber leugnen läßt sich's nicht, daß der Egoismus rechts und links seinen Sitz aufgeschlagen hat. Da interessirt sich Einer mit warmem Eifer für kirchliche Anstalten, und — er möchte gerne der Fromme heißen; — dort ist ein Andrer thätig für Schulen, weil nur dadurch sein Verwandter zu einer versorgenden Milchkuh gelangt, oder weil ihm der Anzustellende als ein scharmanter Heirathskandidat erscheint; — Unversorgte begehren ein Amt, blos in der Absicht, sich um das Vaterland verdient zu machen; — den Kandidaten des Predigtamtes ruft die Stimme Gottes nur nach reichen Pfründen; — Unverheirathete werben um die Hand begüterter Jungfrauen um ihrer sonstigen Vortrefflichkeiten willen; — Wirthe laden zur Kirmeß ein, um ihren Freunden Vergnügen, und um sich um die gute Laune ihrer Mitbürger verdient zu machen; — das griech. Sprichwort: „Wer mich füttert, ist mein Gott" ist dem Sinne nach in Deutschland ganz unbekannt. — Doch im Ernste: Es giebt mehr als einen rechten Ego. Die Schwere des Geldbeutels ersetzt Tugenden und Verdienste in den Augen der Menge, und mancher Pinsel kommt zu Ehrenstellen, weil er eine Armee holländischer Dukaten zu kommandiren hat. — Courszettel und der Stand der Metalliques sind sehr wichtige Gegenstände, gleichsam die Mag-

netnadel des Ganges der öffentlichen Angelegenheiten geworden, und der Verstand findet gewöhnlich nur dann ein offenes Ohr, wenn er auf dem St. Interessentius herangeritten kommt. Ein geistreicher Mann unsrer Zeit sagt in dieser Beziehung: „Die Philosophie des Hosensacks begreifen die Bauern am geschwindesten, und die meisten derselben beurtheilen alle Constitutionen nur nach dem einzigen Umstande, ob sie während deren Herrschaft mehr oder weniger Groschen aus ihren kleinen ledernen Beuteln haben ziehen müssen.“ Wenn dieser Ausspruch wahr ist, so giebt es auch in den Städten viele Bauern. Und einige Wahrheit scheint darin zu liegen, da die meisten Menschen den Charakter Andrer nur nach dem beurtheilen, was diese ihnen selbst augenblicklich leisten, oder schaden.

Einen Maaßstab für die Größe des herrschenden Egoismus giebt uns die Erscheinung, daß die meisten Menschen ihr Geschäft für das wichtigste im Staate halten. Manche Theologen wollen durch Formeln und Mystik — eine Art Kopfpips — die Welt regiren und curiren; die Juristen mit Urtheilen und Appellationen; Aerzte und Apotheker durch Recepte und Pillen; die Philosophen durch Speculationen und Maximen; die Mathematiker durch Formeln und Figuren; Schullehrer durch einzig wahre Methoden; Kaufleute durch Zölle und Mauth. Die Katalani ist der Meinung, durch Bravour-Arien mit künstlichen Trillern den größten Effekt und um die menschliche Gesellschaft sich unsterblich verdient gemacht zu haben. Der große Appicius leitete den Gang der Regierung von den Wirkungen der Verdauungskraft ab, und Vestris will die Welt durch pas de deux und ailes de pigeons beglücken; ja, wo wollt ich aufhören, fiel es mir ein, alle Fälle aufzuzählen, wo der Eigennutz herrscht! Ihn, den Egoismus,

schmähen wir; denn er ist der hartnäckigste Fehler des Geistes, weil er sich so eng an die Einrichtungen der Natur anklammert und mit dem natürlichen Erhaltungstrieb verbindet. Wir verschmähen und verachten den engherzigen Egoismus, und preisen dagegen den Gemeinsinn, der das gerade Widerspiel von ihm ist. Gemeingeist ist ein hoher Name; er ist der rechte, unverwelkliche Lorbeer des Fürsten und der Schmuck des Bürgers; Gemeingeist schützt und erhöht die Eigenthümlichkeit des Einzelnen und der ganzen Nation; Gemeingeist sichert uns die Heiligthümer der Freiheit, der Sprache und der Religion; Gemeingeist ist die edelste Erscheinung in dem Leben der Völker. — Einige Ausführungen werden diese Behauptungen rechtfertigen und uns näher über die Natur des Gemeingeistes verständigen.

Zwei Richtungen sind es, nach welchen der Mensch seine Thätigkeit verbreiten kann. Eine geht auf die Außenwelt und umfaßt in ihrer weitesten Ausdehnung die ganze Menschheit; die andre wendet sich nach der Innenwelt und beschränkt sich in der höchsten Concentration auf das Leben und die Ausbildung des eignen Geistes. Dieses ist die ideale, jenes die reale Richtung. Den meisten Sterblichen gilt das Leben des Geistes gar zu wenig, und weil sie nicht bei und in sich selbst — und nur der Geist ist unser Ich — recht zu Hause sind; darum treten sie nicht mit frischer Kraft in die äußre Welt. Nur der, der sein eigner Herr geworden, nur der sich selbst beherrscht, greift mit kräftigem Arme in das bunte Treiben der Menschen. Nur wähne er nicht, die ganze Menschheit umfassen und verbessern zu können. So will es jene sich selbst überschnellende Richtung nach der ganzen Außenwelt, die wir den Kosmopolitismus nennen. Nicht dem Egoismus, nicht dem Kosmopolitismus ist zu huldigen. Der Egoist verkriecht sich

in sein Schneckenhaus; der Kosmopolit überschnellt sich selbst und wird bedeutungslos und hohl. Die wahre Richtung liegt in der Mitte. Die egoistische Richtung soll sich erweitern, die kosmopolitische sich beschränken, damit beide sich im Nationalismus vereinigen. An die Vervollkommnung des Zustandes meiner Nation reicht meine Kraft, und darum schafft die Nationalität die rechte Sphäre praktischer Thätigkeit. Wer Nationalsinn im Busen nährt, sorgt und wirkt für ein übersehbares, geschlossenes Ganze, und indem er für dieses Ganze wirkt, wirkt er zugleich für sich; denn er ist ein Glied dieses lebendigen Ganzen. Das ist das Schöne des gemeinnützig wirkenden Nationalsinnes, daß er das Wohl des Einzelnen an das Wohl des Ganzen innig anknüpfet. Der Kosmopolit verflüchtet sich in leeren Träumereien selbst, und, indem er meint, für Alle zu sorgen, sorgt er für Keinen. Der Kosmopolitism ist in der Regel nur ein übertünchter, maskirter Egoismus, und er verräth sich selbst durch den Gemeinplatz, den er im Munde führt und an der Stirne trägt: ubi bene, ibi patria. So spricht der Weltbürger in fader Verflachung seines Wesens. Dem Nationalisten dagegen ist sein Vaterland, das so weit reicht, als die Mutterspracbe erklingt, und das für den Deutschen — Gott sei's gedankt! — so weit reicht, als „Eide schwört der Druck der Hand" — dem Nationalisten ist, sage ich, das Mutterland das liebste Land der Erde; und wenn wir uns auch nicht, wie Wieland spricht, selbst noch im Paradiese aus der Heimath verbannt fühlen, so fühlen wir uns doch nur in dem Lande heimisch, in welchem die Sonne zum ersten Mal uns begrüßte.

Der Gemeingeist spricht sich nicht in hochtönenden Phrasen über Weltverbesserung, allgemeinen Staatshaushalt, allgemeinen Weltfrieden aus; sondern er bes-

fert und wirkt im nächsten Kreise. Die naheliegende Noth und die dringendsten Bedürfnisse der Mitbürger nehmen seine Thätigkeit in Anspruch. Die Wohlfahrt der Bewohner seines Wohnortes, seiner Provinz, seiner Nation liegt ihm am Herzen. Im kleinen Kreise sammelt er die höchste Kraft. An Riesenpläne reicht nur Riesenkraft. Und seit 6000 Jahren ward nur wenigen Sterblichen Riesenkraft zu Theil. Wir sind keine Riesen. Darum beschränken wir uns auf einen engen Kreis. Hier aber kann Jeder, hier kann Jede Etwas. Und aus vielen Etwas wird Einiges, manchmal Vieles. Der Universalmensch mag Universalmedicinen ersinnen; der gewöhliche, gute Arzt heilt die Kranken, zu denen er hingerufen wird. Dann fehlt ihm das Zutrauen der Mitbürger nicht. Nur der Charlatan, der Keinem helfen kann, giebt sich das Ansehen, als vermöge er Allen zu helfen. Wer Alles umfassen will, greift nach einer Wolke; im besten Falle ist er ein Thor; wer aber Nichts will, ist kein Mensch; denn ihm schlägt das Herz nicht beim Gedanken an Bruderwohl — und Gemeinheit ist sein Name.

Der Staat und seine Verfassung bezeichnen die Gränzen der Thätigkeit des Gemeingeistes der Bürger. Der Staat ist die äußere Organisation des Ganzen; innerhalb dieser gesetzmäßigen Schranken wird dem Einzelnen ein Spielraum angewiesen, in dem er seine Kräfte nach individuellen Anlagen entwickeln, üben und stärken kann. Je nach der Verschiedenheit einer Corporation gestalte sich die eigenthümliche Verfassung derselben, so daß in und mit äußerer Gleichartigkeit eine vielfarbige innre Verschiedenheit sich paare. Der Gemeingeist hat hier freien Spielraum. Dieses Streben von unten nach oben, besser von innen nach außen ist in verschiedenen Epochen der Geschichte von Einzelnen verschrieen

worden als Gefahr bringend dem Bestehen des Ganzen, als wenn durch diese Kraftäußerung einzelner Köpfe und einzelner Gemeinen und Provinzen, durch diese individuell ausgebildeten Constitutionen die Einheit des Ganzen vernichtet würde. Heut zu Tage sind aber alle Einsichtigen der Ueberzeugung geworden, daß diese beiden Richtungen nach außen und innen sich nie beschränken, wenn sie vom rechten Gemeingeist hervorgerufen werden, und daß die innre, selbstthätige Freiheit mit nichten dem Staate gefährlich wird. Ohne diese innre Freiheit ist der Entwickelungstrieb der Nation gehemmt und damit ihr das frische Leben entzogen, ohne welches eine Nation zwar zu existiren, nimmermehr aber sich lebendig, fruchtbringend und energisch zu entwickeln vermag. Der innern Gestaltung des Gemeinwesens durch den Trieb des Gemeingeistes legt keine erleuchtete Regirung Fesseln an. Gesetze, Erziehung und Unterricht wollen diesen Geist keineswegs unterdrücken, sondern nur schützen und leiten. Ohne diese innre Thätigkeit ist der Staat ein lebloses Skelett ohne Mark, ohne Blut, ohne Fleisch und ohne Geist. Erst durch diesen Geist erhalten die Gesetze ihre Kraft; nur durch diesen Geist hat der Wille des Fürsten bedeutende Folgen; nur durch ihn sind die heutigen europäischen Staaten preiswürdig und glorreich. Nur er giebt den bestehenden Formen reges Leben; ohne ihn sind die Glieder des Staatskörpers unterbunden, und leicht theilt die Lähmung eines Gliedes sich dem Ganzen mit. Ohne diesen Geist wird der Staat stabil und unbeweglich wie die Staats-Stereotypen in dem chinesischen Kaiserreiche. Ohne ihn ist der Staat, aber er lebt nicht; der Bürger vegetirt, aber er wirkt nicht; der Regent herrscht, aber er regirt nicht; das Volk trägt einen Namen, aber es blüht nicht. Denn Stehenbleiben ist

der Tod, und Rückwärtsschreiten erzeugt Fäulniß. Fortbildung heißt das große Gesetz der Einzelnen und des Ganzen, und Fortbildung ist unmöglich ohne Wollen und Streben, ohne Gemeinwesen und ohne Gemeingeist. Ohne Gemeinwesen und ohne gemeinsame Thätigkeit Aller zum allgemeinen Besten bilden Menschen eine Menge, ein Conglomerat, aber keine Gesellschaft und keine organische Masse. Eine Gesellschaft besteht und lebt nur durch die Beförderung des gemeinschaftlichen Endzweckes der Gesellschaft; nicht die Massen bilden sie, sondern die in ihr regen Kräfte. Wo diese fehlen, da ist eine Gesellschaft eine Scheingesellschaft. In einer wahren liegen bildende Kräfte, und diese werden nur entbunden durch den Gemeingeist. Gemeingeist und darum Gemeinwesen und darum keine separatistischen Gesellschaften, keine Secten in religiöser, keine Secten in politischer Hinsicht, keine geheimen Orden und Kränzchen, wie sie auch heißen mögen. Denn der Mann muß seine Kraft nicht dem Allgemeinen entziehen, und das geschieht, wenn er in geschlossene, nicht allen guten Bürgern zugängliche, geheime Orden eintritt. Und weil wir allem Oeffentlichen das Wort reden, darum verwerfen wir alle Privaterziehung, nur die öffentliche, gemeinsame, freisinnige empfehlend. Das Geheime, das Isolirte macht engherzig und verschlossen, hochmüthig und vornehm-gemein — das Oeffentliche macht freisinnig und offen, bescheiden und edel-gesinnt.

Alle öffentlichen Institute, die in das Leben des Volkes eingreifen, beleben den Gemeingeist. Denn Gemeinwesen ruft den Gemeingeist hervor. Man denke nur an die Anhänglichkeit und Vorliebe der diesseitigen Rheinbewohner an und für das öffentliche Institut der Geschwornen-Gerichte und des öffentlichen Verfahrens vor dem Richter. Kein Wunder! Denn in ihnen vertritt der

Bürger die Stelle der Nemesis, die öffentliche Meinung sitzt mit zu Gericht, Freiheit wiedergebend dem unschuldig Angeklagten, und gerechte Strafe dem Verbrecher. Die Gleichstellung des Höchsten mit dem Niedrigsten schwellt das Gefühl der Menschenwürde und Bürgerehre in dem Herzen des Niedrigsten; die öffentliche Meinung kennt keinen andern Rang, keinen andern Adel als den des Verdienstes. Die öffentliche Meinung bewahrt in sich die Kraft der Sitte, die der Fels ist, auf dem die Sittlichkeit des Volkes sicher ruhet. Ohne die Kraft der Sitte und Gesittung gedeiht keine öffentliche Erziehung. Glücklich die Völker, die durch Tüchtigkeit der Vorfahren das edle Erbstück guter Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten erhielten, wie die alten Germanen, bei denen gute Sitten mehr vermochten, als anderswo gute Gesetze. Wo die Kraft der Sitte sich mit den rechten Ideen der Ehre, der Gerechtigkeit und des Guten paaret, da schreckt die öffentliche Meinung jeden Bösewicht. Sie dringt dahin, wo das Auge des Gesetzgebers und Richters nur schwarze Nacht gewahrt; vox populi, vox dei; diese vox populi hat schon tausend im verborgensten Dunkel vollbrachte Thaten an das Tageslicht gebracht; sie hat nächst dem Auge des Allsehenden das schärfste Gesicht; sie ist ein Argus mit 100 Augen. Sie zwingt den Richter zur Gerechtigkeit, den Lehrer zur Pflichttreue, den Schüler zum Fleiße, Frauen und Jungfrauen zu Ehrbarkeit und Sittsamkeit; sie schreckt den falschen Spieler, den lügenhaften Verleumder und weis't mit Fingern auf den jüdischen Händler und Wucherer. Ohne öffentliche, lebendige Meinung des Volkes, also ohne Gemeingeist findet kein Schutz gegen Außen statt, und kein Widerstand gegen die Attentate politischer Glücksritter.

Der Gemeingeist entzündet edle Begier nach Auszeich-

nung und die Liebe zum Ruhme, die Hebel aller gro-ßen und glänzenden Thaten. In den Jahrbüchern der vaterländischen Geschichte mit Ehren genannt zu werden, oder lebend noch die Bürgerkrone zu erringen, was spor-net mehr? — Der Gemeingeist führt den edlen Natio-nalstolz herbei. Edel nenne ich diesen Stolz. Jede Na-tion hat große Männer hervorgebracht; die Geschichte jedes Volks spricht von bedeutenden Momenten. In jedem eigenthümlich ausgeprägten Volke nehmen diese Großthaten der Nation ein nationales Gepräge an, das sie für den, dieser Nation Angehörenden vorzugsweise ergreifend und bedeutsam macht. Auf sie, auf die Na-tionalehre, auf die Freiheitsliebe stützt sich der Stolz der Einzelnen. Dieser Stolz ist gerecht. Er ist ferne von der Verachtung andrer Nationen; aber die Geschich-te keines Volkes schwellt so das Herz, als die Geschich-te des Vaterlandes. Dies ist so natürlich, so gerecht und so schön. Obgleich ich nun mein Volk vor allen im Herzen trage, für seine Ehre glühe und den auf mich durch edle Vorfahren vererbten Namen auf die Nachwelt überzutragen mir angelegen sein lasse, darum weiß ich doch auch das Große in der Geschichte andrer Völker zu würdigen. Nicht ungerecht werde ich darum gegen sie. Nationenhaß entehrt, wenn er noch frische Zweige treibt nach genommener Sühne. Den Franzo-senhaß des deutschen Volkes vor 1813 rechnen wir demselben zur Ehre. Im Jahr 1822 sind wir bil-lig und gerecht, nachdem uns zu Theil geworden, was uns gebührt. Aber diese Gerechtigkeit nimmt dem Deut-schen nicht den Stolz auf den Namen, die Geschichte, die Großthaten seiner Nation. Denn ihre Lorbeeren grünen unverwelklich. Nur der Gemeingeist mit dem aus ihm entspringenden Nationalstolze schützt und sichert die Eigenthümlichkeit des Volkes, die Volksthümlichkeit;

die Sucht aber nach fremden Eigenthümlichkeiten, die Wuth, Ausländisches nachzuahmen und nur das groß zu finden, was über die Gränze kommt, mit einem Worte die Ausländerei verdirbt und vernichtet Charakter und Volksthum. Uebertriebene Hochschätzung des Auslandes, seiner Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten verführt das Volk, das sich dieser Schwäche und äffischen Nachahmungssucht hingiebt, die Fremdsprache höher zu achten, für vornehmer zu halten, als die Landessprache. Nun wälscht man mit fremden Zungen, und mit diesem unschuldig scheinenden Gaukelwerk zieht das ganze Wälschthum in das Herz des Volkes. Nun ist es um den Volkscharakter geschehen, wie um die Reinheit der Volkssprache. Solche Unzeit erkennt man an dem Mischmasch fremder und einheimischer Wörter, und viel und tief verderbliche Sprachmengerei bezeichnet solche Periode. In die Aufzählung der hieraus erwachsenden großen Uebel brauche ich mich nicht einzulassen, da, Gott sei Dank! die Gefahr für uns vorüber ist; aber so viel leuchtet ohne weitere Ausführlichkeit ein, daß Nationalstolz und Gemeingeist gegen solche Auswüchse und Krebsschäden das beste Gegengift enthalten. Wem die Muttersprache lieb ist, wer mit Freude deutschem Land und deutschem Volk angehört, wird sich Ausländerei nicht zu Schulden kommen lassen. Wo Gemeingeist herrschend ist unter allen Klassen und Ständen der Gesellschaft, da kann nimmer der Revolutionsgeist Wurzel schlagen; denn der Gemeingeist treibt die Einzelnen zu Aufopferungen. Wenn es das Wohlsein des Ganzen erheischt, so lassen sie von ihren Rechten fahren, wenn die Zeiten Anderes gebieten. Dann bilden sich nicht Gegensätze und Spannungen, welche einen plötzlichen Ruck des Staatsgebäudes, eine Revolution, befürchten lassen. Wäre in Frankreich Adel und

Geistlichkeit von Gemeingeist beseelt gewesen, so wären die Gewitter ruhig abgezogen. In den asiatischen Despotien werden die Einwohner oder Unterthanen — Bürger giebt es da nicht — einzig von der Furcht bewegt. Knechtisch bückt sich der Niedere vor dem Höheren, befolgt sklavisch dessen Befehle und erduldet, stumm wie das Schlachtvieh, die ungerechteste Behandlung. Furcht entehrt den Menschen. Aber ohne sie wird die Despotie der Anarchie zum Raub. Sobald der morgenländische Despot aufhört, gefürchtet zu sein, wird er gestürzt oder geknechtet, wie er vorher stürzte und knechtete. Das Extrem geht in das andre Extrem über; der Despotismus gränzt jedesmal an Anarchie, die sich naturgemäß wiederum in den Despotismus verliert. So schwanken diese Staaten unaufhörlich zwischen zwei furchtbaren Polen, und es ist schwer zu sagen, welches der schlimmere ist. Ein glücklicheres Loos fiel dagegen den europäisch-christlichen Staaten. Zwar auch sie müssen die Furcht mit unter die bewegenden Principien des Staates aufnehmen, aber nur zum Schrecken für den Bösen, nicht zum Sporn für den friedlich und gut gesinnten Bürger. Ihn spornt Ehr- und Pflichtgefühl; ihn treibt Gemeingeist, ihn treibt die Ehre.

Nicht zu verkennen ist es, daß der Gemeingeist fürchterliche Ausartungen herbeiführen könne. Dieß muß jedesmal der Fall sein, wenn falsche Ideen von Ehre und Ruhm im Volke herrschend werden. Zu welcher Despotie hat nicht der hohe Römersinn geführt, der den Söhnen Latiums die Meinung einflößte, als sei ihre Ehre einzig an den Sieg im Eroberungskrieg gebunden. Und stehen uns nicht die Gewaltthaten unsrer Nachbarn in Deutschland und Spanien noch in frischem Andenken? Eine Folge falscher Begriffe von Ehre und Ruhm.

Darum ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß neben der Aufregung des Gemeingeistes die rechten Ideale von Ehre, Gerechtigkeit, Verträglichkeit der Völker unter einander ꝛc. verbreitet werden. Dazu sollen die Erziehungsanstalten, die Schulen, mitwirken. Freilich muß auch daneben der rechte Ingrimm über Verfolgungssucht, Eroberungssucht, Habsucht und andre Suchten gestellt werden, damit in Zeiten der Gefahr der rechte Zorn im Volke entbrenne, damit es sich nicht, einer Heerde Schaafe gleich, ruhig zur Schlachtbank führen lasse. Wenn Gemeingeist, Gemeinleben, Gemeinwesen, wenn überhaupt Leben wieder unter das Volk käme — nicht der plebs ist das Volk, sondern ein jeder Tüchtige ist zunächst ein Glied desselben — dann würden sich auch wieder Freude und Spiele, Festlichkeiten und Tourniere, Nationalfeste mit Allem, was dazu gehört, Hanswurst und Bänkelsänger nicht ausgenommen, wieder einstellen. Die beliebte Ehrbarkeit will, daß wir uns fein vernünftig und sittig freuen sollen, und sie schmäht jeden Sang und Klang des Volks. Ein lebendiges Volk aber singt und klingt und jubelt und triumphirt, wenn die Tage der Festfreude die Arbeitstage ablösen. Das ist nicht der kleinste Jammer dieser Tage, daß Tausende von Menschen, ja von Kindern, statt der fröhlichen Lieder der Lerchen und Nachtigallen nichts hören, als das Gerassel der Spinnmaschinen, an denen sie aller Strebkraft des Geistes und des Körpers verlustig werden, und dafür Brod eintauschen. Sang- und klanglos begeht das Volk seine Feste, und selbst die Jugend möchte man gerne zu Philistern und Spießbürgern zustutzen. — So viel aber ist gewiß, daß der ernsteste Mensch zugleich auch der fröhlichste ist, und daß die rechte Fröhlichkeit den rechten Ernst nicht ausschließt.

Ritterliche Ehre hat im Mittelalter große Erscheinun-

gen zu Tage gefördert. Aber darum erscheint uns jene Zeit nicht glänzend vor der unsrigen; wir sind nicht so thöricht, sie zurückzuwünschen. Dem Mittelalter fehlte der Mittelstand; man kannte nur Hierarchen, aristokratische Zwingherrn und leibeigne Knechte; Ehre war das einzige Panier. — Gemeingeist fehlte. Durch Frohndienst, von Leibeignen erzwungen, wurde der Saamen unter die Erde gebracht, und die Frohnglocke rief den leibeignen Knecht zur Aerndte. Das Schwerdtrecht herrschte. Glücklich zu preisen ist darum unsre Zeit, ungeachtet der Entbehrung manches kostbaren Gutes, weil der Bauer die Früchte seiner Arbeit selbst genießt, und weil Gemeingeist an die Stelle leicht irre führenden Ehrgefühls getreten ist. Vernunftrecht trat an die Stelle des Schwerdtrechts. Nicht mehr nach der Menge der Ritter, der Vasallen, Knappen und Leibeignen, nicht mehr allein nach der Menge der Quadratmeilen, der Größe der Volksmenge, nicht einzig nach dem Nationalreichthum ist die Macht der heutigen europäischen Staaten zu schätzen; auch die Energie und Macht des Gemeingeistes muß mit in die Waagschaale gelegt werden, und leicht wird heut zu Tage der Geist Herr der todten Massen. Die Gewalt, die Macht und der Einfluß eines Menschen ist nicht nach seiner leiblichen Größe, seiner Breite und Schwere, nicht nach seinem Umfange, nicht nach der Stärke seiner Kaumuskeln, nicht nach der Potenz seiner Verdauungskraft abzumessen, sondern nach der Lebendigkeit seiner Gefühle, nach der Schärfe seines Erkenntnißvermögens, nach der Stärke seiner Willenskraft und Selbstbeherrschung. Und ebenso hängt gegenwärtig die Kraft eines Volkes zunächst von seiner moralischen Stärke und von der Lebendigkeit der Ideen des Vaterlandes, der Gerechtigkeit und des Gemeingeistes ab. Gemeingeist ist die einzig kräftige Potenz der Volkskraft

und des Volksglücks. Durch ihn macht der Mensch die Gesetze des Staates sich selbst zum Gesetz; durch freiwillige Treue gegen Vaterland und König steigt er von der Stufe des Unterthanen hinauf zur Würde des freien Bürgers. Die von Gemeingeist Durchglühten sind Bürger des irdischen Staates, der Erde, so wie sie dereinst, nicht Unterthanen, sondern Bürger des Himmels zu werden hoffen. Dort Himmelsbürger, hier Erdenbürger.

Was bedarf es mehr, uns zu beleben für die Idee des Gemeingeistes? Heil uns, daß wir die Blüthen desselben, die thätige Vaterlandsliebe, die Aufopferungsfähigkeit für die höchsten irdischen Güter in unserm Preußischen Lande erlebt haben! Mit glänzenden Farben hat die Geschichte das Jahr 1813 in die europäische Völkergeschichte, in die Chronik der Weltgeschichte eingegraben; unsterblich bleiben die Thaten deutscher Jünglinge und Männer. Fast alle großen, mit Recht groß genannten Thaten, die in der Geschichte fortleben, wurden durch lebendigen Gemeingeist. Die lauten Zeugen, die sprechendsten Beweise des Gemeingeistes des vergangenen und gegenwärtigen Jahres brauche ich Ihnen nicht zu nennen. Sie leben in der Brust aller Menschen und erfüllen sie mit hochherzigen Gefühlen, sollten auch diese Erscheinungen ein ganzes Volk in den Abgrund stürzen.

Was ist schöner, größer, als siegend sterben, sterben den Tod für's Vaterland, in edlem Gemeinsinn?

Gemeingeist machte den edlen Codrus entschlossen —

Gemeingeist gab Sokrates den Giftbecher in die Hand —

Gemeingeist leitete Cato von Utica.

Gemeingeist gewann in dem edlen Regulus den Sieg über die Liebe zur Heimath, zu Weib und Kind —

Gemeingeist führte die 300 Spartaner mit Leonidas zu ewigem Ruhme —

Gemeingeist führte den Hermann mit den Germanen in die Schlacht und durch nie erhörte Tapferkeit zum Siege —

Gemeingeist machte die 400 Pforzheimer Bürger standhaft bis zum Tode —

Gemeingeist begeisterte die Helden Hofer und Schill, Scharnhorst und Blücher —

Gemeingeist leitete noch jüngsthin 100 griechische Jünglinge zu unsterblichem Ruhme; ja

Gemeingeist macht unsterblich.

Doch ich sehe ein, daß ich die Gränzen, welche einer kurzen Rede gesteckt sind, überschreiten würde, wollte ich die beiden folgenden Theile mit derselben Ausführlichkeit behandeln, wie den ersten; darum werde ich so kurz sein, als möglich.

Unter den Ursachen, warum wir in unsern heutigen Staaten den Baum des Gemeinsinnes nicht mehr so blühen und Früchte tragen sehen, wie in einigen alten Staaten, scheinen mir folgende die bedeutendsten:

1) Die Abschließung der einzelnen Theile des gemeinsamen deutschen Vaterlandes gegen einander.

Dieser Zustand bedarf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung; denn unser Gefühl sagt uns, was hierin das Rechte sei — ob es recht sei, wenn Baiern, Würtemberg als Ausland behandelt wird, und seine Gränzen durch eine Zolllinie sperrt — gut ist, daß Deutschland, das gemeinsame Vaterland in 38 Vaterländchen zerspalten und getheilt ist. — Ist es unter diesen Umständen noch wunderbar, daß der Gemeingeist sich in Deutschland nicht so ausbreiten und befestigen will, als in andern glücklicheren Ländern Europa's?

Dazu kommt

2) der fast gänzliche Mangel alles Gemeinwesens in den einzelnen Städten und Gemeinen des Staates.

Zunächst gehört jeder Bürger der Stadt oder Gemeine an, in welcher er lebt. Nur durch das Band, das ihn an diese fesselt, gehört er dem ganzen Staate an. Ist jenes locker, oder existirt es nur dem Namen nach, so muß seine Anhänglichkeit und seine Liebe zum Staate gering sein. Denn der Mensch interessirt sich bleibend nur für solche Dinge, die ihn beschäftigen, und nur für solche bringt er freudig Opfer, die seine Thätigkeit in Anspruch nehmen, die er unter seinen Händen gedeihen sieht.

Ohne Gemeine- und Städteordnung, ohne freie, innerhalb gesetzmäßiger Schranken freie Selbstbeherrschung der kleinen Gesellschaften im Staate darf man daher auch an den aufopferungsfähigen Sinn der Bürger nicht denken. Ohne Gemeinwesen kein Gemeinsinn.

Einen ebenso bedeutenden, schädlichen Einfluß in Hinsicht des Gemeingeistes muß man

3) auf Rechnung unsers Familienlebens schreiben.

In den wegen ihres public spirit hochgepriesenen Staaten des Alterthums lebten die freien Bürger meist auf den Straßen, auf dem Forum, in den Volksversammlungen. Staatsangelegenheiten galten über Alles. Die Erziehung war öffentlich. Sclaven besorgten das Hauswesen, bearbeiteten den Acker, und die Frauen hatten keinen Einfluß auf die Männer in öffentlichen Angelenheiten. Bei uns ist Alles anders. Wir leben, durch Klima zum Theil dazu genöthigt, mehr noch durch den Familiensinn dazu bewogen, mehr und fast ausschließlich in der Familie, innerhalb unsrer Wohnungen.

Wenn auf der einen Seite nicht zu läugnen ist, daß dem Manne innerhalb seines häuslichen Kreises, an der Seite der liebenden Gattin, umgeben von heranblühenden Kindern die schönsten Freuden erblühen; daß durch dieses Familienleben Sittsamkeit, Ehrbarkeit und Tugenden aller Art hervorgelockt und erzogen werden; daß nur im Familienkreise die erste Erziehung der Kinder, der wichtigste Theil derselben, vorbereitet und begründet wird; daß durch die Zartheit der Gefühle der weiblichen Frau im Verein mit der männlichen Stärke, durch die Lebendigkeit ihrer Phantasie mit seinem vorherrschenden Verstand, durch ihre Wärme und sein Licht, eine glückliche Mischung von Stärke und Zartheit, von Einsicht und Gefühl, von Denken und Dichten, von Schwungkraft und Schwerkraft, von Gesetz und Sitte, von Lieben und Handeln hervorgerufen wird; so ist es dagegen auch kaum zu bestreiten, daß dieses Stuben- und Familienleben der Einzelnen ungeheure Nachtheile gebracht hat. Der auf die Familie fast allein beschränkte Mensch wird beschränkt und einseitig, und durch Beschränkung und Einseitigkeit engherzig und egoistisch. Wenn er nur in dem süßen, häuslichen Glücke nicht gestört und ihm der Genuß seines Vermögens nicht entzogen oder unsicher gemacht wird; wenn er sich also in seinen bürgerlicheu Gerechtsamen nicht beeinträchtigt fühlt: so kümmert er sich nichts um öffentliche Angelegenheiten, allgemeine Anstalten und politische Freiheit. Das lehrt traurig genug die Erfahrung. Wo sind die Menschen, die Kirchen, Schulen, Waisenhäuser, Armenanstalten ꝛc. mit Freigebigkeit bedachten? Unserm Jahrhundert gehören sie nicht an. Mit ein Grund dieser Erscheinung ist das engherzig machende Familienleben. Und das genügt doch dem Weiterstrebenden nicht. Der Familienmensch ist ein von den Seinigen geliebter,

in der Beschränkung allenfalls glücklicher, aber kein gemeinnützig wirkender, kein edler Mensch; leicht stellt er die vielgepriesene, sentimentale Gemüthlichkeit höher, als besonnene, energische Thatkraft und Consequenz im Handeln. Die Frauen, jetzt in den meisten Familien den Scepter führend, ziehen mit eisernen Haken den Mann in den engen Bezirk der Familie hinein. Wie viele Menschen giebt es nicht (schaut nur um Euch her!), die sich nur wohl fühlen unter den Gliedern ihrer Familie, die nur für ihre Familienglieder etwas übrig und es kaum ein Hehl haben, daß sie Fremde, d. h. Nicht-Familienglieder unverdienter Weise zurücksetzen, wenn deren Interesse mit dem ihrigen in Conflict geräth. Solche Familienmenschen, denen die Namen Vetter, Tante, Nichte, Baase und andrer Schnickschnack des bürgerlichen Lebens mehr gelten, als das Lob eines rechtschaffenen, tüchtigen, gemeinnützigen Lebens, sind nicht nur nicht gemeinnützig, sondern schädlich wirkende Glieder der menschlichen Gesellschaft. Frauen mag in ihrer natürlichen Beschränktheit solche Engherzigkeit zu verzeihen sein; Männer aber solchen Schlages trifft mit Recht Hohn und Schmach. Darum sollten wir darnach trachten, den ächten Familiengeist mit edlem Volksgeist zu vereinigen. Hierzu mitwirken könnten ohne Zweifel Vieles die kirchlich-religiösen Anstalten. So wie die Sache aber heut zu Tage steht, müssen wir

4) die Trennung von Kirche und Staat als die vierte Hauptursache des geschwundenen Gemeingeistes betrachten.

In den berühmtesten Staaten des heidnischen Alterthums waren Staat und Kirche Eins. Oder vielmehr die Religion diente dem Staate. Sie mußte nicht selten Antrieb und Begeisterung zu edlen Thaten hinzubringen. Sie war Mittel, nicht Zweck; häufig

dienten sie und ihre Priester auch schlechten Zwecken. Nicht genug können wir darum unsre Zeiten erheben, daß uns die Religion höchster Zweck des Lebens geworden, daß wir sie über alles Irdische weit hinaussetzen. Den religiösen Ideen ist und bleibt das Heiligthum unsers Herzens gewidmet. Darum aber braucht zwischen Staat und Kirche nicht eine völlige Trennung zu existiren. Denn im Grunde wollen beide Anstalten Eines. Die niedrige Ansicht vom Zwecke des Staats, als habe er es blos mit der Sicherung der äußeren Freiheit durch gesetzmäßigen Zwang zu thun, sei ferne von uns! Der Staat will und soll alle Zwecke des Menschenlebens zu realisiren suchen. Da nun religiöse Anstalten denselben Zweck haben, so unterscheidet sich der Staat nur dadurch von der Kirche, daß er diese Zwecke des Menschenlebens zu verwirklichen sucht durch die praktische Thätigkeit, durch Erziehung der Bürger und durch Anregung zur Uebung der Tugenden der Gerechtigkeit, Ehre, Mäßigung, Aufopferungsfähigkeit ꝛc.; die Kirche aber wendet sich an die ideale Seite des Geistes, an Herz und Gefühl, um, gemäß der religiösen Idee der Freiheit, den Menschen mit sich selbst und Gott zu versöhnen und ihm die Aussicht auf eine heitre Zukunft zu eröffnen. Dem Staat, in der Wirklichkeit wurzelnd, gilt nur die psychologische Idee der Freiheit des Willens, und er hat den Menschen nur als ein Naturprodukt aufzufassen. Da nun die Gefühle des Herzens, der Gegenstand der religiösen Thätigkeit, den mächtigsten Einfluß üben auf die Willens- und Thatkraft des Menschen, so hat die Kirche die schwere Verbindlichkeit auf sich, die Pflicht und namentlich auch die Pflicht gegen den Staat, gegen das Gemeinwesen ꝛc. dem Menschen zur Herzenssache zu machen, damit das Gefühl zur Thatkraft die Lebendigkeit hinzubringe, damit der

Bürger mit ganzem Herzen den Zwecken der allgemeinen Bürgerwohlfahrt diene; darum dürfen Staat und Kirche keineswegs als getrennte, nichts mit einander gemeinhabende, auf ganz verschiedene Zwecke hingerichtete Anstalten betrachtet werden, und darum müssen namentlich die Diener der Kirche sich es zur angelentlichsten Pflicht machen, nicht nur durch herzliche Frömmigkeit, sondern auch durch ächten Gemeinsinn den christlichen Bürgern mit lockendem Beispiele voranzugehen, damit die Kirche nicht als eine vom Staate getrennte, für sich bestehende Anstalt erscheine. Denn alle Trennung, aller Zwiespalt und jeder Gegensatz stört oder lähmt den auf das Ganze gerichteten Sinn. Wo daher Kirche und Staat einander gegenüber stehen und nicht in einander aufgehen; da kann der rechte Gemeinsinn sich nicht entwickeln. Nur wo Einheit herrscht, da ist auch Einigkeit und Harmonie.

Die Aufforderungen, welche aus den bisherigen freimüthigen subjectiven Ansichten hervorgehen, brauche ich Ihnen, hochv. A.! nicht auseinander zu setzen. Der Gemeinnützige wird sie sich zu nennen wissen. Erlauben Sie mir nur noch in Beziehung auf den dritten Punkt meiner Rede einen Vorschlag zu thun, den ich schonender Beurtheilung ganz besonders empfehlen muß. Selbst auf die Gefahr hin, der Phantasterei beschuldigt zu werden, wage ich denselben. Er ist enthalten in der Frage: Sollte es nicht möglich sein, unter den anerkannt rechtschaffenen Männern dieser Stadt einen Verein zu stiften, der sich die Beförderung der Bürgerwohlfahrt zum Ziele setzte? — Entgegnen Sie mir nicht, daß dafür Magistrat und Armenvorstand und Polizei thätig sind. Die Erfahrung lehrt es, daß diese Institute nicht so viel leisten, nicht so viel leisten können, als zu wünschen wäre. Nur von einem Ver-

eine freier Bürger können segensreiche Wirkungen nach allen Richtungen ausgehen. Alles, was in unserm Kreise auf die Wohlfahrt der Einzelnen und des Ganzen Bezug hat, wäre ein Gegenstand der Berathung des Vereins. Wir können durch unsre Aufmerksamkeit das wachsame Auge der Polizei unterstützen, dem verschämten Armen beispringen, dem fleißigen, geschickten Handwerker vorzugsweise zu sicherm Brod helfen, auf die Jugend überall ein wachsames Auge halten, Ordnung und Sitte zu verbreiten streben ꝛc. ꝛc. ꝛc. An Stoff würde es uns ohne Zweifel nie mangeln. Und wenn ein solcher öffentliche Verein rechtschaffener, allgemein geachteter Männer nur zur Stärkung und Belebung der öffentlichen Meinung und dadurch zur Kraft der Gesittung Einiges beitrüge, so lohnte es sich schon der Mühe, zu einem solchen die Hand zu bieten. Aller weiteren Ausführung über die Wichtigkeit dieses Vereins enthalte ich mich. Fällt auch die Eiche nicht von einem Hiebe — der erste Hieb mußte doch geschehen. — Und so viel ist gewiß, daß es keinen mächtigeren Hebel der Ehrbarkeit und Sittsamkeit giebt, als die Kraft der Gesittung; daß unter den großen Erziehungsmitteln für's Leben die Macht des Gemeingeistes obenan steht; daß die Ausbildung einer von den rechten Ideen der Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe ausgehenden öffentlichen Meinung in dieser Stadt eben so wichtig ist für alle Erziehungsanstalten und namentlich für unsre Anstalt, als die Art der innern Einrichtung derselben. Der Sinn und Geist der Bürger von Mörs kann den Zöglingen des Seminars eben so viel sein, als der Sinn und Geist der Anstalt selbst. Ja, Sie Alle, hochzuv. Anw.! können durch ermunternde Theilnahme, durch Wort und That, durch Opfer und Beispiel ungemein viel dazu beitragen, daß sich allhier ein eng ver-

bundenes, schönes Erziehungs- und Schulwesen entwickele; können dazu beitragen, daß auch das ärmste Kind den nöthigen Schulunterricht und, wie sich von selbst versteht, umsonst empfange. Auch das wäre ein Zeichen lebendigen Gemeingeistes.

Euch vorzüglich, Ihr meine Schüler und Freunde! gilt diese Rede über den Gemeingeist. Vor allen Andern ist es an Euch, die Ihr Lehrer werden wollet, regen Theil zu nehmen an dem Wohl und Weh der Gesellschaft, welcher Ihr angehören werdet. Da Ihr wißt, daß Beispiel mehr wirkt als Worte, so muß der zum Gemeingeist zu erziehende Schüler diesen Geist in Euch finden; da Ihr überhaupt einem geistigen Wirkungskreise — ich preise Euch darum glücklich — Euch widmen wollt, so müßt Ihr streben nach jedwedem Geistesgute, also auch nach Gemeingeist. Zunächst zeiget die Spuren desselben durch die Tüchtigkeit, mit der Ihr die Vorbereitungsjahre zu Euerm dereinstigen Berufe benutzet, durch Ernst und Fleiß, durch Beharrlichkeit und Ausdauer, durch Streben nach Veredlung des Geistes und des Herzens; denn Ihr wißt es, daß die Besserung Anderer mit der eignen Besserung beginnen muß. Sollen daher die künftig Eurer Pflege Anbefohlenen nicht dem Egoismus anheim fallen, so erhebt Euch über diese niedrige und schmutzige Denkungsart; auch der Aermste kann ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts werden. Geld ist in der Regel das Schlechteste, was man zum Opfer bringen kann. Habt Ihr kein Geld, so habt Ihr doch Verstand und Einsicht, Wohlwollen, Liebe, Gemeinsinn. Wollt Ihr, daß Eure dereinstigen Schüler das allgemeine Interesse höher schätzen sollen als Privatinteresse, so zeigt es durch Thaten, daß das Wohl Eurer Schule Euch mehr gilt als Gewinnst, daß andre Ge-

genstände Eure Einbildungskraft beleben, Eurem Streben die Richtung geben, als die Kunstgriffe der kluzen Wirthschaftsführung und die beliebten Pfiffe, durch die man mit aller Ehrbarkeit reich und dadurch angesehen und vornehm und, wie es scheint, glücklich werden kann. Das Wohl Eurer Gemeinen gehe Euch nahe! Dann wird es besser durch Euch, und besser muß es durch jeden ordentlichen Menschen in der Welt werden; denn zum Besserwerden unseres Ich und zum Bessermachen derer, die mit und nach uns leben, sind wir hier.

Und wenn in uns allen Gemeingeist lebt; wenn Patriotismus uns das Herz bewegt; wenn Bürgerwohlfahrt zu fördern, Menschenglück zu erhöhen, uns beglückt; wenn wir den ermuthigenden, hochherzigen Glauben an die Vervollkommnung der Menschheit nähren: wir alle werden dann mit einem unsrer besonnensten und hochherzigsten Zeitgenossen sprechen:

„Und wenn du, o Vaterland! dann neue Opfer
forderst,
So nimm auch mich!“

Glücklich wir, die wir uns rühmen dürfen, unter der Obhut eines gerechten, gemeinnützig-wirkenden, hochherzigen Fürsten zu stehen, den es erfreut, sein Volk glücklich zu machen. Darum segnen wir den heutigen Tag! Glücklich wir, die wir der Organisation eines Gemeinwesens und freien Bürgervereins hoffnungsvoll entgegen sehen dürfen. Darum erneuern und beleben wir alljährlich an diesem Tage unsre Liebe zu unserm verehrten Regenten. — Glücklich die Nation, deren Regent groß ist durch Gerechtigkeit und deren Volk groß ist durch Treue!

V.

Worte,

gesprochen am 3. Juli 1823, dem vierten Jahrestage der Stiftung des Seminars in Mörs.

„Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
„Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgeht, der kommt an!"

Voß.

Wenn der Mensch irgend eine Sache mit Liebe ergreift, sich mit Eifer und Treue einem Gegenstande widmet, die Erstrebung eines Zieles sich zur Aufgabe macht; so schließt er sich gerne an Andre an, welche sich einem gleichen Lebensziele und ihre Kräfte derselben Idee widmen. Gleichheit der Gesinnung und der Absichten einigt die Menschen. Der Handwerker wählt den Handwerker sich zum Gefährten, der Landmann geht am liebsten mit dem Landmanne um, der Kaufmann sucht die Gesellschaft des Kaufmannes, der Krieger sieht in dem Waffengefährten den natürlichen Freund, der Gelehrte erachtet seine Zwecke gefördert durch die Bemühungen des Denkers, und der Lehrer schließt sich, ist anders das Lehrgeschäft ihm wichtig, am liebsten an andre Lehrer an, damit er in aufregender, belehrender Unterhaltung und Berathung mit den Gleiches Anstrebenden seinen geisti-

gen Gesichtskreis erweitere, seine Lust zum Amte erneuere und belebe und die Bestrebungen für Einsicht und Sittlichkeit in sich stärke und kräftige. Nothwendiger Weise wird daher nach dem angegebenen, allgemeinen Naturgesetze, dem zufolge verwandte Geister sich suchen, damit sie sich gegenseitig neue Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke herbeischaffen, derjenige Lehrer, welcher Lehrer ist, um Lehrer zu sein, derjenige, welcher das Lehren liebt und die Gegenstände des Lehramtes liebt um der Liebe zum Amte willen, ich sage, ein solcher, dem Lehramte sich ganz hingebender Lehrer muß nothwendig ganz vorzüglich gerne wieder Lehrer bilden wollen. Die Väter, welche durch ihr Amt befriedigt werden, sehen nichts lieber, als wenn ihre Söhne dasselbe Geschäft wählen. Und was kann einem Lehrer größere Freude bereiten, als wenn er sieht, daß unter seiner bildenden Hand Jünglinge von guten Anlagen und kräftigem Willen sich für das ihm so wichtige und heilige Lehramt ausbilden!

Wenn diese Bemerkungen gegründet sind, so wird es Euch, ihr meine Schüler uud Freunde! nicht Wunder nehmen, wenn ich Euch sage, daß ich, sobald mir das Schöne und Herrliche einer Schullehrer-Bildungs-Anstalt aufging, nichts inniger und sehnlicher wünschte, als selbst die mir von Gott verliehenen Kräfte einer solchen Anstalt zu widmen. Und da der sehnsuchtsvolle Wunsch eines übrigens nicht vom guten Geiste verlassenen Menschen gleichsam dafür Bürgschaft leistet, daß seine Kräfte dem Ziele des Wunsches entsprechen, so wie in der unorganischen Natur die Ziehkräfte zwischen zweien Stoffen schon zum voraus die innige Mischung, welche beide in der Vereinigung eingehen werden, andeuten; so glaubte ich in meiner großen Vorliebe für die Bildung künftiger Lehrer einige Anlage für diesen Wir-

kungskreis in mir zu erkennen und darin gleichsam die Stimme der Natur und den Finger Gottes zu erblicken, der mir winke, in diesem Weinberge meine Kräfte zu versuchen.

Als ich daher vor etwas länger als drei Jahren zufällig von dem Plane der Regierung, am Rheine einige Schullehrer-Seminarien zu errichten, hörte, bot ich dem Hohen Konsistorio in Cöln dazu meine Dienste an, und der heutige Tag führt zum dritten Male den Tag zurück, in welcher ich mit hoher Lust, mit inniger Herzensfreudigkeit und nicht ohne Dank gegen Gott, den Geber aller guten und vollkommnen Gaben und den allliebenden Menschenvater, mit 13 Jünglingen das Lehrerbildungsgeschäft begann. Heitre, rüstige Arbeitsamkeit herrschte unter uns, die Fortschritte begünstigend, wie es jedesmal der Fall ist, wo die Lust nicht fehlt. Denn Lust und Lieb', wie ihr wißt, zum Ding', macht alle Müh' und Arbeit gering. Aber nicht lange blieb unser Horizont ohne Wolken. Die mir zunächst vorgesetzte Behörde meldete mir, daß meine Arbeit den Charakter eines vorbereitenden Lehrcursus an sich tragen solle, daß man erst nach 3 Monaten die Anstalt gehörig einrichten und dann erst mir einen Mitarbeiter senden könne. Nicht ahndend die großen Schwierigkeiten, welche die Organisation der begonnenen Anstalt hemmten, setzten wir mit frohem Muthe die Reise fort. Das erste Quartal gieng zu Ende; aber anstatt der verheißenen Organisation gab es unvermuthet plötzliche und lange Stockung und die Zöglinge mußten auf unbestimmte Zeit entlassen werden. Dem Schiffer gleich, der auf seiner Fahrt plötzlich von absoluter Windstille sich umgeben und den Himmel mit langsam heranziehenden Wolken überzogen sieht, ruhten unsere Kräfte; ein conträrer Wind, wo nicht gar Sturm und Ungewitter,

als natürliche Folge einer vorangegangenen, großen Windstille, waren zu erwarten. Unsere Bemühungen, die Ursache dieser Windstille zu erforschen und nach erforschter Ursache die Mittel zur Beschwichtigung derselben anzuwenden, wenigstens dem Ruin im heranbrechenden Sturme vorzubeugen, blieben anfangs fruchtlos. Endlich aber lös'te sich der dichte Schleier. Man glaubte sich wieder schönen Hoffnungen überlassen zu dürfen. Aber die von Tag zu Tag sehnlicher erwartete Organisation der Anstalt blieb aus. Neue Stürme kamen herangezogen, die das schwachbemannte Schiff bald rechts, bald links trieben, bald dem Hafen näher brachten, bald es wieder sehr weit davon entfernten; der Steuermann glaubte sich endlich nicht mehr auf den Stand der Sterne verlassen zu können, ja, er will es offen gestehen, er war schon auf den bevorstehenden Untergang gefaßt. Doch er verlies nicht in feiger Verzagtheit das Steuer. Wäre es, so dachte er, ein für allemal beschlossen, daß sein Wunsch unerfüllt bleiben sollte, so wollte er wenigstens sich das Zeugniß geben dürfen, daß er das Seinige nicht vernachläßigt, mit demselben ruhigen, frohen Bewußtsein, mit der er das gute Werk begonnen und fortgesetzt hatte, wollte er sein Schiff auf die Sandbank treiben sehen, und selbst dann noch wollte er nicht verzagen. Dies war sein Entschluß, sein unerschütterlicher. Doch vermuthete er nicht, daß sein Muth auf so harte Probe gestellt werden würde. Drei Jahre lang hat nun der Kampf mit Winden und Wellen gewährt; hundertmal zeigte sich am fernen Horizonte das ersehnte Land, hundertmal senkte es sich wieder unter denselben hinab. Ich kann Euch nicht sagen, wie viele Anstrengung der Gleiches anstrebenden Freunde dazu gehört hat, die Sache bisher wenigstens noch zu halten. Verstimmt auf Augen-

blicke und Tage hat mich diese Ungunst der Umstände; aber nicht gebeugt. Was war es, das mich hielt; was war es, das mein Herz fest machte; wie heißt der Pol, nach dem ich mein innres Auge unverwandt richtete, als der äußere Pol nicht mehr nach Norden wies und die Magnetnadel unerklärbare Abweichung zeigte? — Nichts anders, als das Vertrauen zu Gott, daß er, der Vater des Lichts und der Wahrheit, Freude habe an dem redlichen Bestreben nach Licht und Wahrheit; nichts anders, als die Ergebung in den Willen dessen, der die Schicksale der Völker und jedes Einzelnen lenkt, zwar nach unerforschlichen, aber nach weisen Rathschlägen; nichts anders, als das Festhalten an der Wahrheit:

Gutes gewollt mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang! — und die Zuversicht, daß der Mund des Sängers nicht lüge, wenn er spricht: „Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgeht, der kommt an!“

Und wirklich scheint der Ausgang nun nahe; wir sind im Begriffe, in den Hafen einzulaufen; getrost sind wir fortgegangen; wir werden nun auch ankommen. Schwer war zwar die Fahrt; mühsam der Weg; sauer der Anfang; aber all der Sorgen und Mühe entschlägt sich der rüstige Schiffer, wenn er den Hafen glücklich erreicht hat. Darum wollen auch wir heute nur der Freude in unserm Herzen Raum geben, felsenfestes Vertrauen fassen zu Gott, unserm Vater, dem Vater der Menschen, des Lichtes und der Wahrheit, und uns ermuthigen, festzuhalten an dem, was Staud hält im Sturm und Ungewitter, nämlich fest zu halten an der Beharrlichkeit. Von der Beharrlichkeit, von der Festigkeit des Charakters muß ich darum noch einige Worte zu Euch reden. Denn ohne sie wird nichts, das der Mühe werth wäre, geschätzt und gepriesen zu wer-

den. Wer etwas Tüchtiges will, sei es in irgend einem Zweige der Wissenschaft, oder der Kunstfertigkeit, sei es, in welchem Berufe es wolle, der muß beharrlich und standhaft sein. Zur Beharrlichkeit gehört, 1) daß man weiß, was man will. Man sollte glauben, das sei bei allen handelnden Menschen der Fall; das verstehe sich von selbst. Aber sehet etwas genauer zu, und Ihr werdet bald erfahren, daß wenige Menschen eigentlich recht wissen, was sie mit ihren Bestrebungen, mit ihren Wünschen und ihrem Leben wollen. Und die das nicht recht wissen, die gehen irre. Wie kann der den rechten Hafen finden, der seine Lage nicht kennt? Dann 2) muß der, der beharrlich sein will, wissen, warum er das will, was er will. Der eigensinnige Starrkopf weiß das nicht. Er ist fest im Halten an Grillen, die er will, weil er sie will, ohne vernünftige, Beifall erzwingende Gründe. Nicht blind wie das Thier soll der Mensch seine Zwecke verfolgen; denn es entwürdigt ihn, blinden Naturtrieben zu gehorchen. Der Mensch ist ein verständiges Wesen, und das Erkenntnißvermögen liegt all seinem Fühlen und Wollen zu Grund. Ganz klar und besonnen erkenne er darum die Gründe seiner Gedanken, Gefühle und Bestrebungen. Er wisse sich selbst und Andern Rechenschaft zu geben von dem, was ihn treibt. Erst dann, wenn er nicht nur weiß, was er will und warum er das will, was er will, ist er auch im Stande: 3) nach den seinen Willen befördernden Mitteln sich umzusehen, also nachzuforschen, wodurch und wie er das will, was er will. Nicht nur weise soll der Mensch sein, sondern auch klug. Die Weisheit nennt ihm die edlen Zwecke des menschlichen Handelns, die Klugheit zeigt ihm die guten Mittel zu den Zwecken. Der leistet nichts, der die Klugheit nicht zu Rathe zieht, ich meine natürlicher Weise die

vernünftige, sich mit Herzenslauterkeit und wahrer Menschenliebe vertragende kluge Ueberlegung. Was nützt es mir und der Menschheit, wenn ich noch so edle Zwecke, aber durch verkehrte Mittel verfolge? Ich schade dann nur der guten Sache, indem ich den Bösen Gelegenheit gebe, das Edle zu verspotten und als unausführbar in dieser schlechten Welt, wie sich diese Sophisten auszudrücken pflegen, darzustellen. Gutes und Edles kann und soll der Mensch wollen; aber um es zu erstreben, muß er es kennen, und die Wege, die dahin führen. Die Beharrlichkeit setzt voraus, daß der Mensch wisse, was er wolle, warum er wolle und wie er wolle. Und dann setzt der beharrliche Mensch seinen Muth und seine Stärke an die Ausführung des erkannten Guten. Wankt das Aeußere — er wanket nicht. Je unsichrer die Fahrt wird, desto mehr schärft er den Blick; je trüber der Horizont, je höher die Wellen gehen, desto fester die Hand, die das Steuer führt. Der ist ein beharrlicher Mensch, der sich entschlossen hat, Schweres zu erlernen. Er beginnt mit Muth und Anstrengung. Aber das Schwere wird ihm schwer. Doch nicht zu schwer seinem Muthe. Je größer die Schwierigkeit, desto größer die Anstrengung, desto beharrlicher seine Ausdauer. Er wird, er muß überwinden, hat er anders nicht Unmögliches sich vorgesetzt. Nur getrost fortgeschritten! Denn wer getrost fortgeht, der kommt an.

Der Feige aber verzagt bald. Kleine Hügel thürmen sich ihm wie unersteigliche Schneegebirge entgegen, und er erlahmt schon am Anfange der Wanderschaft. Er hat wohl gewollt; aber mit Ohnmacht. Nun beschwichtigt er das zur Anstrengung aufwachende Gewissen; er überredet sich, daß es nicht gehe. Aber seine eifrigen Kameraden lassen ihn dahinten — in Verachtung.

Was ziert den Mann mehr, denn Festigkeit und Muth! Warum heißt der Mann — Mann? Fasset den Begriff dieses Wortes! Nicht hinter dem Ofen, nicht am Spinnrocken, nicht unter den Weibern wird man ein Mann. Wehe dem, für den das Wort: „männliche Charakterfestigkeit" nichts Reizendes in sich trägt! Sie kann, sie soll der Mensch in allen Lagen des Lebens an den Tag legen.

Denkt an den Tagelöhner, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdient! Was bringt er vor sich, wenn Stillstehen ihm lieber ist als Fortgehen, wenn er bei der Arbeit nur an den Klang der Feierglocke denkt und nur mit Seufzen die Hände hebt? Er ist nichts, er erwirbt nichts und Niemand mag ihn.

Denkt an die Mutter mit vielen Kindern, die ernährt, gekleidet, gereinigt, erzogen und gebildet sein wollen! Da muß sie regen die Hände ohne Unterlaß, Tag und Nacht. Wenn Andre sich dem süßen Schlafe überlassen, da strickt und näht sie noch bis tief in die Nacht hinein, oder sitzt am Krankenbette ihres Kindes — sie die treue, sorgsame, liebende Mutter. Wodurch gewinnt sie den Sieg? Wer erhält sie munter und wach? Wer giebt ihr den Muth, das Unangenehmste mit Freudigkeit zu übernehmen? Nichts anders als die Festigkeit des Charakters. Menschen sehen und bewundern sie vielleicht nicht, aber Gott sieht sie, und ihre, durch ihre Rüstigkeit erstarkenden Kinder segnen ihr Thun.

Denkt an den Krieger, der für Freiheit und Vaterlandsehre das Schwerdt ergreift! Kriegslustige fremde Horden kommen heran gezogen, mit Feuer und Schwerdt Knechtschaft erzwingend. Des Landes Mark wollen sie aussaugen, blindwüthende Leidenschaften be-

friedigen und zum Unglück die Schmach fügen. Was gewinnt dem dagegen sich auflehnenden Volke den Sieg? Was erhält ihm den ererbten Ruhm glorreicher Vorfahren? Was jagt den stolzen Feind über die Marken des Landes hinüber? Was führt zu Ehre und Ruhm? Etwa feige Unterwürfigkeit, Schmachtriemen der Sehnsucht, Seufzen und Klagen, Heulen und Zähnklappen? — Hier gilt es, sich zu wehren auf Tod und Leben; wenn nicht lebend zu siegen, doch ruhmvoll zu sterben und sterbend zu siegen.

Denkt, ihr Jünglinge! noch stehend in der Frische des Lebensmorgens, denkt an den Ernst und die Bedeutung des menschlichen Lebens! Sehet in Gedanken den Denker forschen nach der verborgenen Wahrheit in ihren Tiefen! Nicht wahr, Achtung erfüllt Euch vor Solchem, der redlich forscht. List und Trug haben vielfach die Wahrheit verfälscht. Wahrlich, Wahn und Aberglauben sind sie bemüht, in des Kindes unbefangene Seele zu pflanzen. Mit verjährten Irrthümern füllen sie sein Gedächtniß und umnebeln seinen Verstand. Darum rühmen wir die Anstrengung der redlich Forschenden aller Zeiten; darum eignen wir uns mit Dank die Früchte ihrer Bemühungen an; darum suchen wir nach dem Grade unsrer Anlagen und Verhältnisse Licht zu tragen in die Finsterniß, in welcher das Volk noch vielfältig gefangen gehalten wird; darum ist es unser seligstes Geschäft, Tag zu machen, wo es noch dunkelt und die Finsterniß durch Licht zu verscheuchen. „Nimmer laß zu forschen, und nimmer laß zu lehren, was du forschtest, nimmer laß zu üben, was du lehrtest!“ Ein goldner Spruch! Zunächst soll es Tag werden in uns selbst. Denn wir wollen wissen. Des Wißbaren ist viel. Darum säumen wir nicht. Träge Ruhe ist uns fremd. Wir wollen Anstrengung. Nur sie

stärkt die Kräfte. Was nicht mit Kampf errungen wird, ist leichte Waare und Spreu. Der Wind verweht sie, und keine Spur bleibt von ihr übrig. Wir wollen uns Festigkeit des Charakters aneignen. Wir wollen feststehen und nicht wanken, wenn auch das Aeußere wanket.

Denket nur stets an den Beruf des ächten Lehrers! Sein Pfad ist mühsam und steil. Unerzogene, mehr noch, verzogene, verdummte Kinder werden ihm übergeben. Da hilft nicht das Seufzen und Klagen, da hilft nicht die Ohnmacht. Weg mit der Ohnmachtslehre der Seufzer, die uns weiß machen wollen, als sei der Mensch niedrig, gemein und schwach! Der Mensch kann, wenn er nur will; und wenn er recht will, so kann er viel, mehr, als man glaubt und sieht. Jesus Christus sei unser Vorbild, er, der unermüdete Lehrer der ewigen Wahrheit. Seine Zeitgenossen waren taub, der Saamen, den er ausstreute, schien unter die Dornen und auf den Weg zu fallen; aber noch sind die Tiefen seiner Lehre nicht erschöpft; noch grünt und blüht der Baum, zu dem er den Kern in die Erde senkte. Gleich ihm wollen wir Wahrheit erforschen, Wahrheit lehren, Wahrheit an den Tag legen durch Wort und That, durch Schrift und Beispiel. Ermuthigen wir uns an seiner Standhaftigkeit zu ähnlicher Beharrlichkeit! Denn sie führt uns zum Ausgang, zum herrlichen Ausgang, wie ihn!

Sollte es noch der Worte mehr bedürfen, Ihr meine Schüler und Freunde! Euch zu ermuthigen an dem heutigen Tage? Drei Jahre habe ich gesonnen, gelehrt, gelernt, gerungen und — gesiegt? Was kümmert den, der nach Ueberzeugungstreue wirkte, der ungewisse, äußere Erfolg? Wie sollte der Standhafte sich muthlos machen lassen durch den scheinbar unglücklichen Aus-

gang? Der Sieg, der innre, ist ihm gewiß. Bleibe er nur sich selbst und dem Vertrauen zu dem, der ihn bisher fest machte, treu. Möge Gott, der auch sein Vater ist, ihn nun lassen an der Stelle, auf der er ihn bisher mit Muth, Kraft und Heiterkeit des Herzens segnete, oder auf einen andern Posten rufen, er spricht: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Und wenn es Menschen böse mit ihm zu machen gedenken, so vertraut er dem Allvater, daß der es mit ihm, wie mit allen, die ihn fürchten und recht thun, wohl machen werde. Getrosten Muthes geht er dahin, wohin ihn seine Bestimmung ruft, fest entschlossen zu wirken, so lange es Tag ist, das, was nach seiner innersten Ueberzeugung das Wahre und Gute ist, und der Zuversicht voll, daß er zu einer Stelle berufen werde, wo er in Gemeinsinn zum Besten seines Volkes mitwirken könne. Mit Beharrlichkeit denkt er das mit Beharrlichkeit begonnene Werk fortzusetzen, treu Gottes und des Gewissens Stimme und nimmer zu lassen das Gute. Denn:

Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit,
führet zum Ausgang! —
Wer getrost fortgeht, der kommt an!

VII.

ueber

Fürstengrösse.

Worte, gesprochen am 3. August 1823, im Schulsaale zu Mörs.

Festtage sind der Erinnerung an merkwürdige Begebenheiten und dem Andenken großer Menschen gewidmet. Wo es an denkwürdigen Thaten fehlet, wo nur kleine Menschen aufgetreten sind, da fehlen erhebende Feste. Ist ein Volk reich an Männern, welche ihre Zeit berühmt machten durch glänzende Handlungen, so mehrt sich auch nach Gebühr die Zahl der Festtage. Hieraus sollte man sich zu dem Schlusse für berechtigt halten, daß man nach der Zahl der Feste, welche ein Volk in Jahresfrist begeht, die Zahl der denkwürdigen Ereignisse, welche für bedeutungsvoll und festwerth gehalten werden müssen, zu bestimmen im Stande sei. Allerdings läßt die Menge der Festtage, welche von einer Menge verbundener Menschen begangen werden, schließen auf den Reichthum an Ereignissen, denen diese Menschen großen Einfluß zugeschrieben haben, so wie zugleich die Ereignisse selbst, welche ein Volk der Festfeier würdigt, den sicheren Maaßstab abgeben für die Beurtheilung

ihres politischen, intellectuellen und religiösen Standpunktes. Ganz anders wird uns ein Volk erscheinen, welches die Tage der Sonnenwenden vorzugsweise auszeichnet, als dasjenige, welches sich in religiöser Andacht zur Feier der Menschwerdung des Sohnes Gottes versammelt; anders beurtheilen wir jene Menschen, welche vor einem Heiligenbilde ihre Kniee beugen und heilige Knochen küssen, anders die Thier- und Feueranbeter des Morgenlandes; anders jene, welche am Tage der höchsten Festfeier in Phantasien in Mekka und Medinah lustwandeln, anders diejenigen, welche die Befreiung der Vernunft von Götzendienst und Aberglauben mit Begeisterung begehen. Die Verschiedenheit der Begebenheiten, welche die Menschen der Festfeier würdigen, deutet auf die Verschiedenheit der Ausbildung der Menschen in politischer und religiöser, überhaupt in geistiger Hinsicht. Wie verschieden sind nicht die Urtheile der Menschen über eine und dieselbe Sache! Was dort groß heißt, wird an einem andern Orte als klein übersehen; dort verwünscht man in den Abgrund der Hölle, was hier zum Himmel erhoben wird; in dem heißen Himmelsstriche dient man andern Götzen, als in den gemäßigten und kalten Zonen; die Muhamedaner verehren Dinge, welche der Jude verabscheuet und der Christ vielleicht mit Gleichgültigkeit betrachtet. Was im eilften christlichen Jahrhundert Millionen begeisterte und nach Palästina's Fluren hinführte, das belächelte man schon zwei Jahrhunderte nachher. Der Pöbel staunt die hohe sinnliche Kraft an, welche der Gebildete in das Gebiet des Thierischen setzt; jenes Menschen Idol ist Gold und Reichthum, und er neigt sich vor den Söhnen des Plutus; dieser kennt nichts Höheres als Stern und Ordensband und Fürstengunst, und ein andrer lebt der Ueberzeugung, daß

es nichts Höheres giebt, als Gott fürchten und Recht thun; einem vierten gelten die Aussprüche gesalbter Priester untrüglichen Orakeln gleich und ein fünfter beleuchtet Alles mit der Fackel der Vernunft; was einem Menschen zu den Zeiten der rohen Römer den Beinamen des Großen erwarb, wird in unsern Zeiten mit andern Prädikaten belegt. Beispiele genug, um darzuthun, daß die Frage: welche Begebenheiten segenvoll, welche Handlungen groß genannt, welche Tage also gefeiert zu werden verdienen, erst beantwortet sein muß, bevor man im Stande ist, mit klarem Bewußtsein und heller Selbstverständigung — und nur so geziemt es gebildeten Menschen — Festtage würdig zu begehen. Darum legen wir uns heute, an einem Festtage für uns Preußen und für jeden, der unsers Königs in Ehren gedenkt, die Frage vor, worin wahre Menschen- und Regentengröße bestehe und worin nicht. Erst nach Beantwortung dieser Frage sind wir im Stande, das heutige Fest würdig zu begehen. Man denke nicht, daß diese Frage längst mit Uebereinstimmung Aller in unsern erleuchteten, darum viel gepriesenen Zeiten entschieden sei. Die Meinungen über Menschen- und Fürstengröße sind in unsern Zeiten fast nicht weniger verschieden, als in den verflossenen Jahrhunderten. Billig schlagen wir, um Antwort zu erhalten auf unsere Frage, die Jahrbücher der Geschichte nach, in welchen die großen Thaten der Menschen verzeichnet stehen. Bedeutungsvoll nennt man die Geschichte das Weltgericht, ihre Aussprüche gleichsetzend dem Urtheile an jenem großen Tage der Entscheidung, der jeden Sterblichen erwartet und an welchem sein Werth gewogen wird mit richtiger Waage. Wie an diesem Tage Unparteilichkeit zu Gericht sitzen wird, so soll die Geschichte ohne Ansehn der Person, ohne Haß und

Zuneigung jedem beilegen, was seine Thaten werth sind. Das soll die Geschichte. Ob sie es thue? Fragen wir darüber die Geschichte selbst.

Die Geschichte hält sich an die Thaten der Menschen. Wie diese erschienen sind im Leben, darnach urtheilt sie. Leicht wird das Privatleben der Menschen übersehen, selten gekannt. Nur wichtige Thatsachen ziehen die Blicke der Mit- und Nachwelt auf sich. Und doch zeigt das öffentliche Leben den Menschen selten in seiner wahren Gestalt. Hier spielt er eine fremde, im Privatleben nur seine wahre Rolle. Wo die Augen des Publikums auf ihn gerichtet sind, da zieht er den Staatsrock an; man sieht nur sein Profil; den Hausbewohnern erscheint er im Schlafrocke; hier erscheint er, wie er ist. Darum muß die Geschichte nothwendig oft das Aeußere für das Innere, den Schein für das Wesen, den Trug für Wahrheit nehmen, folglich irren. Was nicht glänzend in die Außenwelt tritt, zieht die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber nicht auf sich. Nach dem Erfolge beurtheilen sie den Menschen, meist einzig nach dem Erfolge der Bestrebungen. Ist dieser ausgezeichnet, überraschend, bedeutungsvoll, so schließt der Geschichtschreiber auf große Gedanken, große Entwürfe, große Kräfte. War aber ein Entschluß, ein Versuch, von wenig in die Augen springendem Erfolge begleitet, so erscheint der Urheber unbedeutend, winzig und klein. Die meisten Geschichtsschreiber machen es, wie die meisten Menschen. Nicht Ideen, nur Personen und glänzende Thaten begeistern sie. Vor dem äußeren Pomp werfen sie sich ehrfurchtsvoll in den Staub. Wurde ein großer Entschluß nicht vom Glück gekrönt, so wiegt er nichts in ihrer Waage. — Fügt man zu dieser Betrachtung die Wahrheit, daß den Geschichtschreibern, welche sich über ihre Zeitgenossen auslassen, in

der Regel Vormeinung und Parteigeist, entweder bittrer Haß, oder Schmeichelei und Lobsucht die Feder führt; so erscheint uns das Urtheil der meisten Schreiber in seiner wahren, nichtswürdigen Gestalt. Daher man mit jenem Weltmanne sagen kann: „Der Roman ist eine Geschichte, an die man nicht glaubt, und die Geschichte ein Roman, an den man glaubt.“ — „Der ehrlose Schmeichler — sagt ein Schriftsteller — dreht das dicke Seil deiner Fehler zu Fäden der Spinnen herab; er glättet mit leichtem Bimsstein alle deine Gebrechen aus; redet von lauter Gnaden und Geruhen, wo doch lauter unerläßliche Pflicht der Gerechtigkeit dringt, und preis't dich, auch wenn du an einem Abend sieben Wittwen und Waisen verschlängest.“ Jede Aeußerung eines Fürsten, die oft nur schlechten Menschenverstand zeigt, wird nicht selten als ein Orakel der Zeit bewundert. Erscheint ein Namens- oder Geburtstag, so kommt gleich ein poetischer Versifex, führt den Kandidaten der Unsterblichkeit beim Schopf durch die Lüfte, stellt ihn auf den Gipfel des Ruhms, verspricht ihm alle Herrlichkeiten dieser Erde und den spätesten Nachruhm — um durch diese unverdienten Apotheosen und unzeitige Schmeicheleien, welche in der Regel auf schwache Fürsten gleich berauschenden Giften wirken, eine Pension von einigen hundert Thalern zu erdichten. Sinnlich rohe Stärke, vom Glück gekrönt, trägt in den Geschichtsbüchern den Namen der Größe. In diesem Sinne heißt der Macedonische Alexander der Große. Er erstürmte Städte und eroberte Länder, die ihn gar nicht beleidigt hatten. Nachher handelte er nicht nur gegen die Seinigen freigebig, sondern auch mitunter großmüthig gegen die Ueberwundenen. Thut das nicht auch der Räuber? Ist ein solcher nicht auch gütig gegen die Kameraden, theilt den gewonnenen Raub mit ihnen, oder

läßt den Mißhandelten wohl noch zuweilen eine Stecknadel, oder eine Uhr, oder Taschengeld? Die Geschichtschreiber haben es an Alexander gerühmt, daß er demjenigen eine Blume schenkte, dem er den ganzen Garten geraubt, denen das Leben nicht genommen, die er um Hab und Gut gebracht hatte! Wahrlich eine schöne Moral für heranreifende Jünglinge!

Wenn die Wilden ihren Götzen einen gefangenen Feind opfern, so nennen wir sie Unmenschen und Kannibalen, und wenn ein Potentat der Erde die stärksten und tapfersten Männer seines Landes seiner Herrschsucht und seinen Leidenschaften aufopfert, so heißt er in den Geschichten nichts weniger als der Große. Fürwahr eine Achtung ertrotzende Consequenz! Indessen wird man versucht, mit Tiedge dem wilden Eroberer zuzurufen:

„Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern in die Weltgeschichte einzuhauen?“

Um ein ganz sicheres Urtheil über den Maaßstab der Geschichtschreiber zu gewinnen, braucht man sich blos der Beschreibungen zu erinnern, welche gewöhnlich in den Einleitungen über das, was sie merkwürdig nennen, enthalten sind. Merkwürdig sei, heißt es, 1) Alles, was von wichtigen Folgen begleitet gewesen sei; 2) Alles, was große Vorbereitungen erfordert habe; 3) die Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen. Da haben wir das Ganze. Als merkwürdig wird nur das geschildert, was in das sinnliche Auge fällt, was glänzt und blendet, das äußere Fach- und Maschinenwerk. Aber für den Menschenkenner oder denjenigen überhaupt, welcher durch Geschichte die Entwicklung des Menschengeschlechts zu ergründen sucht, hat die bewegende Kraft der Maschine allein wahres Interesse. Der Pöbel steht gaffend vor den Begebenheiten; der Denker

forscht nach den bewegenden Ursachen. Jener glaubt Geschichte zu verstehen, wenn er Namen und Zahlen im Gedächtniß hat; dieser meint, daß nur sie nichts seien, als Stroh und Stoppeln.

Ein Grund, warum in der Geschichte der Erfolg als Maaßstab für Charaktergröße angenommen worden ist, liegt in einem heidnisch-jüdischen Volksaberglauben. Gewannen die alten Israeliten einen Sieg, so galt dies für unumstößlichen Beweis, daß Jehova mit ihnen — verloren sie — daß derselbe gegen sie stritte. An den Ausgang ihrer Entwürfe und Bestrebungen knüpften sie also das Urtheil, ob ihr Beginnen Gottes Beifall oder dessen Mißfallen habe, an den Ausgang also die Meinung, ob ihre Sache gut sei, oder böse.

Ein anderer Grund, warum die Geschichtschreiber den Erfolg zum Maaßstab der Beurtheilung gebrauchen, liegt in der schweren Erkenntbarkeit der Beweggründe, welche die Menschen in ihren Handlungen leiten. In der Tiefe der Seele, dem Auge entrückt, ist die Quelle der Gesinnungen und Handlungen versteckt. Von hier bis zur That in der Außenwelt ist ein weiter Weg. Ob beide, Gesinnung und Handlung, eine gerade, oder eine krumme Linie verknüpft — das vermag nicht einmal der Handelnde, selbst bei aller Lauterkeit, immer mit Sicherheit zu bestimmen. Anstatt sich daher die schwere Mühe zu nehmen, aus den Handlungen auf die Quelle, aus der sie flossen, zurückzuschließen, blieb man lieber bei dem Sichtbaren stehen, die Wirkung für die Ursache nehmend, oder wenigstens beide gleichsetzend, und aus der Größe der Wirkung auf den Umfang der Ursache zurückschließend. Wer nur etwas Logik kennt, weiß, wie sehr leicht der Schluß von den Folgen auf den Grund zu Irrthum verleitet.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, uns die auf-

fallende Erscheinung, daß die Geschichtschreiber in der Regel den Erfolg der Handlungen als Maaßstab zur Beurtheilung der Menschengröße angenommen haben, zu erklären. Und ohne weitläufige Beweisführung leuchtet es ein, daß durch den unsicheren Erfolg Menschenwerth nicht abgewogen werden darf. Denn kein Sterblicher vermag es, genau zu bestimmen, welchen Erfolg eine Handlung, ein Wort, eine Miene hervorzubringen im Stande ist. Kleines und Großes ist oft auf wunderbare Weise mit einander verknüpft. Eine Schneeflocke kann unter begünstigenden Umständen zur verheerenden Lawine werden, und eine spanische Armada zerstob in Nichts durch Welle und Wind. Und doch wird jede That, vielleicht eine durchaus schlecht vorbereitete, mit unzweckmäßigen Mitteln erzielte, mit Mangel an Besonnenheit und Energie erstrebte That, wenn sie nur durch irgend ein glückliches Ungefähr gelingt, von den Speichelleckern der Zeit, von den Windfahnen des Tages und von denen, welche die Begebenheiten mit falschem Maaß uud Gewicht abschätzen, in den Himmel erhoben. Mißlingt dagegen ein wohl durchdachter, durch die besten Mittel nach dem Rath der Klugheit erstrebter, mit Weisheit, Besonnenheit, Gerechtigkeit und Standhaftigkeit, mit diesen vier Kardinaltugenden der Alten ausgeführter Entschluß durch ein unglückliches Ungefähr, das keine menschliche Weisheit zum voraus erwarten durfte; so gilt dies für den Pöbel der Menschen — und dessen ist überall eine große Schaar — für ein Zeichen der Dummheit des Urhebers des Planes. Und bei großen Weltbegebenheiten, woran Millionen Theil nehmen, ereignen sich immer ganz unerwartete Dinge. Daß eine Jungfrau von Orleans im Jahre 1429 den gesunkenen Muth der Franzosen in aufflammende Begeisterung umschaffen, dagegen aber

entmuthigend auf die englischen Kriegsschaaren einwirken würde, war von menschlicher Weisheit nicht vorauszusehen. Wer vermag es zu berechnen, was geschehen würde, wenn in diesem Augenblicke eine Jeanne d'Arc, mit den Insignien der heiligen Jungfrau, auf den Wällen von Cadix ihre Siegesfahne aufflanzte?

Der Erfolg aller weit aussehenden Plane ist immer in den Händen des Zufalls, folglich der von ihm hergenommene Maaßstab zur Beurtheilung von Geistesgröße falsch, man mag ihn von einer Seite betrachten, von welcher man wolle. Nach menschlicher Berechnung mußte Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege, weil fast ganz Europa gegen ihn unter den Waffen stand, zu Grunde gehen. Seine Feinde durften erwarten, ihn zum Marquis von Brandenburg zu machen. Aber das Glück krönte seine Heldenthaten. Auch zu Boden geschmettert und gänzlich vernichtet wäre Friedrich der größte Mann seiner Zeit geblieben. Von einem Joseph dem Zweiten wollen manche Geschichtschreiber wenig wissen — weil ihm wenig gelang. Und doch hat das Haus Habsburg keinen größeren Kaiser aufzuweisen. Darum wollen wir niemals in das „Hosianna" oder das „Kreuzige" des Pöbels einstimmen, welcher hohe Geburt erworbenem Verdienste gleich setzt, den Gewinn des großen Looses in der Lotterie für wohlberechnete Klugheit nimmt und erlittenes Unglück als Folgen der Dummheit ansieht.

Die Geschichte*) ist also nicht das Weltgericht. Wenigstens noch nicht. Aber sie wird es werden. Das glauben alle, welche nicht an dem stetigen Fortschreiten der Menschheit verzweifeln, und denen diese ermuthigende Ueberzeugung die Kraft giebt, in ihrem Kreise

*) Das höchste Interesse der Geschichte, ihr Werth, beruht auf der Regel des Rechts und Unrechts.

zur Förderung der wahren Zwecke des Menschenlebens und folglich auch heller Einsichten in das Wesen der Dinge und der Menschen mitzuwirken.

Sehr viel zur Verwirrung in der Beurtheilung des Menschenwerthes und der menschlichen Größe hat die falsche Meinung beigetragen, daß man Menschenwerth von Fürstenwerth, Menschengröße von Fürstengröße unterscheiden, oder gar in gewisser Beziehung einander entgegensetzen müsse; die Meinung, als sei es möglich, ein großer Fürst zu sein, ohne ein großer Mensch zu sein. Uud das ist, behaupten wir, — um unsre eigentliche Meinung über Menschen- und Fürstengröße durch diese Bemerkuug einzuleiten und demnächst weiter auszuführen — nicht möglich, durchaus nicht möglich. Um groß zu sein als Fürst, überhaupt um groß zu sein, muß man als Mensch, muß man menschlich-groß sein. Der Maaßstab für Menschengröße ist auch der Maaßstab für Fürstengröße. Das wahrhaft Menschliche ist auch das wahrhaft Adliche, Fürstliche, Königliche, Kaiserliche. Es giebt nur eine wahre Größe, und das ist und bleibt diejenige, welche aus Tugend und Pflicht entspringt. Nur ein menschlich Großes giebt es: Tugend und Pflicht. Nur dies Eine ist Noth, nur dies Eine ist groß.*) Große Kraftentwicklung mit Pflichtverletzung mag Schwächlingen imponiren, oder sie erdrücken; aber groß ist es nicht. Sonst wäre Cartouche ein sehr großer Mann, mit dem Unterschiede, daß er Tausende, indeß ein Gengis-Chan Millionen stiehlt. Das ist allenfalls Elephanten- und immerhin bestialische, niemals aber menschliche, überhaupt also nicht Größe. Man müsse sich, verlangen die Geschichtschrei-

*) Du bist ein Mensch! auch du, o Fürst bist Staub!
Sei deines Thrones werth, sei groß und gut!
Sei gut, dann bist du groß.
Herder in seinen Briefen über Humanität.

ber, zur Beurtheilung der Größe eines Mannes in die Zeit versetzen, in welcher er lebte. Eine Forderung, die nicht ganz abzuweisen, aber noch weniger in ihrem ganzen Umfange zuzulassen ist. Jenes nicht, weil jeder Mensch ein Kind ist seiner Zeit, ein Erbe aller zu seiner Zeit wirkenden Meinungen, im guten wie im bösen Sinne, und weil auch der kräftigste Geist nicht leicht alle Vorurtheile seiner Zeit abstreift; dieses nicht, weil das, was recht, wahr und gut ist und groß macht, ewig recht, wahr und gut gewesen ist und bleiben wird, und folglich auch zu allen Zeiten groß erscheinen muß.

Jeder Tugendhafte, behaupte ich, jeder aus Pflicht immerdar Handelnde ist groß. Denn er beherrscht die Sinnlichkeit, die niederen Triebe; und dazu gehört anhaltende Wachsamkeit, Selbstbeherrschung und Kraft. Durch Selbstbeherrschung wird jeder ein Selbstherrscher, ein Herrscher, wie das Wort sagt, seiner selbst, wenn auch nicht aller Reußen. Nicht der, der Menschen beherrscht, ist dadurch groß; denn die Erfahrung lehrt es, daß sich die Menschen auch durch Trug und Mährchen, durch Furcht vor Gespenstern, Knutenhieben und Guillotinen beherrschen lassen. Nur dann ist Menschenbeherrschung ein Zeichen der Geistesgröße, wenn sie mit Kraft errungen und geübt wird, und mit Selbstbeherrschung verbunden ist. Zu allen Zeiten wurde die Kunst, sich selbst zu regieren, d. h. nie etwas anders zu wollen, als was den Geboten der Vernunft gemäß ist, folglich alle sinnlichen Triebe nach verständigen Zwecken zu leiten, für die schwerste aller Künste gehalten, und für das höchste, was Menschen zu erlernen fähig sind. Wem dieses gelungen ist, der hat an sich selbst etwas wahrhaft Großes vollbracht. Den ewigen Idealen des Wahren, Schönen und Guten gemäß widmet er dann mit nüchterner Besonnenheit seine Kräf-

te den Ideen der Pflicht. Nur im Dienste der Pflicht läßt Menschengröße sich erzielen. Alle Unlauterkeit aber, und wäre sie mit der höchsten Anstrengung verbunden, ist nicht Großheit, sondern Kleinheit. Der sich selbst Beherrschende strebt, im lauteren Dienste der Idee, die Verwirklichung der höchsten Ideen im Menschenleben: Freiheit, Vaterland, Gerechtigkeit und Religiosität an. An sie setzt er mit Beharrlichkeit und unerschrockenem Muthe sein Dichten und Trachten, Schwierigkeiten überwindend und Gefahren verachtend. Der Mensch erscheint in diesem Kampfe als Herrscher und Diener zugleich, beherrschend die Elementarkräfte des Menschengeistes, in der Sinnlichkeit befangen, welche ihn in die Reihe der Thiere setzt, und dienend den ewigen Urbildern als würdigen Zeitpunkten menschlichen Strebens. Welchem Stande der menschlichen Gesellschaft ein solcher Kämpfer angehöre, ist gleich viel, da der Tagelöhner in rastloser Anstrengung um die Bedürfnisse des Leibes für Weib und Kind nicht weniger Geistesgröße bewähren kann, als der Gelehrte durch unermüdetes Forschen nach den Tiefen der Wahrheit, oder die Mutter durch sorgsame Pflege und religiös-gewissenhafte Erziehung ihrer Kinderschaar, im Kampfe mit äußerem Mangel und mit der Unsittlichkeit eines rohen Gatten. Groß nennen wir jeden Sterblichen, welcher edlen Gesinnungen standhaft seine Kräfte widmet. Die beiden Merkmale also, nach welchen wir die Größe des Menschen bestimmen, sind 1) der Grad der Reinheit des sittlichen Willens; 2) das Maaß der Kraft, welches der Mensch an die Ausführung seiner Zwecke setzt. Wo im lauteren Dienste der Wahrheit — und man könnte sagen: man ist in dem Grade groß, als man wahr ist — mit den Schwierigkeiten die Anstrengungen wachsen, wo die Gefahr den Löwenmuth her-

vorruft, und Riesenarme, welche den Menschen zu zermalmen drohen, den Entschluß nur fester begründen; da ist wahre Menschengröße. Ohne sittliche Güte ist aber alle Kraft bestialischer Art. Staaten umwälzen, Städte verheeren, Paradiese in Einöden verwandeln, Hunderttausende zur Schlachtbank führen — ist bestialisch, und, wenn man will, bestialische Größe. Auf Gesinnungen kommt es einzig und allein bei Beurtheilung des Menschenwerthes an, nicht auf den unsichern Erfolg. Der Tyroler Sandwirth war ein großer Mann, weil er großartige Gesinnungen in sich nährte, obgleich sein Aufstand des Landes Unglück mehrte. Hätte sich der deutsche Muth an seinem Beispiele so entzündet, wie im Jahre 1813 an dem Schritte des Generals York, so wäre der Name Hofer erklungen vom Nordpol bis zum Südpol. Hört er, weil dies Mögliche und Erstrebte nicht geschah, darum auf, das zu sein, was es war: einer der Tüchtigsten im deutschen Volke? Das sei ferne. Freilich macht eine von Heldenmuth zeugende That noch keinen Helden, so wie eine ethische Handlung noch keinen Sittlichen; sondern das Eigenthümliche des Charakters, das Bleibende im Menschen bestimmt seinen Werth. Nicht das Gewässer nennt man groß, welches einmal im Jahre fluthend daherbrauf't, sondern das, welches das ganze Jahr hindurch mit hohen Wassern geht. Dieses flößt uns Respect, jenes höchstens Schrecken ein. Also kommt es im Menschenleben darauf an, was der Mensch will, nicht auf das, was er wirklich auszuführen so glücklich ist. Dieses bestimmt den politischen, jenes den moralischen und wahren Werth der Handlungen. Wie trübe ist oft die Quelle, aus welcher glänzende Thaten fließen! Der Gerechte, Sittliche ist ein König unter den Menschen, andere Könige sind es unter den Bürgern

und Unterthanen. — Was uns vor Gott groß macht, muß uns auch vor Menschen groß machen. Vor ihm besteht nur, wer ihn fürchtet und recht thut. Wer gut ist, der gilt vor seinem Angesicht. Wer schlecht handelt und Böses thut, der verdient, und habe er den Erdkreis überwunden, nur Verachtung. Wie jämmerlich erscheint ein Solcher vor dem Angesichte dessen, der die Schlacken vom Golde reinigt und dessen Blick ist wie Feuerflammen! Darum vergöttere der Mensch nicht, was Gott nicht als menschlich anerkennt. Und dem, der vor dem Untrüglichen nicht bestehen kann, streue man nicht Weihrauch und Myrrhen!

Was ich nun durch dieses Alles habe nachweisen wollen, ist: In jedem Stande kann der Mensch Geistesgröße zeigen, und Menschengröße ist die eigentliche, wahre Größe. Rechtschaffenheit und Tugend adeln allein den Menschen, folglich auch das gekrönte Haupt; Ungerechtigkeit aber schändet jeden, am meisten den, der von der Vorsehung höher gestellt ist als Millionen Anderer, die jener durch sein Beispiel bürgerlich und geistig zu erheben den erhabenen Beruf hat.

So viel leuchtet nun von selbst ein, daß der große Mensch noch nicht gerade ein großer Regent sei. Denn zum großen Regenten gehören individuelle Eigenschaften, welche nicht jedem Tüchtigen angeboren, nicht von Jedem zu erwerben sind. — Daher kann Menschengröße ohne Regentengröße bestehen. Aber den Satz umkehren und behaupten wollen, Regentengröße sei möglich ohne Menschengröße, würde von neuem zu Ereignissen verleiten, worüber das Menschengeschlecht stets zu trauern Ursache haben würde. Auch der Herrscher soll erst als Mensch groß sein. Zur Herrschergröße gehört aber noch besonders die Gabe, Einzelnes mit allgemeinem Ueberblick zu schauen; die bewegende Kraft des

Ganzen in sich darzustellen; der Scharfblick, Geister zu prüfen und für jeden den passenden Posten herauszufinden; dazu gehört die Kunst, Zeit und Gelegenheit, wie sie sich darbieten, geschickt zu benutzen; auf die Leidenschaften der Menschen, wenn es sein muß, gebietend und lenkend einzuwirken, und außerdem noch eine gewisse Hoheit, welche, als Mitgift von der Natur, den Herrscher in allen Verhältnissen des Lebens über seines Gleichen erhoben haben würde. Immer aber ruht die wahre Majestät in der Erhabenheit der Gesinnungen, die Durchlauchtigkeit in der Lauterkeit des Herzens, der wahre Adel in dem Adel der Grundsätze, die Fürstlichkeit in dem Freisein von niederen Antrieben und Leidenschaften. — Wahrhaft große Fürsten vergaßen über dem Interesse ihres Staates oft das eigene — rastlos, oft mit unglaublicher, fast mit übermenschlicher Anstrengung in Staatsgeschäften wirkend; mehr Strenge gegen sich selbst als gegen Andere übend; Kleinliches übersehend, und weit erhaben über die unbedeutenden Beschäftigungen der Alltagsmenschen; Verdienste achtend und ehrend, auch am Feinde; mit Strenge haltend auf die Befolgung der Gesetze; dabei aber mild und gnädig gegen Schwächen, am meisten gegen die Beleidiger ihrer Person, ja gegen diese Großmuth übend, wie der Löwe; in Zeiten der Noth und Gefahr mit fester Hand das Staatsruder lenkend, Schwierigkeiten überwältigend, kühne Plane entwerfend und mit Entschlossenheit rasch ausführend, in der Verfolgung der Entwürfe unerschütterlich. Nicht zu verkennen ist es, daß der Mensch in den Augenblicken der entscheidenden Krisis zeigt, weß Geistes Kind er sei. Daher glänzen auch vor Allem in der Geschichte die Thaten großer Feldherrn. An ihnen bewundern wir die Kraft, welche durch Talent und Geist überhaupt Hunderttausende lenkt wie an einem

Faden, bewundern die Geschicklichkeit, Begebenheiten und Verhältnisse und Umstände richtig zu würdigen und zu benutzen, den höchsten Gewinn zu ziehen aus Oertlichkeit, Stimmung des Herzens und Zufällen aller Art, mitten im Donner des Geschützes mit Besonnenheit Nachrichten zu empfangen und Befehle zu ertheilen und Verlegenheiten zu beschwichtigen, den Feind durch Kühnheit und List zu überraschen, eben so wenig übermüthig im Siege als verzagend im Unglück, immer sich selbst gleich in allen Lagen, und nach Niederlagen sich muthiger erhebend als nach dem Siege, und auch im Falle, wenn anders demselben nicht mehr zu entrinnen ist, ohne Verlust der Ehre, auch im Falle noch groß. Gesellt sich zu dieser Feldherrngröße zugleich die Herrschergröße; ist der Heros des Kriegs zugleich ein Heros des Friedens, wie Friedrich der zweite (der nach dem 7jährigen Kriege sein von der Natur stiefmütterlich behandeltes, obendrein noch durch die Wuth der Feinde verwüstetes Land in wenigen Jahrzehnten in fruchtbare Fluren umschuf, dem Gewerbfleiß seiner Unterthanen einen neuen Schwung zu geben und dazu als kluger Staatswirth einen Schatz von anderthalb hundert Millionen Gulden zu sammeln wußte, ungeachtet des Aufwandes, den seine prachtvollen Bauten erforderten); so geht des Beschauers Aufmerksamkeit unwillkührlich in Staunen und Bewunderung über, und die Nachwelt fügt seinem Namen den Titel des Großen bei.

Außer der oben bemerkten verderblichen Meinung, welche Menschen- und Fürstengröße von einander trennen, oder als möglicher Weise isolirt stehend betrachten wollte, verwirrte die Ansicht: daß Politik und Moral nichts mit einander gemein hätten, noch vollends die Köpfe und stellte einen in jeder Beziehung falschen Maaßstab zur Beurtheilung der Fürstengröße auf. In

der Moral komme es, meinte man in den vergangenen Zeiten, auf sittliche Gesinnung, in der Politik auf Klugheit an; der Politiker gehe zu Grunde oder sei in Widerspruch mit sich selbst, wenn er stets wahr und aufrichtig und ehrlich zu Werke gehen wolle, wie die Moral es gebietet. Ehrlich sein und gewinnen, seien unvereinbar; im Privatleben der Einzelnen sei Moralität eine Zierde des Menschen; im öffentlichen Leben der Völker aber werde sie nur von Phantasten geltend gemacht.

Gegen solche Weltmannssprache behaupte ich, daß es überall, also auch in der Politik, ehrlich und offen hergehen müsse. Ein Geschäft, welches Lug und Trug zu Wahrheit stempeln will, ist offenbar ein Teufelswerk. Gehört Moralität überhaupt nicht zu den im Leben brauchbaren Mitteln, sondern zu den edlen Zwecken des Lebens selbst; so soll die Moral nicht und nirgends dienen, sondern herrschen; so ist sie nicht etwas Relatives und Beschränktes, sondern absolut gut an und für sich. Und darum soll der Mensch im Allgemeinen, folglich auch der Politiker und Diplomat, überhaupt das eine Volk gegen Einzelne und andere Völker, offen, ehrlich und wahr sein, wie die Moral es gebietet. Und jeder sogenannte politische oder diplomatische Streich, welcher mit dem Gutsein streitet, verdient als Gottlosigkeit Verachtung und Strafe. Mögen Politiker auf uns, die Maulwürfe, mit Bespottung herabsehen, weil wir den Unterschied und Gegensatz zwischen Moral und Politik aufheben wollen; mögen sie sich groß und wichtig dünken mit all ihrer listigen Verschmitztheit und französischen Diplomatik — es wird eine Zeit kommen, wo man ganz allgemein, also auch auf den Thronen, einsehen wird, daß der Grundsatz: „Gott fürchten und recht thun," auch im Volksleben

seine Bedeutung hat, daß es nicht groß ist, in Schlechtigkeit durch Ränkesucht den Gegner zu schwächen und zu betrügen, und daß ein Volk gegen das andere ehrlich und rechtschaffen handeln müsse.

Doch diese Zeit ist ja gekommen. Es ist ursprünglich die Idee des heiligen Bundes, welche ich zuletzt aussprach. Schon darin haben die Stifter dieses Bundes Geistesgröße gezeigt, daß sie von der dem heiligen Bunde zu Grunde liegenden Idee begeistert wurden. Der gemeine Mensch hält Ideen für Hirngespinste, und sie zu Zielpunkten des Strebens machen, für Narrheit. Weit erhaben über solche gemeine Ansicht der Zwecke des Lebens haben die Stifter des Bundes öffentlich und feierlich erklärt, daß sie, tief durchdrungen von der Nichtigkeit und Verderblichkeit der im Völkerleben herrschenden Grundsätze, sich lebhaft überzeugt fühlten, daß Moral und Politik in ihrem Wesen Eins seien,*) daß christliche Gesinnungen ferner in ihrem

---

*) Hier finde ein Wort von De Wette eine Stelle. Es findet sich in seinem Theodor, I. Theil, S. 292:

„Was halten Sie von dem Verhältniß der Sittlichkeit und Staatsklugheit? Manchmal werde ich in meinem Glauben, daß beide stets Hand in Hand gehen müssen, und daß die Gerechtigkeit zugleich die wahre Klugheit ist, wankend, weil so viele das Gegentheil behaupten, und es für Schwärmerei ausgeben, wenn man die Politik nach sittlichen Ideen regeln will."

„Wie kann man an demjenigen zweifeln, was klarer als das Sonnenlicht ist? Die Sittlichkeit ist die Gesundheit des menschlichen Lebens, Unsittlichkeit die Krankheit desselben; wie kann man nun behaupten, daß die Krankheit in gewissen Fällen der Gesundheit vorzuziehen sei? Der Staat ist nicht vom Leben des Volks und der Einzelnen zu trennen; ist das Staatsleben krank, so kränkelt das ganze übrige Leben."

„Darüber sind wir einig, daß die Regierung in der Leitung der inneren Angelegenheiten durchaus vom Geist der Gerechtigkeit beseelt sein muß; wie ist es aber mit dem Verhältniß der verschiedenen Staaten zu einander?

„Die Staaten stehen zu einander in Wechselwirkung, gerade wie die einzelnen Menschen. Wechselwirkung ist

Verhalten unter einander und in ihrem Wirken gegen ihre Völker sie lenken sollten. Fürwahr eine merkwürdige Erscheinung und in diesem Sinne fürwahr ein heiliger Bund! Die Stifter dieses heiligen Bundes haben vor aller Welt erklärt, daß nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten ihren Stand begleiten und daß sie sich berufen fühlten, Land und Leute glücklich zu machen. Zufolge der dem Bunde zu Grunde liegenden Idee stehen die Vorschriften des Evangeliums den Grundsätzen der Regierungs-Weisheit nicht entgegen; es bekunde im Gegentheil allein Weisheit, wenn man sich auch in Lenkung der Staaten von den christlichen Gesinnungen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit regieren lasse. Die erhabenen Stifter des heiligen Bundes haben also feierlichst versprochen, ihren Völkern nur das zu gebieten, was recht, gut und sittlich ist; sie haben ihre Untergebenen gleichsam aufgefordert, nur dem Folge zu leisten, was der ursprünglichen Idee des heiligen Bundes gemäß ist, gerade und mit derselben Beschränkung, wie der Katechismus in dem Kapitel von dem rechten Verhalten der Kinder gegen die Eltern jenen Gehorsam gegen diese einschärft, jedoch mit der ausdrücklichen Klausel: „sofern sie Euch nichts Schlechtes gebieten„; denn das Gebot der Sittlichkeit steht höher als Elterngebot, und Gott muß man mehr gehorchen als den Menschen.

---

nur unter der Bedingung der gegenseitigen Selbstständigkeit denkbar; denn nur was besteht, kann wirken und auf sich einwirken lassen; das Weichende und Unterliegende tritt aus dem Verhältniß der Wechselwirkung heraus. Die Gerechtigkeit und Treue ist die Kraft, welche dieses Verhältniß erhält, und Gerechtigkeit ist daher die Seele der wahren Politik, die eben so sehr auf die eigene Erhaltung, als auf die Erhaltung der Nachbarstaaten, bedacht sein muß." 2c.

Ehrlich währt am längsten — gilt auch von ganzen Völkern.

Unbestreitbar liegt das Gesagte in dem Grundgedanken der heiligen Allianz; ja sie hat von ihm den Namen, den sie trägt.

Eine weitere Folge des Vorhergehenden, nämlich eine Voraussetzung, unter welcher nur die Regierten der Anforderung, welche der heilige Bund selbst an sie macht, entsprechen können, ist das Recht der Prüfung, das ihnen zusteht in Ansehung dessen, was ihnen von den Regenten geboten wird. Denn um zu wissen, ob etwas sich mit Recht und Pflicht vertrage, muß ich dieses Etwas beurtheilen, folglich dasselbe prüfen. Auch von dieser Seite betrachtet kann der Bund ein christlicher und ein heiliger genannt werden, weil er hierin dem klaren Ausspruch des Evangeliums: „Prüfet Alles und das Beste behaltet", und: „Gehorchet Gott mehr als den Menschen" huldigt. Hiermit haben also die erhabenen Stifter des Bundes das allgemeine Prüfungsrecht des Menschen anerkannt und ihn für mündig erklärt. Was Luther den Protestanten erstritten hat: Prüfungsrecht in Sachen des Glaubens, das gewährt der heilige Bund dem Menschen in Sachen der Politik. Von dieser Seite betrachtet, könnte man den heiligen Bund, obgleich die meisten Glieder desselben sich zur katholischen Religion bekennen, einen protestantischen nennen, weil er sich zu eigentlich protestantischen Grundsätzen bekennt.

Die erhabenen Fürsten, welche den Grundsätzen der heiligen Allianz folgen, verdienen nicht nur Herrscher, sondern Regenten ihrer Völker zu heißen. Mit dem Scepter und allenfalls mit Kanonen und Bajonetten herrscht man; aber nur durch Rechtschaffenheit und Tugend regiert man die Herzen. — Aus dem Bisherigen muß es uns klar geworden sein, daß der heilige Bund der Politik ein ganz neues, fest begründe-

tes Princip untergeschoben hat und dadurch in seiner Quelle und ursprünglichen Richtung zum Schönsten und Erhabensten gehört, was die neuere Geschichte zum Dasein befördert hat. Doch vergesse man Eins nicht: Der heilige Bund huldigt Idealen; nach Idealen strebt man, obgleich man sie niemals erreicht.

Den bisherigen Bemerkungen über die Grundidee der heiligen Allianz glaubte ich eine Stelle einräumen zu müssen, weil dieser Grundgedanke mit dem Thema, von welchem es sich hier handelt, in sehr naher Verbindung steht. Er bestätigt nämlich die eben durchgeführte Behauptung, daß wahre Größe innig verbunden sei mit Tugend und Sittlichkeit. Zu dieser Meinung haben sich die Stifter des heiligen Bundes öffentlich bekannt, dadurch zugleich auf den Ruhm der falschen Größe verzichtet und das Gelübde abgelegt, nur auf dem Wege christlicher Tugenden ihre Ehre bei Gott und Menschen, bei Mit- und Nachwelt zu suchen. Festhaltend an diesen preiswürdigen Grundsätzen wird das Menschengeschlecht verschont bleiben von der Wuth wilder Eroberungssucht; der Geschichtschreiber wird es nicht mehr für groß ausgeben, wenn Völker unterjocht, Städte zerstört und Hunderttausende zur Schlachtbank geführt werden. In dem Glück des Friedens werden die Großen der Erde den Gottesruf verstehen, und, ihren schweren Pflichten treu, das wahre Glück ihrer Unterthanen zu fördern bemüht sein. Menschen zu beglücken, wird fernerhin für das größte Verdienst der Fürsten gehalten werden, und die Erzieher der Prinzen werden vor allen Dingen darauf bedacht sein, ihre Zöglinge zu Menschen zu bilden, bevor sie dieselben mit den Vorurtheilen der vergangenen Jahrhunderte, bevor sie sie mit den stolzen und verderblichen Meinungen

von Bevorrechtung durch Geburt und von der gänzlichen Freiheit von allen Pflichten bekannt machen. Nachdem die erhabenen Stifter des heiligen Bundes es bekannt, daß Gott fürchten und recht thun, höher sei als aller Ruhm vor Menschen, wird man keinen Regenten, keinen Feldherrn mehr für erhaben und groß ausgeben, der nicht ein edler, der nicht ein großer Mensch ist. Nachdem es nun erkannt worden, daß auch die Fürsten nichts mehr, nichts Edleres sein können, als tüchtige Menschen und fromme Christen, so werden mehr und mehr die Vorurtheile schwinden, und das Streben nach wahrer menschlicher Größe wird die Menschheit beglücken. Nimmer wiederkehren werden Zeiten, in denen es zur Ehre gerechnet werden durfte, geächtet zu werden. Es gab Zeiten, in welchen die Herrscher von so falschen Principien gelenkt wurden, daß es dem Manne von Grundsätzen und Charakter schwerer wurde, in Ehre und Brod zu bleiben, als dem, der jedesmal mit dem Winde segelte. Solche Zeiten sind wohl — wir dürfen es mit Zuversicht hoffen — für immer dahin, seitdem es erkannt worden, daß Fürstengröße Eins sei mit Menschengröße. —

Glücklich das Land, in welchem man, ohne Gefahr zu laufen, den Ruhm seines Fürsten zu schmälern, also reden darf, wie es bisher geschehen. Dreimal glücklich das Land, dessen Fürst gerade durch den Gebrauch des angegebenen Maaßstabes in seinem wahren, nicht blendenden, aber bleibenden Glanze erscheint! Solch glückliches Land ist das Preußenland. Sein König hat die Erde nicht im ungerechten Eroberungskrieg mit dem Blute der Kinder seines Landes gedüngt. Friedrich Wilhelm III. ist nicht der Schrecken seiner Nachbarn, nicht die Geisel seiner Unterthanen. Milde bezeichnet alle seine Schritte, und seine Gerechtigkeitsliebe ent-

waffnet selbst den Tadelsüchtigen. Einzig bemüht, seine Unterthanen glücklich zu machen, zieht er die Ruhe des Friedens dem Getümmel des Krieges, und das Lob des friedlichen Landmannes den Schmeichelreden lohnsüchtiger Schriftsteller vor. Unser König ist groß als Mensch; darum wahrhaft groß. Für uns, die wir die Gerechtigkeit seiner Regierungsweise empfinden, die hehre prunklose Einfachheit seines Lebens bewundern, den Willen unsers verehrten Regenten, seine Unterthanen wahrhaft zu beglücken in bürgerlicher, sittlicher und religiöser Hinsicht, verehren; seine großmüthigen Spenden zur Verbesserung erziehend unterrichtender Anstalten für die Glieder aller Stände mit dankbarem Sinne empfangen: für uns bedarf es nicht weiterer Aufmunterung, an dem heutigen Tage nur der Freude Raum zu geben und mit frohem Dankgefühle gegen den Geber alles Guten einzustimmen in das „Lebehoch!", welches wir unserm geliebten Könige zu bringen uns gedrungen fühlen. Zugleich werden wir auch, zum bleibenden Besten für uns selbst, den Grundsätzen wahrer Größe huldigend, der rein menschlichen Größe nachzustreben nicht unterlassen, im siegreichen Kampfe gegen die Macht bestrickender Sinnlichkeit und fesselnder Gewohnheit, im lauteren Dienste unserer Menschen- und Berufspflichten. Dann können wir mit derselben Ruhe, mit welcher unser Fürst das Weltgericht der Geschichte über sich sprechen lassen kann, der Stunde ruhig in's Auge schauen, welche uns zum allgemeinen Weltgerichte abruft.

VII.

Die Pflichten des Lehrers gegen den Staat.

Worte, gesprochen am 3. August 1824, bei der Entlassungsfeierlichkeit der Zöglinge im Seminar zu Mörs.

Gewiß würde es uns nicht wenig befremden, wenn wir einen Vater von seinen Söhnen, die Mutter von den Töchtern, den Hausvater von der Familie mit einer durchdachten Rede Abschied nehmen sähen. In so eng verschlungenen Verhältnissen, als die genannten sind, steht der Mensch dem Menschen zu nahe, als daß es ihm einfallen sollte, die Scheidewand aufzuführen, welche den Redenden von den Zuhörern zu trennen pflegt, und es würde unser Gefühl unangenehm berühren, wenn der Freund und Vertraute unserer Seele statt einfacher Worte, statt des Druckes der Hand und des zärtlichen Abschiedsblickes, in wohlgewählten Worten und zierlich gefügten Phrasen von uns scheiden wollte. Die Liebe hält keine Reden, und sie wird nicht versucht, Reden zu halten. Dieser Gedanke wollte Anfangs den Vorsatz, zu Euch, den Abgehenden, Ei-

niges im Zusammenhange zu reden, wankend machen. Wir haben in zu nahen und engen Verhältnissen zu einander gestanden, als daß es mir nicht gewissermaßen wehe thun sollte, statt ungekünstelter und ungesuchter Worte, wie die Empfindung mir sie eingeben möchte, einen vollständigen, vorher mit Absicht einstudirten Vortrag zu halten. Und in der That muß ich auch dasjenige, was ich jedem Einzelnen noch vor seinem Abschiede zu sagen habe, als hieher nicht gehörig, auf andere Zeiten verschieben, und es kann mir jetzt nur einfallen, die allgemeineren und höheren Beziehungen derjenigen Verhältnisse aufzusuchen, in welche Ihr von nun an treten werdet, um an sie einige Betrachtungen und Ermahnungen zu knüpfen. Und wie könnte mir dieses schwer werden, wenn ich nur einen Augenblick bei der doppelten Beziehung dieses festlichen Tages verweile? Wir feiern hier in dieser Anstalt heute den Geburtstag unseres Fürsten und zugleich den Tag des Austritts Einiger von Euch aus dieser Anstalt und damit ihren Uebertritt in das praktische Leben. Bei einigem Nachdenken wird uns die Verbindung dieser beiden, scheinbar verschiedenen, festlichen Bedeutungen nicht auffallen, sondern als eine natürliche, ja nothwendige erscheinen; ich sage: nothwendig wird sich der denkende und gute Zögling dieser Anstalt bei seinem Abschiede unseres verehrten Königes mit dankbarem Herzen erinnern, und es kann ihm nur höchst erwünscht kommen, durch die Bedeutung dieses Tages selbst auf die natürlichen Empfindungen seines Innern hingewiesen zu werden. Die Verbindung der beiden festlichen Beziehungen: des Geburtsfestes unseres Königes, woran die ganze Monarchie Theil nimmt, und Eures Austrittes aus dieser Anstalt, die auch theilweise den Zweck dieser Worte bestimmt, muß Euch als eine nothwen-

dige Verbindung erscheinen; denn, wenn Ihr Euern Verstand fragt, wem Ihr dasjenige verdankt, was Euch diese Anstalt gebracht hat, wer der Stifter derselben sei; und wenn Ihr Euer Herz beobachtet, was für Gefühle sich in demselben bewegen: so werdet Ihr ohne Zweifel auf den hingewiesen werden, dessen Geburtsfest wir heute feiern. Und wenn Ihr an dem heutigen Tage mit dem Blicke auf die Vergangenheit die Aussicht in die Zukunft verbindet; wenn Ihr bedenket, daß mit dem Ende Eurer Vorbereitungszeit für das Leben die Thätigkeit in den bürgerlichen Verhältnissen beginnt: so wird es Euch natürlich und angemessen vorkommen, auf einige Verhältnlsse des Lebens im Staate aufmerksam gemacht zu werden, die sich nothwendig auf den Lenker des Staatsruders beziehen müssen. Wir feiern heute mit ganzem Herzen den dritten August in allgemeiner und in besonderer Beziehung, wie es im Leben immer sein sollte, damit sich das Allgemeine in jedem kleinen Ganzen zu einem belebten Einzelnen gestalte; wir feiern den dritten August in dankbarer Erinnerung an unsern König, den die Vorsehung an die Spitze unseres Staates berief, und mit Vorsätzen für unser Leben im Staate und dem in demselben uns anzuweisenden Berufe.

Indem wir in allgemeiner Beziehung das Geburtsfest unsers Königes begehen, erinnern wir uns der Forderungen, die an jeden Menschen ergehen, um uns der Art und Weise, wie der, zu dessen Ehren das Fest gefeiert wird, diesen Forderungen genügt, die Bedeutung des festlichen Tages zu gewinnen. Jeder Mensch soll hauptsächlich sein Leben in dreifacher Beziehung ausprägen, indem jeder einem häuslichen, einem bürgerlichen und einem kirchlichen Vereine angehören soll. Haus, Staat und Kirche sind die drei Sphären, von denen

die Thätigkeit jedes Einzelnen umschlossen wird. Diese Trias nennt uns alle hohen und herrlichen Beziehungen des Lebens, und wenn der Mensch in dieser dreifachen Hinsicht Ideale verfolgt, wenn er sich bestrebt, ein liebendes Glied seiner Familie, ein gemeinnützig wirkender Bürger des Staates und ein religiöses Mitglied des kirchlichen, für uns des christlichen, Vereins zu sein, so gehört er zu den Edelsten unsers Geschlechts, und gerne verweilen wir bei wichtigen Beziehungen seines Lebens. Wenden wir dies auf den an, dessen Geburtsfest wir heute feiern, so haben wir gerechte Ursache zu würdiger Festfreude und zum Gefühle des Dankes gegen die Vorsehung. Welches europäische Fürstenpaar, welches Fürstenhaus der Erde darf sich in edler Einfachheit des häuslichen Lebens, in Sparsamkeit und Sitte, in liebevoller Zärtlichkeit des Vaters zu den Kindern mit dem Preußischen Fürstenhause messen? Friedrich Wilhelm III. ist ein treuer, liebevoller Vater, und wir dürfen uns wahrhaft Glück wünschen, das häusliche Verhältniß unserer fürstlichen Familie jedem andern Familienvereine als nachahmungswerthes Muster aufstellen zu können. Und was unser König ist als Regent und Fürst, darüber herrscht in den Preußischen Landen nur eine Stimme. Sein Thron ist auf Gerechtigkeit gebaut; ihn schmückt die höchste Tugend des Regenten, die Gerechtigkeit, mit welcher, wenn das Wohl des Staates nicht das Gegentheil erheischt, die Milde und die Güte gepaart sind. Der Wille unsers Monarchen als Regent macht uns den dritten August zu einem festlichen Tage. — Wenn wir endlich die Forderungen der Religion an den Menschen auffassen, so wissen wir es alle, welche streng religiösen, christlichen Gesinnungen unsern christlichen König beleben. Es gab eine Zeit, wo das Christenthum

den Regentenfamilien und Königen, die sich nichts desto weniger oft die christlichen oder gar die allerchristlichsten nennen ließen, fremd war; wo es schien, als betrachteten die fürstlichen Häupter die Religion nur als einen Kappzaum für das Volk; aber diese Zeit ist Gottlob vorüber, und die Mächtigen der Erde haben es erkannt, daß christliche Gesinnungen auch den Lenkern der Staaten die allein wahren Zielpunkte des Strebens zeigen. Und vor allen Fürstenhäusern glänzt unser Königshaus durch christliche Frömmigkeit. Darum preisen wir unsern König in der dreifachen Beziehung als Familienvater, als Regent und als Christ.

Nothwendiger Weise stoßen wir bei dem Gedanken an unsern Fürsten auf unser Verhältniß zu ihm und zu dem Staate, dessen Leitung ihm anvertraut ist. Und dieser Gedanke macht das allgemeine Fest dieses Tages für uns zu einem specielleren, wenn wir uns fragen, welches das geistige Verhältniß des Bürgers und des Lehrers zum Staate sei, welche Forderungen der Staat an den Lehrer der Jugend mache. Ich nenne Euch ein Dreifaches, indem wir unsre Pflichten gegen den Staat erfüllen, wenn wir mit dem Gehorsam gegen die Gesetze des Staates die Treue in unserm Berufe und das Streben nach geistiger Bildung verbinden. Gehorsam gegen den Staat, Berufstreue und geistige Ausbildung sind die drei Gegenstände, über die mir noch einige Worte vergönnt sein mögen.

Mit Recht stellt man unter den Pflichten des Unterthanen und Bürgers gegen den Staat die Pflicht des Gehorsams oben an. Der Gehorsam ist des Bürgers, wie des Menschen erste Pflicht. In allen Beziehungen des Lebens soll der Mensch höheren Gesetzen unterthan sein. Wer die Pflichten des Menschen

verletzt, der ist kein guter Mensch, wie der kein guter Bürger ist, der seine Pflichten als Bürger zu umgehen bemüht ist. Darum reden wir in näherer Beziehung zu Gott und unserer Bestimmung zuerst dem Gehorsam das Wort. Wenn das Kind geboren ist und heranwächst, so soll es seinen Eltern unterthan sein in willigem Gehorsam. Der Gehorsam ist eigentlich seine einzige Pflicht; denn aus ihm entspringen alle andern Tugenden, die die Seele des Kindes schmücken. Das gehorsame Kind ist folgsam gegen die Befehle, Vorschriften, Winke und Wünsche seiner Eltern. Aus dieser Tugend entsprießt die dankbare Liebe gegen die Eltern und gegen die Geschwister. Der Ungehorsam des Kindes gegen die Eltern aber wird unausbleiblich die Quelle schlimmer Entartung. Es ist eine verkehrte Weltordnung, wenn der Unmündige dem Mündigen, der Unerwachsene dem Erwachsenen, der Ungereifte dem Gereiften gebieten und seinen Willen nicht achten will; und wenn unglückliche Eltern das selbstverschuldete Mißgeschick ihres Kindes zu beweinen haben, so wird der freche Ungehorsam stets als die erste Quelle der Verirrung und Entartung angesehen werden müssen. Voll freudiger Hoffnung darf der Lehrer das gehorsame Kind unter die Zahl seiner Schüler aufnehmen, in der frohen Zuversicht, daß das gehorsame Kind auch ein gehorsamer Schüler werde. Auch in der Schule ist der willige Gehorsam gegen die Gesetze der Schulanstalt die Cardinaltugend der Schüler. Er führt, wie aus der Ursache nothwendig die Wirkung entspringt, mit Nothwendigkeit, die Achtung der Gesetze, und darum den Fleiß, die Treue und die Liebe gegen die Mitschüler herbei. Erhebt aber der ungehorsame Schüler in egoistischem Eigensinne sein Haupt gegen den Lehrer, so wird die Schule nicht eine Bildungs-, sondern eine gefährliche

Verbildungsanstalt für den Schüler. Die natürliche Ordnung ist dann umgekehrt, und statt des Segens keimt aus solcher Schule der Fluch. Alles Andere, was ohne den Schülergehorsam noch erzielt werden könnte, hat nun seinen Werth und seine Bedeutung für Herz und Leben verloren, und das sonst Preiswürdige und Achtungswerthe wird nun ein Saame des Verderbens. Darum legt man auch in unsern Tagen den höchsten Werth auf den Gehorsam der Schüler in der Schule. Man hat es erkannt, daß es gefährlich ist, Kinder und Jünglinge geistig auszubilden und sittlich zu verwahrlosen. Und der Ungehorsam ist die Quelle, ja ist selbst sittliche Verwahrlosung. Darum weilt der, der es mit Schule und Menschheit, mit Staat und Kirche wohl meint, mit ernstem Nachdenken bei der, leider! nicht seltenen Erscheinung der Insubordination und des frivolen Leichtsinnes unserer Schüler und Jünglinge. Man hat eingesehen, daß der kein gehorsamer Unterthan und Staatsbürger werden wird, der nicht ein gehorsames Kind, der nicht ein gehorsamer Schüler gewesen ist. Darum werdet Ihr in Euern Schulen auf nichts größere Bedeutung zu legen haben, als darauf, Euch des Gehorsams Eurer Schüler zu versichern, wie es unser eifrigstes Bestreben in dieser Anstalt stets gewesen ist und stets sein wird, freiwilligen Gehorsam zu erzielen. Ist dem Schüler nicht der Gehorsam angebildet, so wird er auch dereinst die Gesetze des Staates nicht achten und seinen Eigenwillen dem Gesammtwillen guter Bürger entgegensetzen. Wer nicht als Kind und nicht als Schüler gehorchen gelernt hat; wem der Gehorsam in der Jugend nicht zur Gewohnheit geworden ist: der ist leicht ein gefährlicher Mensch im Staate. Und doch ist es ohne weitere Ausführung einleuchtend, daß in jeder Gesellschaft,

folglich auch im Staate, der Einzelne dem Ganzen, der Einzelwille sich dem Gesammtwillen, daß das Individuum seinen Privatvortheil dem Vortheile und Wohl des Ganzen zu unterwerfen habe. Die furchtbarsten und greuelvollsten Erscheinungen haben die Staaten geboren, in welchen die Bande der Achtung und des Gehorsams gegen die Gesetze gelöset wurden. Wie der einzelne Mensch sich den wildesten und rohesten Leidenschaften überläßt, der den Gesetzen der Vernunft und Religion Hohn spricht; wie der Einzelne die Bestimmung seines Daseins aus dem Auge verliert, der nicht den Gesetzen der Vernunft und Religion ein williges Ohr hinhält: so gräbt der Ungehorsam der Bürger dem Wohle des Staats ein tiefes Grab. Darum ist das Staatsoberhaupt für nichts so sehr besorgt, als dafür, daß der Bürger Achtung vor dem Gesetze habe. Wohl uns, wenn wir, wohl dem Staate, wenn alle Bürger diese Ansicht theilen und ihr gemäß leben! Dann unterwerfen wir uns in freiwilligem und darum unsre Menschenwürde nicht schändenden, sondern ehrenden Gehorsam den, zum Besten Aller und zum Bestehen des Ganzen gegebenen Gesetzen; dann ergreifen wir als pflichttreue Bürger die Mittel, welche den Gehorsam in die Seele des Kindes und des Schülers pflanzen; dann sind wir selbst gehorsame Unterthanen; dann erziehen wir dem Staate gehorsame Bürger. —

Mit Recht denken wir an dem dritten August eines jeden Jahres unserer Pflichten als Bürger und Jugendlehrer. Und darum nenne ich Euch als zweite unserer Pflichten gegen den Staat die Treue in unserm Berufe, die Treue des Jugenderziehers in seinem Wirkungskreise. Es ist ein köstliches Ding um die Eigenschaft des Herzens und des Charakters, die wir die Treue nennen. Selbst im vernunftlosen Thiere zieht uns nichts so sehr

an, als die Treue, die es dem Menschen beweisen kann. Und welch herrlicher und hoher Lobspruch ist es dem Menschen, wenn man von ihm rühmen kann, er sei seinen Grundsätzen, seinem Charakter treu, er sei ein treuer Mensch. Dagegen setzt sich derjenige in den Augen Aller tief herab, der anders handelt, als er denkt und spricht, der anders erscheint, als er ist, mit einem Worte derjenige, der nicht treu ist. Mit Recht weiß daher auch unser König einem heimgegangenen Beamten kein höheres Prädikat beizulegen, als das, er sei ein treuer Diener, er sei ein treuer Staatsdiener gewesen. Und was wäre der Staat auch, was würde aus ihm werden ohne die Treue der Beamten? Ohne Treue der Richter weicht das Recht von den Gerichtshöfen; der Geistliche bekümmert sich ohne Treue nicht um das geistige Wohl seiner Gemeine, bekümmert sich nicht um den inneren Flor der Schule; ohne Berufstreue fließen die Abgaben nicht in die Staats-, sondern in die Privatkassen der Empfänger. Und was wäre der Lehrer ohne gewissenhafte Treue in seinem Berufe? Es ist gar leicht, so viel zu thun, daß man sich nicht zwischen die Paragraphen des Gesetzbuches verirrt; es ist auch nicht schwer, in der Welt für einen ehrbaren Mann mit unbescholtenem Rufe zu gelten; aber ein ganz Anderes ist es, die strengen Forderungen des Gewissens zu erfüllen. Der treue Mensch genügt sich am schwersten, und wenn er Andere befriedigt, so befriedigt er sich selbst doch nie ganz. Das soll uns nicht abschrecken, sondern ermuntern zu der hohen Pflicht der Berufstreue. —

Wie wichtig diese Pflicht des Schullehrers sei, begreifen wir leicht. Es ist nicht genug, daß er zur rechten Zeit in die Schule eintrete und nicht vor der Zeit sie verlasse; es reicht nicht hin, daß er mit einigem

Eifer lehre; sondern er soll die ihm übergebenen Kinder erziehen. Bedenken wir nur, was dazu gehört! Zuerst soll er das Denkvermögen der Kinder erregen und ihren Kopf zu heller Einsicht und Erkenntniß der Dinge außer und in ihnen befähigen. Und dies soll nicht ein Kind, dies sollen alle Kinder, wie verschieden auch ihre Fähigkeiten und Anlagen, wie verkehrt auch ihre Gewohnheiten sein mögen, lernen. Solches ist fürwahr keine Kleinigkeit, denn es ist nicht ohne unsägliche Mühe zu erstreben; ja es könnte uns als eine fast unlösbare Aufgabe erscheinen, wenn man noch die dem Lehrer an den meisten Orten in den Weg tretenden Schwierigkeiten, herrührend aus dem mangelhaften Schulbesuch, herrührend von schlechter Erziehung des elterlichen Hauses, von Verkehrtheit der Eltern überhaupt, herrührend von andern äußeren und inneren Hindernissen, in's Auge faßt. Und doch soll der Lehrer alle diese Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden, damit das Kind ordentlich und fleißig, tüchtig und brav, gehorsam, doch nicht sclavisch gesinnt, festwillig und festsinnig, aber nicht eigenwillig und nicht eigensinnig, zutraulich und ehrlich, aber nicht schmeichlerisch und nicht kriechend, bescheiden, freimüthig, kräftig und offen, aber nicht hochmüthig und nicht keck und frech, fromm und gottesfürchtig, aber nicht weichherzig und nicht matt und mystisch gesinnt werden möge. Wem kann es noch entgehen, daß zur Erreichung dieses hohen und fernen Zieles eine Liebe zum Lehramte und eine Berufstreue gehört, in welchem Grade sie kein anderer Beamte der Gemeine und des Staates bedarf! Ohne gewissenhafte Treue in der Erfüllung der Berufspflichten leistet man in andern Aemtern doch noch Etwas, wenn auch nicht Vieles; in geistigen Arbeiten, folglich auch im Erziehungs- und Lehramt aber nichts,

oder nur Negatives und Schädliches. Aus der Schule, die einem gewissenlosen Lehrer übergeben ist, gehen unordentliche und schlechte, träge und nachlässige, ungehorsame und widerspenstige, dumme und geistig verwahrloſete Kinder hervor. — Wollt Ihr darum, Ihr Jünglinge! in Euerm künftigen Amte etwas leisten, so müßt Ihr mit Treue in demselben wirken, so müßt Ihr Euer Thun nicht mit dem äußeren Maaßstabe des Gesetzes, sondern mit dem inneren Maaßstabe des feinen Gewissens messen; so müßt Ihr nicht Menschen in Ihrer Kurzsichtigkeit und Beschränktheit, sondern Gott den Gerechten und Heiligen zu befriedigen Euch bestreben. Wollt Ihr für gute Unterthanen des Staates angesehen werden, so müßt Ihr treue Unterthanen sein, treu in dem wichtigen Berufe, den Euch Gott durch die Staatsbehörden anvertrauen wird. Das Ziel Eures Strebens sei nicht, in der Prüfung vor Menschen zu bestehen, sondern vor dem Richterstuhle Eures Gewissens und vor dem Richterstuhle des allsehenden Gottes für treue Menschen erkannt zu werden. Wo kein Mensch hinsieht, dahin sieht Gott, und er, der die Kinder lieb hat, wird Wohlgefallen haben an Eurer Treue. Allerdings gehört es auch zu den billigen Wünschen jedes gewissenhaften Menschen, in dem Urtheile achtungswerther Personen und der Vorgesetzten als ein treuer Diener des Amtes anerkannt zu werden, und wir dürfen uns in dieser Hinsicht wahrhaftig Glück wünschen, unter Vorgesetzten und unter einem Könige zu stehen, welche die Berufstreue zu würdigen und anzuerkennen wissen. Thun wir, was an uns ist; Gott und unser König werden thun, was an ihnen ist.

Doch das könnt ihr nicht — ihr werdet Eure Pflicht gegen den Staat nicht erfüllen, wenn Ihr nicht mit dem Gehorsam gegen die Gesetze des Staates und mit

der Treue im Berufe das eifrige Streben nach Weiterbildung verbindet. Ich nenne Euch darum diese Eigenschaft jedes tüchtigen Lehrers als dritte Bedingung, an deren Erfüllung die Erfüllung seiner großen Pflichten gegen die Gesellschaft geknüpft ist. Der Lehrer soll unausgesetzt, er soll täglich weiter schreiten in Einsicht und Erkenntniß, in Geschicklichkeit und Gewandtheit, in Lust und Liebe zu seinem Amte. Welcher Lehrer darf sich rühmen, ausgelernt zu haben, fertig zu sein mit der Erforschung der Tiefen des menschlichen Geistes und der Gesetze seiner Ausbildung, fertig zu sein mit der Ergründung der Unterrichtsgegenstände und ihrer methodischen Behandlung; welcher Lehrer darf sich rühmen, all' die pädagogische Weisheit, Lebenserfahrung, Umsicht und Geschicklichkeit sich angeeignet zu haben, die man in dem so schweren Erziehungsgeschäfte, in dem Geschäfte der Menschenbildung bedarf? Wer fände nicht in jedem Stücke seinen Meister, und wem wäre es gelungen, alle Räthsel des Lebens zu lösen?

Fragt Euch selbst, was Ihr wißt und was Ihr nicht wißt! Wehe Euch und wehe dieser Anstalt, wenn Ihr darauf die rechte Antwort nicht immer bei der Hand hättet. Doch dieses Wehe kann nicht über Euch, nicht über uns kommen, so lange Ihr, so lange wir nach Gründlichkeit der Einsicht und Erkenntniß streben. Eben dieses Streben nach Gründlichkeit führt die heilsame Einsicht herbei, wie viel Euch, wie viel uns fehlt. Die Antwort: Euch und uns fehlt nicht weniger als Alles, trifft viel mehr die Wahrheit, als die, Euch und uns fehlt wenig oder gar nichts. Ihr habt zu Einigem den Grund gelegt, in Einigem einen Anfang gemacht. Nicht mehr erlaubten die bestehenden Verhältnisse, Eure Vorbildung, Euer Alter und andere unbesiegliche Hindernisse, an denen die Mangelhaftigkeit al-

les auf Erden Bestehenden einen nicht geringen Antheil hat. Aber so viel müßt Ihr hier in zwei Jahren gelernt haben, daß Ihr die Lücken Eures Wissens und Könnens einsehet, daß Ihr die Mittel kennet, diese Lücken auszufüllen, daß Ihr die Fähigkeit „erlangt habt, weiter zu schreiten im Wissen. Und dazu ermuntert uns alle dieser festliche Tag. Gebe jeder sich selbst, gebe jeder dem Andern, gebe jeder uns das Wort, dem Grundsatz zu huldigen: „keinen Tag ohne eine Linie", damit kein Tag vergehe, an dem er nicht seinem Ziele entgegen gestrebt habe. Dieser Grundsatz soll, so Gott will, von den Lehrern dieser Anstalt niemals weichen. Daß das Ziel, das wir uns selbst stecken, unerreichbar sei, soll uns nicht muthlos machen; daß wir niemals mit uns selbst zufrieden sein werden, soll uns nicht abschrecken; daß, sollten wir es so weit bringen, für gute, brauchbare und geschickte Lehrer gehalten zu werden, dieses nur in relativem Sinne zu nehmen sein werde, das soll unsere Kraft nicht lähmen. Hinanstreben wollen wir zu unserm Ziele, sei es uns auch unerreichbar, ja entferne es sich, der Beschaffenheit der Ideale gemäß, in dem Grade von uns, in dem wir uns ihm zu nähern glauben. Haltet die Wahrheit fest, daß der Lehrer nur so lange tüchtig lehrt, als er selbst tüchtig mitlernt; daß er nur so lange in jugendlicher Frische arbeitet, als er den jugendlich regsamen Geist in sich zu erhalten weiß; daß er nur so lange bildend wirkt, als er in eigener Bildung weiterschreitet. Huldiget dem Grundsatze, daß nur der gründlich unterrichtet, welcher gründliche Kenntnisse besitzt; daß man nur dann dem Einen Milch, dem Andern Speise zu geben im Stande ist, wenn man ein reiches Wissen besitzt; daß man nur dann richtig handelt, wenn man richtig denkt. Ferne sei von uns Allen der Wahn, als sei es

mit dem sogenannten guten Willen genug; ferne der Wahn, als werde durch das sogenannte gute Herz und durch die Lebhaftigkeit der Gefühle die Blüthe der Schulen und des Staates erzielt; ferne der Wahn, als bedürfe man zum Rechthandeln nicht des Rechtdenkens. Ohne Wärme des Herzens für die großen Angelegenheiten des Lebens bleibt man freilich leicht ein eiskalter Klügler; aber eben so wenig leistet, und tief Verderbliches begünstigt man durch den Nebel der Gefühle ohne klare Einsicht und Erkenntniß. Nachdenken und Geschichte lehren uns die in pädagogischer Hinsicht hochwichtige Wahrheit, daß Rechthandeln nicht möglich sei ohne Rechtdenken, und daß das Rechthandeln in dem Grade zunehme, in welchem wahrhafte Aufklärung sich verbreite. Darum sei es uns allen ein heiliger Ernst mit unsrer Weiterbildung! Darum laßt uns an dem heutigen Tage das heilige Gelübde erneuern, mit angestrengtestem Eifer für unsre geistige Bildung zu wirken! Ohne die Befolgung dieses Gelübdes würden wir der geistigen Würde des Menschen nicht Genüge leisten; ohne Fortbildung würden wir den Erwartungen unsrer Vorgesetzten nicht entsprechen, würden nicht die Anforderungen der Schule befriedigen, würden nicht thun, was uns als Bürgern des Staates obliegt. Freiwilliger Gehorsam gegen die Gesetze des Staates, gewissenhafte Treue in der Erfüllung unsrer Berufspflichten und geistige Fortbildung sei jedem unter uns, sei jedem Jüngling dieser Anstalt eigen, verlasse ihn nie durch sein ganzes Leben hindurch! —

Das sind einige der Pflichten, an die den Lehrer der 3. August erinnert, jeden Lehrer in dem ganzen Umfange der Preußischen Monarchie. Ihr aber habt noch eine höhere Verpflichtung, aus allen Kräften das Wohl des Staates zu fördern. Und dies erheischt die

Pflicht der Dankbarkeit. Ich glaube darauf rechnen zu dürfen, daß Euer Herz Euch dieses selbst sagt. Darum sei es mit einer flüchtigen Andeutung genug. Se. Majestät unser König hat diese Anstalt gegründet und bis diesen Tag anständig erhalten. Seiner Huld und Fürsorge für Volksveredlung durch bessere Volkserziehung verdanken wir dieses Haus und Alles, was darin ist. Wir haben täglich das Brod gegessen, das er uns anwies. Und wir sollten uns Seiner heute nicht dankbar erinnern? Wenn Ihr Alles, was Euch diese Anstalt geworden ist und noch werden wird, wenn Ihr es wollt, bis zu seiner Quelle zurückführt, so werdet Ihr, wie schon gesagt, in dem Oberhaupte des Staates erst den Ruhepunkt finden. Seid Ihr andere, bessere und einsichtsvollere Menschen geworden, als Ihr waret, Ihr verdankt es unserm Könige und seinen preiswürdigen Anordnungen. Ihm muß Euer Herz dankbar entgegen schlagen, und Euch sagen, daß es die heilige Pflicht der Dankbarkeit von Euch, die Ihr zum Theil auf königliche Kosten gebildet worden seid, erheischt, die Pflichten des Unterthanen in Euren künftigen Berufskreisen mit Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Fühlt Ihr dankbare Gefühle gegen diese Anstalt in Eurem Herzen, nun so legt sie an den Tag durch Gehorsam gegen die Staatsgesetze, durch gewissenhafte Treue im Amte und durch ein reges Streben nach Weiterbildung!

Wir haben Euch, Ihr Abgehenden, nun zum letzten Male hier Versammelten! zum Gehorsam gegen die Gesetze dieser Anstalt erzogen, und Ihr habt diesen Gehorsam, wie es sich gebührt, geübt. Wir haben das Bestreben gehabt, Euch mit dem ermunternden Beispiel der Berufstreue vorzuleuchten. Es wird dieses Streben an Euch nicht verloren sein! Uns stand und steht

ein höheres Bild, ein höheres Ziel vor Augen, dem wir entgegenstrebten; wir wollten mehr, als wir leisteten, und wir strebten nach geistiger Fortbildung. Und das sei uns ein Unterpfand für Euer geistiges Fortschreiten. — Wir sind hier vereint gewesen durch das Band, das Lehrer und Schüler verknüpft. Wir haben gelernt und gelehrt, und wir haben nichts Anderes im Sinne gehabt. Die Schule sei auch fernerhin das uns für das ganze Leben umschlingende Band. Auf die großen Gegenstände der Erziehung und Volksbildung ist und bleibe unsre gemeinsame Thätigkeit gerichtet! Sie zu fördern, sei unser höchstes, letztes Streben! Dann vereinigt uns, die Gleiches Anstrebenden, ein Ziel, ein Wollen, und folglich auch die Freundschaft, die die Gleiches Wollenden einigt. Uns umschlinge das Band der für Volkserziehung thätigen Freundschaft durch das Leben hindurch! Was ich, was wir haben, es gehört auch Euch an, und dieses Hauses Pforte stehet für Jeden von Euch, der es wohlmeint mit der guten Sache, stets gastfreundlich offen, und was uns Nachdenken und Erfahrung Gutes und Förderndes lehren von Erziehung und Unterricht, von Menschen- und Lehrerbestimmung, das Euch zu eigen zu machen, ist unser unverrückbares Ziel. Und was Ihr in Euren Kreisen leisten oder versäumen werdet, man wird es uns zuschreiben. In Eurer Hand liegt das Geschick, ob das Schullehrer-Seminar zu Mörs gesegnet wird, oder nicht. Doch ferne sei der Gedanke an die Möglichkeit, daß Ihr des Geistes, den wir Euch mitzutheilen, der Ideale, die wir Euch vorzuhalten, der großen Pflichten, die wir Euch einzuschärfen bemüht gewesen sind, je vergessen könntet! Mit dem, wir hoffen, täglichen Gedanken an uns und unsre Anstalt werden Euch wichtige Erinnerungen und, so Gott will, heilige Gefühle

lebendig vor Augen schweben uud Euch die rechte Straße zeigen. Bedenket, daß wir große Vorurtheile, gehegt gegen die Seminarbildung im Allgemeinen, und im Besonderen gegen die aus einer früheren Erziehungs-Anstalt dieser Provinz zum Theil hervorgegangenen Zöglinge zu bekämpfen haben. Sonst hieß es: nur keinen Seminaristen — in der Folge heiße es: keinen anderen als einen Seminaristen. Und das wird der Fall sein, wenn Ihr in dankbarem Gehorsam gegen den Staat, in treuer Erfüllung Eurer großen Pflichten, in regsamem Streben der Weiterbildung Eure Tage durchwandelt. So oft denn das Fest des 3. August im Jahreswechsel wiederkehrt, so oft werden wir auf ein gesegnetes Jahr zurückzuschauen die Freude haben; so oft werden die Gefühle und Erinnerungen dieses Tages Euch durchglühen. Gott segne Euch und diese Anstalt, Gott segne König und Vaterland, Gott segne durch uns das Vaterland. Amen!

VIII.

Worte,

gesprochen im Seminar zu Mörs, am Schlusse des Schuljahres, den 29. Juli 1825.

In mancher Beziehung gehört dieser Tag zu den bedeutenderen unsers Zusammenlebens. An ihm nimmt ein Lehrer und Freund*) auf immer von uns Abschied; jüngere Lehrer und Freunde, Zöglinge dieser Anstalt, zugleich Eure Lehrer, Ihr Jüngeren dieser Versammlung! sagen scheidend Euch ein Lebewohl; zu ihnen gesellt sich einer Eurer Freunde und Kameraden, der nun praktisch zu wirken gesonnen ist, indem seine Vorbereitung zum Schulamte nun zu Ende geht; ich selbst verliere in jenem Manne einen hochgeschätzten und theuern Collegen und Freund, in diesen geliebte Schüler und Freunde, und in mehr als einer Beziehung denke ich an die neue Verbindung, die die Vorsehung mich mit einem noch unbekannten Collegen schließen heißt, mit Besorgniß; für Euch Alle schließt dieser Tag einen längeren, bedeutendereu Abschnitt Eures Lebens mit und unter uns und Eurer so wichtigen Vorbereitung für das praktische Leben. Darum gehört dieser Tag zu

---

*) Hr. Ernst wurde an das Seminar nach Bunzlau versetzt.

den bedeutenderen, und mit Recht zeichnen wir ihn durch Gedanken, Betrachtungen, Vorsätze und durch Mittheilung derselben an die gleichgesinnten und gleichgestimmten Freunde aus. Ja bedeutend, wichtig und festlich sei uns dieser Tag und diese Stunde, und die Rückerinnerung an sie, und der Segen, den sie hervorgerufen, begleite uns durch eine lange Reihe von Stunden und Tagen hindurch! Damit ihr auch von meiner Seite ihr Recht werde, habe ich begonnen, einige Worte zu Euch, Ihr werthen Anwesenden! zu sprechen. Ihr seid es an mir gewohnt — feste Grundsätze und bewährte Erfahrungen haben in mir für mein ganzes Lehrerleben diese Gewohnheit befestigt — daß ich frei und unumwunden, je nach der augenblicklichen Stimmung des Gemüthes, dem Einzelnen und Ganzen meine Ansichten offenbare. Von Keinem von Euch etwas denkend, was ich ihm nicht zu sagen bereit bin, und Keinem etwas sagend, was ich nicht auch wirklich gedacht habe, bin ich stets lauteren Herzens unter Euch getreten, an jedem Tage und in jeder Woche, an jedem ersten Tage derselben, Euch durch Worte der Zucht und Ermahnung, durch Blicke in Euer äußeres und inneres Leben und durch Aufstellung fester Grundsätze die Einsicht in Euer Leben und dadurch Eure Selbstkenntniß, die Wurzel des Strebens zum Besseren, zu erleichtern und Euern Willen für die Aufstrebung zum Höheren zu gewinnen. Als Euer Lehrer und Freund habe ich es stets für erste Pflicht gehalten, klar und wahr Euch gegenüberzustehen um des beglückenden Bewußtseins nicht entbehren zu müssen, einem Jeden fest in's Auge zu schauen. Redlichen Menschen, die das Streben nach demselben schönen Ziele vereinigt, ziemt die lautere, unbefangene Wahrheit und unbedingte Offenheit. Stets bemüht, unser gegenwärtiges Verhält-

niß zu einem freundschaftlichen zu erhöhen, habe ich die erste Bedingung der Freundschaft: Offenheit in Mittheilung der Gedanken, festzustellen mich bestrebt. Eines versteckten oder unwahren Menschen Freund will Niemand sein. Der rückhaltsvolle Lehrer stößt die Unbefangenheit der Schüler zurück, statt sie anzuziehen und festzuhalten. Wer sich nur guter Absichten bewußt ist, braucht sein faltenloses Gemüth den Blicken der Mitlebenden nicht zu entziehen. So habe ich es gehalten von Anfang an, und so werde ich es, mit Gottes Hülfe — und sollte es mir auch in einzelnen Momenten des bewegten Lebens schwer werden! — auch fernerhin halten. Und darum zögere ich nicht, Euch die Gedanken des Augenblicks noch mitzutheilen.

Auch mit Ihnen, mein theuergeschätzter College! hat mich das Band des Vertrauens und der Offenheit verknüpft. Mit Redlichkeit und Biederkeit standen wir einander in den mannigfaltigsten Verhältnissen des Lebens nahe. Was ich über Unterricht und Disciplin dieser Anstalt für's Beste gehalten, habe ich Ihnen stets mitgetheilt. Mit Vertrauen bin ich Ihnen, dem Fremdling, entgegengekommen. Dem menschlichen Herzen ist das Mißtrauen eine fremde Sache. Wer nicht schmählich hintergangen wurde und nicht Arges im Schilde führt, schließt sich mit Vertrauen an die Menschen an und mit Vertrauen empfängt er sie. Glücklich der, dessen Vertrauen niemals getäuscht wird! Solches Glückes habe ich mich während Ihrer fast zweijährigen hiesigen Amtsführung zu erfreuen gehabt. Dem Vertrauen entsprach Vertrauen von Ihrer Seite, und ein wahrhaft collegialisches, auf gegenseitige Achtung und Freundschaft gegründetes Verhältniß hat unsre Wirksamkeit in hohem Grade gefördert und die Mühe des Lebens uns erleichtert. Aus Ihrem Munde habe ich

nie ein unfreundliches Wort gehört, und auch Ihre Erinnerung wird mir keine unfreundlichen, gehäßigen Augenblicke vorwerfen. Bei vielfältigen Veranlassungen haben Sie Geschäfte für mich mit Freundlichkeit übernommen, und nie habe ich Anstand genommen, Ihnen mit Rath und That beizuspringen. Ich freue mich nicht wenig, daß wir uns dieses schönen Verhältnisses öffentlich hier rühmen dürfen. Sein Andenken bleibe im Segen!

Was war es hauptsächlich, das unsere Freundschaft begründete und befestigte? Nichts Anderes, als das, was den Lehrer überhaupt tüchtig macht, nämlich der Eifer im Berufe. Weit entfernt, für unsre Arbeiten hier als Selbstlobredner auftreten zu wollen, darf ich doch, wenn auch tief genug die Mängel unsrer Leistungen fühlend, offen hier bekennen, daß wir nicht mit Lauheit der Bildung der uns übergebenen Zöglinge nachgestrebt haben. Wir wünschten durch die That zu beweisen, daß es uns mit unsern Worten ein rechter Ernst sei. Darum verknüpfte uns das Band thätiger Freundschaft in der Erstrebung eines Zieles. Empfangen Sie, theurer College! den wärmsten Dank für die vielen Beweise von Achtung und freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie gegen mich bethätigt haben und die in meinem Gedächtnisse ruhen. Ihr Name wird in mir nur angenehme Erinnerungen wecken!

Aber mehr, als freundschaftliche Verhältnisse geknüpft und bewahrt, haben Sie gethan an dieser Anstalt. Sie haben — Sie müssen mir erlauben, dies öffentlich hier auszusprechen — mit Redlichkeit und Treue, mit Anstrengung und Fleiß Ihr Amt verwaltet; Sie haben diese Jünglinge mit Freundlichkeit und Liebe behandelt; Sie haben ihnen mit einem sittlich frommen Beispiel vorgeleuchtet. Hiermit habe ich die größten Hebel der Sittlichkeit und Frömmigkeit und damit die wichtigsten

Förderungsmittel des Unterrichts und der Erziehung genannt. Ueberall haben Sie die Zwecke dieser Anstalt nach Kräften gefördert. An den Herzen dieser Zöglinge müssen sich die Früchte Ihrer Thätigkeit und Ihrer Gesinnung, so gewiß zeigen, als nichts Gutes und Edles auf Erden verlorengehen kann. Getrennt von dieser Provinz werden Sie darum nicht aufhören, veredelnd auf die Nachwelt zu wirken, und alle die, welche sich Ihrer Leitung erfreuten, werden ein dankbares Andenken für Sie im Busen tragen. Empfangen Sie, verehrter Lehrer dieser Zöglinge! auch durch mich die Versicherung der dankbaren Hochachtung, welche in diesen Jünglingen fortleben wird, und den Dank der Anstalt, den ich Ihnen im Namen derselben darbringe. Der Herr belohne Sie für Ihre Liebe und Treue! Er wird es thun, so gewiß er das Vertrauen zu Menschen, Redlichkeit und Treue in der Pflichterfüllung segnet.

Nicht ohne Beruhigung und Freude wende ich mich nun zu Euch, die Ihr mit diesem Tage diese Anstalt verlasset: J. E., W. S., G. M.! Nicht ohne Freude. Wenn man sich bewußt ist, an einem Schüler das Seinige redlich gethan zu haben; wenn man die Gewißheit hat, daß die Arbeit nicht ohne gesegneten Erfolg geblieben ist: so kann der Lehrer ohne Wehmuth, mit hoffnungsreichem und darum freudigen Herzen von dem Schüler scheiden. Ich freue mich dieses Looses im Verhältniß zu Ihnen, ohne Ausnahme. Nicht immer habe ich mich dieser angenehmen Gefühle beim Abschiede der früheren Zöglinge dieser Anstalt ungetrübt zu erfreuen gehabt. Aber heute ist es durchweg der Fall. Darum preise ich diesen Tag und den Tag, an welchem Sie in diese Anstalt eingetreten sind, und die Vorsehung, welche Sie zu Lehrern der Jugend berief.

Mein Herz giebt Ihnen gute Zeugnisse. Sie haben mich in den zwei oder drei Jahren Ihres hiesigen Aufenthaltes manches Wort des gelinden und scharfen Tadels aussprechen hören. Der Lehrer darf darin nicht ermüden. Wären alle Zöglinge dieser Anstalt Ihnen gleich gewesen, es wäre dann mancher Augenblick ohne Bitterkeit an mir vorüber gegangen. Mit fester Zuversicht erwarte ich von Ihnen nur Gutes, und darum entlasse ich Sie froh aus dieser Anstalt. Sie, J. E.! haben an wissenschaftlichen Kenntnissen Lust und Freude gewonnen. Ich hielt es für unrecht, Sie zurückzuhalten. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, daß die Wissenschaft ein unendliches Feld ist, dessen Anbau Sie erst begonnen haben; nicht zu sagen, daß die Wissenschaft keines Menschen höchstes Streben befriedigt; daß einseitige Ausbildung leicht zum Verderben führt; daß alles Wissen, wenn es rechter Art ist, zu Sittlichkeit und Religion hinführt. Fahren Sie fort, die Wahrheit zu erforschen und in ächt gründlichem Streben nach den rechten Kenntnissen Tüchtigkeit des Kopfes, und in edlem Berufseifer Tüchtigkeit des Herzens zu bewähren! Vergessen Sie nie den großen Gedanken der Pflicht und des wichtigen Berufes, zu dem jeder Lehrer berufen ist! Sie, W. S.! haben von der Vorsehung den Beruf zum Volksschullehrer erhalten. Arbeiten Sie mit Segen in diesem heiligen Amte! Sie wissen es, daß auch der Volksschullehrer gründliche Kenntniß seines Faches besitzen soll. Sie werden sich darum nicht mit dem begnügen, was Sie jetzt können und wissen. Für jeden gut vorbereiteten Zögling dieser Anstalt hört das eigentliche Lernen, wenn er diese Anstalt verläßt, nicht auf; sondern es beginnt eigentlich erst. Das Leben ist eine große Schule. Finde dasselbe Sie stets bewährt, und gebe man Ihrem Namen,

wenn für Ihren Leib der Rasenhügel sich aufbaut, solches Zeugniß, wie ich Ihnen jetzt ertheilen kann. Sie werden deshalb Sittlichkeit und Frömmigkeit höher schätzen, als Alles, was sonst genannt werden kann. Ein noch so geschickter Lehrer ohne diese Güter ist nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Auch für Sie, G. M.! gelten diese Worte des scheidenden Freundes. Der liebe Gott hat Ihnen einen schwachen Körper gegeben, und Sie werden mancherlei Leiden ausgesetzt sein, denen Andere enthoben sind. Der Christ hat die ihn treffenden Geschicke mit Ergebung zu tragen. Sie werden dies thun und die Mittel fleißig benutzen, die Sie zu einem geschickten, brauchbaren und achtungswerthen Mitgliede der Gesellschaft machen. Waffnen Sie sich darum mit einem festen, körperliche Schwäche besiegenden Willen. Sie haben uns davon Proben gegeben, und nicht selten habe ich Ihrer Anstrengung mich gefreut. Halten Sie die Wichtigkeit des Berufes des Lehrers fest im Auge, damit Sie keinen Tag ermattet Hand und Geist sinken lassen, und vergessen Sie es nicht, in kindlichem Gebet Gott um seinen väterlichen Segen täglich anzuflehen. So wie er redliche Arbeiter gerne in seinen Weinberg sendet, so wird er auch Ihnen bald eine Stätte gesegneter Wirksamkeit anweisen. Halten Sie fest an dem Herrn; er wird es wohl machen!

Werfet, Ihr Abscheidenden! nun noch einen Blick auf die in dieser Anstalt zurückgelegte Lebenszeit. Was macht Euch jetzt bleibend freudige Erinnerung? Bei welchen Erscheinungen, Ereignissen und Thatsachen der letzten drei Jahre verweilet Ihr am liebsten? Zählet Ihr die Zahl der genossenen Stunden in der Zeit der Erholung und des Spieles? Sind es die Menge der Leckerbissen, die Euch vorgesetzt worden sind? Habt Ihr ein Ta-

gebuch geführt, wie oft Ihr gelobt oder getadelt, wie oft Euch eine Bitte gewährt oder versagt worden ist? Sagt, was ist es, das Euch von nun an veranlassen wird, diese Anstalt mehr oder weniger zu segnen? Sprechet, damit wir uns verständigen über das, was das Bleibende und Standhaltende dieser Anstalt ist und was zu ihren Mitteln und überhaupt zu dem Vergänglichen gehört! Wichtig ist es für Euch Alle, die Ihr noch hier verweilet, daran jetzt zu denken, woran man zuletzt denkt. Nicht wahr, Eure Untersuchung, bei dem Blick auf die verflossene Zeit verweilt nur bei der Frage: Wo stand ich auf der Leiter zur menschlichen Bildung damals, als ich hier eintrat, und wo finde ich mich jetzt? Bin ich vorwärts oder rückwärts geschritten? Habe ich zugenommen und in welchem Grade zugenommen an Einsicht und Erkenntniß, an Klarheit des Kopfes, an Lebendigkeit der Gefühle, an Festigkeit des Willens? Trete ich wohl ausgestattet mit Kenntnissen und Fertigkeiten aus dieser Anstalt? Darf ich mich zu den geschickteren Schulamtskandidaten zählen, darauf hoffen, bald zu einer Stelle berufen zu werden, und gewiß sein, daß ich unter Gottes Beistand das leiste, was man mit Recht von einem rechtschaffenen und treuen Lehrer erwartet? Nicht wahr, Ihr fragt nach dem Resultate, wozu der Aufenthalt in diesem Seminar Euch geführt hat; Ihr messet den Werth der Anstalt nach ihren Leistungen und zwar nach den Leistungen, die sie in Bezug auf Euch selbst erzielt hat. Ob Ihr mehr oder weniger Stunden des Vergnügens, einen geringeren oder größeren Spielraum der Freiheit, besser oder schlechter als Andere geschlafen und gegessen habt, das Alles wird Euch jetzt wahrhaftig wenig kümmern, wo Ihr am Ende der Laufbahn steht; aber das kümmert Euch, was Ihr hier geworden seid, was

Ihr nun zu übernehmen und zu leisten im Stande seid! Sehet, liebe Freunde! das ist die Ansicht, die Ihr Alle ohne Ausnahme bei dem Austritt aus dieser Anstalt gewinnen werdet, wenn Ihr sie nicht schon in derselben klar und verständig auffaßtet und darnach lebtet. Und es ist dieselbe Ansicht, welche Euern Lehrern, welche mir beständig vorschwebt. Wir denken an jedem Tage und in jeder Stunde daran: Was trägt dieser Unterrichtsgegenstand und diese Uebung zur Bildung unsrer Zöglinge bei? Wird dieser und der und der auch wirklich dereinst als ein zum Lehramt geschickter Mensch entlassen werden können? Trägt diese Einrichtung, dieser Wunsch der Zöglinge u. s. w. u. s. w. zur schnelleren und sicherern Erreichung des gesteckten Zieles bei, oder nicht? Unser einziges Augenmerk ist es gewesen und wird es sein, es dahin zu bringen, daß Ihr Eure wichtigen Zwecke hier erreichet, daß Ihr am Ende Eurer hiesigen Laufbahn und Euer ganzes Leben hindurch diese Anstalt mit Gesinnungen und Thaten segnen könnet. Es giebt welche unter Euch, welche, von dem Reiz des Augenblicks hingerissen und die einzelne Einrichtung dieser Anstalt nach der Wirkung des Augenblicks, nicht nach ihren ganzen Folgen berechnend, die Heilsamkeit mancher Maaßregel übersehen haben. Darum stellte ich in den eben gesprochenen Worten ihnen das anschaulich vor's Auge, worauf es ankommt, was bleibenden Werth hat und welches ihre endliche Ansicht auch sein wird. Von der Wahrheit dieser Ansichten müßt Ihr in diesem Augenblicke ergriffen sein, und dann wird es Euch für die Folgezeit an unbedingtem Vertrauen zu uns und unsern Schritten nicht mangeln. Und Ihr werdet mit mir den Werth und die Bedeutung des rechten Ernstes in der Schule und im Leben auffassen. Wie oft ich auch darüber schon zu Euch

gesprochen haben mag, ich muß immer wieder darauf zurückkommen und Euch die Wichtigkeit des ernsten und kräftigen, über den Leichtsinn weit erhabenen Willens vorhalten. Der Ernst muß Euer ganzes Wesen durchdringen, wenn Ihr Eure Zwecke hier erreichen wollt. Der besonnene Schiffer hat beständig den Nordpol und die Magnetnadel im Auge, um den fernen Hafen zu erreichen, und täglich prüft er durch Quadrant und Loglinie die Entfernung, die er bereits von der Heimath erreicht hat, um daraus auf die Nähe des Hafens zu schließen. Wie der fürwahr ein thörichter Schiffer wäre, welcher sich von jedem eintretenden Wind, nach jeder beliebigen Richtung hintreiben, oder seine Mannschaft auf jeder grasreichen Insel, an jedem Orte der Freuden und der Lust anlanden ließe, also wäre auch derjenige von Euch unbesonnen, leichtsinnig und thöricht, welcher, sein Ziel auf kürzere oder längere Zeit vergessend, sich den Reizen der vergänglichen Lust hingäbe. Nicht also, Ihr Jünglinge! und nicht also für uns, die wir Euern unreifen Verstand und Euern oft schwachen und schwankenden Willen zu leiten berufen sind. Fasset die hohe Bedeutung des Werthes der Zeit, die hohe Bedeutung des ernsten Strebens auf, und weihet Eure Kräfte mit Ernst und Anstrengung der Erreichung des Zieles! Ich werde Euch in dieser Anstrengung unterstützen. In der Mitte der männlichen Jahre stehe ich ferne der gemeinen Ansicht, in welcheres den darin Befangenenen darauf ankommt, zu erhalten, was sie Besitz nennen, oder zu vermehren, was sie in egoistischem Sinne als das Ihrige betrachten. Ich meine, daß es dem Manne allein zieme, seinen Willen in wirklichen Leistungen zu bewähren. Gott gab dem Manne nicht darum männliche Kraft und männliche Besonnenheit, daß er sie in den Belustigun-

gen des Lebensspieles übe, seinem Körper und seinem Leibe Gutes thue, sondern daß er durch männliches Wirken etwas Tüchtiges im Leben erstrebe, daß er etwas Tüchtiges leiste. Deshalb war es mir darum zu thun, Euern hiesigen Aufenthalt zu verlängern, damit wir an uud durch Euch Tüchtigeres zu leisten vermöchten. Ich suchte damit nicht das Meinige, sondern das Eurige. Ich gebe Euch das Versprechen, daß wir in der kommenden Zeit noch in höherem Grade den Anforderungen des Ernstes zu genügen uns bestreben werden. Uns Allen gelten die Ansprüche, die das Wohl des Ganzen erheischt, mehr, als die Wünsche des Einzelnen; letztere werden wir nur in so fern berücksichtigen, als sie das Wohl des Ganzen fördern. Mit größerer Sorgfalt werden wir darauf wachen, daß sich kein unwürdiges Mitglied in unsre Reihen eindrängen könne, und sollte es dennoch gelingen, so werden wir, sobald die Unwürdigkeit am Tage liegt, auf die Entfernung desselben bedacht sein. Ein schweres Geschäft, ich leugne es nicht, für mich, der ich gewohnt bin, mit dem Einzelnen persönliche Beziehungen anzuknüpfen, das Schwerste von Allem. Aber fest entschlossen, der Wichtigkeit der Sache dieses Opfer zu bringen, werde ich das Wohl des Ganzen, die Sicherheit des Fortschreitens Aller, die Heiterkeit der Lehrer und die Gewißheit eines geregelt disciplinarischen Lebens der Verkehrtheit eines Einzelnen nicht aufopfern. Ihr Alle werdet mich darin unterstützen und — wenn nicht immer im Augenblicke — doch sicher am Ende die ergriffene Maaßregel billigen und die Gesinnung der Lehrer anerkennen. Vereinigen wir uns daher in dem festen, unwandelbaren Entschlusse, mit heiligem Ernste unsere Zwecke zu fördern, an jedem Morgen und an jedem Abend, ja in jeder Stunde uns zu fragen, ob wir dem

Ziele näher gerückt sind. Es entsteht nichts Bleibendes ohne Anstrengung und Kampf, und durch Tändelei und Spiel wird Keiner ein tüchtiger Mensch. Darum, wer tüchtig und geschickt werden will, der schlage ein! Mein einziges Bestreben wird dahin gerichtet sein, Euch zu tüchtigen Menschen heranzubilden. Nichts Geringeres, aber auch nichts Anderes. Leicht fragt der Mensch nach dem, was für äußere Vortheile ihm durch seine Anstrengung erwachsen. So mögen Manche von Euch Alles mit Aengstlichkeit darauf beziehen, ob ihnen bald irgend eine feste Stellung im Leben zu Theil werde. Diese Rücksicht aber ist und bleibt Nebensache, da sie sich als nothwendige Folge der erlangten Tüchtigkeit einstellen wird. Wie die Glückseligkeit eine Folge der Sittlichkeit ist, so ist die Gewißheit, eine Lehrerstelle zu erhalten, eine nothwendige Folge der Lehrertüchtigkeit. Trachtet darum zuerst nach dem Reiche Gottes! dann wird Euch alles Andere zufallen.

Daß Ihr Abgehenden mit dem leiblichen Abschiede von dieser Anstalt auch im Geiste von ihr scheiden werdet, glaube ich nicht. Ich weiß vielmehr das Gegentheil. Wie unsere Blicke Euch begleiten, so werdet Ihr an diese Bildungsanstalt häufig zurückdenken. Wenn Ihr gegen die Anstalt Verpflichtungen heget, so werdet Ihr derselben durch Euch selbst einen guten Ruf bereiten und denselben ihr erhalten. Ihr werdet die Gemeinschaft mit uns zu erhalten bemüht sein. Große Zwecke werden nicht durch Vereinzelung, sondern durch die Gemeinschaft der Gleiches Anstrebenden erzielt. Was Ihr Wahres gedacht, Gutes gestiftet habt, theilt es uns mit! Was wir Förderndes für Unterricht und Erziehung zu erwirken das Glück haben, mit Begierde werden wir es Euch zum Eigenthum zu machen suchen. Schließet Euch an den Kreis der besseren

Zöglinge dieser Anstalt an, die, zu Freunden herangereift, den gemeinschaftlichen Lebenszweck zu fördern sich bemühen. Wenn Ihr jedesmal reicher an Erfahrung, einsichtsvoller durch gründliches Lehren, tüchtiger in praktischer Gewandtheit, edler und reiner in Gesinnung bei uns einsprechet, Ihr werdet uns immer willkommen sein. Ein Band, das ernste Streben nach jeder Tüchtigkeit des Menschen und Lehrers, kette jedes Mitglied dieser Anstalt fest und fest zusammen, und edle Geistesgemeinschaft fördere die gemeinsamen, edlen Zwecke.

Die Worte, die ich für Euch, Ihr Jünglinge! die Ihr nun in die Ferien zu reisen gesonnen seid, zu sprechen gesonnen war, sie sind größentheils gesprochen. Es gilt das Bisherige einem Jeden von Euch. Wendet es an auf Herz und Leben! Mit festem, männlichem Blicke fasset das Ziel in's Auge, das Ihr Euch gesetzt habt, und würdiget die Mittel, welche Euch die Erreichung desselben sichern! Ernst der Gesinnung und Festigkeit des Willens machen Euch zu würdigen Mitgliedern dieser Anstalt; Leichtsinn entehrt Euch. Reichet mir die Hand zur Versicherung des Entschlusses, daß Ihr die Wichtigkeit der Zeit aufgefaßt, daß Ihr gesonnen seid, keinen Tag, auch keinen Tag der Ferien, vorüber gehen zu lassen, ohne einen Schritt auf der Bahn der Bildung gethan zu haben. „Keinen Tag ohne eine Linie" ist ein goldner Spruch. Nicht darauf denkend, wie Ihr hier die Stunden lustig verbringen, sondern wie Ihr dieselben zweckmäßig verbrauchen wollt, überlasset Euch mit Vertrauen unserer Führung! Ich erneure vor Euch hiermit das Versprechen, daß ich mit größerem Eifer und größerem Ernste der Erstrebung der wichtigen Zwecke dieser Anstalt nachtrachten werde. Vereinigt Euch mit mir in diesem Entschlusse!

So gehet dann hin mit Freuden zu Euern Eltern und Verwandten! Zeiget Euch als besonnene, gut gebildete, höfliche, bescheidene, sittliche Menschen! Ehret Euch und die Anstalt durch sittlich anständiges Betragen, erfreuet Eure Eltern, Eure größten Wohlthäter, durch Euer Daheimsein; Euer Betragen und Euer Streben verbürgen ihnen die Hoffnungen, die sie von Euch hegen! Kehret mit reger Lust und festen Entschlüssen nach der Zeit der Ferien wieder hieher zurück, und zeiget es durch das ganze Verhalten, daß Ihr würdig seid, zu den Gliedern dieser Anstalt gezählt zu werden, und daß Ihr gesonnen seid, Euch zu edeln Menschen und tüchtigen Lehrern heranzubilden!

Wir stehen am Schlusse des Schuljahres und dieser Betrachtung. Werfe ich einen Blick auf jenes zurück, so fühle ich mich von Gefühlen der verschiedensten Art ergriffen, von den Gefühlen des Schmerzes und der Freude. Von dem Gefühle des Schmerzes, daß uns so Manches nicht gelungen ist, was unser Augenmerk war. Ich rede nicht von äußeren Hindernissen, die sich jeder jungen Anstalt in den Weg legen, sie aufzuhalten in der raschen Entwickelung; sondern von den Hindernissen, welche durch mehrere von Euch, uns unbesieglich, entgegen geworfen worden sind. Nicht alle sind ganz und gar von dem rechten Geist des Lernens und Lehrens ergriffen; nicht selten zeigten sich die deutlichsten Spuren des Mangels an festem Willen, an einfachbescheidenem Sinne, an Tüchtigkeit der Selbstbeherrschung. An manchem Abend bin ich voll Sorgen nach meinem Lager geschlichen, und an manchem Morgen habe ich nach Gedanken gesucht, mich aufzurichten. Viel Schweres war mir im verflossenen Jahre aufgegeben, Manches, was mir am schwersten wird zu überwinden.

Diese Anstalt ist mein Acker; ich habe Saamen ausgestreut. Vieles fiel auf den Weg, Vieles auf das Steinige, Vieles unter die Dornen. Was könnte mich trösten in diesen Augenblicken der Rückerinnerung und der Abrechnung mit mir selbst und meiner Arbeit? Wehe mir, ich wäre der unglücklichste Mensch, wenn mein Bewußtsein mich nicht beruhigte, wenn ich saumselig an mein Tagewerk gegangen, mit Schlaffheit es verrichtet, mit Gleichgültigkeit das Wurzelschlagen des Saamens abgewartet hätte. Aber mein Gewissen giebt mir ein anderes Zeugniß. Es ist mir ein unendlicher, fester, bleibender Trost, daß ich das Meinige gethan, daß ich den Segen Gottes über meine Arbeit herabgefleht habe. Schmälet nicht, daß ich die Gewißheit dieser innern Ruhe hier ausspreche. Es ist mir bei der Gewißheit, daß o Vieles mir unerreicht geblieben ist, ein Bedürfniß, dieses hier auszusprechen. Das Zeugniß Eures Gewissens möge mich Lügen strafen, wenn Ihr anders von mir denket. Darum darf ich Euch auch heute getrost in's Auge schauen; darum brauche ich das Zeugniß Eures Gewissens nicht zu fürchten; darum darf ich Euch, wo wir einander auch im Leben begegnen mögen, frischen und fröhlichen Muthes entgegentreten; darum darf ich Euch die Frage stellen, ob Ihr Alle, ob ein Jeder von Euch sich solch' Zeugniß geben könne? Wohl dem, der es kann! Ich kenne deren. Freuet Euch der Vergangenheit, und lebet schöner Hoffnung für die Zukunft mit mir! Ein bewegtes Leben wird nicht leicht bei dem Rückblick in die Vergangenheit von schmerzlichen, nicht leicht von aufheiternden Erinnerungen verschont bleiben. Wer mit Eifer, Hochgefühl und Aufopferungsfähigkeit in der Gegenwart steht und also ausgerüstet der Zukunft entgegenschreitet, für den fehlen nicht die Stunden des Kampfes

und der Anstrengung, und ihm erblühen in der Zukunft liebliche Blüthenknospen und Blumen. Das ist das rechte Leben nicht, das sich nicht bewegt fühlt von dem Gefühl des Rechts und des Unrechts, nicht bewegt fühlt von der Lust der Wahrheitsforschung und der Wahrheitverbreitung, nicht bewegt fühlt von dem Schmerz, wenn das Gute nicht siegt oder nicht schnell genug siegt für die glühende Einbildungskraft, nicht bewegt fühlt von der Wonne, wenn durch schwere Tugendübung das höchste Ziel des menschlichen Lebens näher rückt. Wer gleichgültig in die vergangenen Tage blickt, sieht mattherzig in die Gegenwart, und ihm fehlt die lebendige Theilnahme an dem Leben. Wem das Bewußtsein des Siegs der Falschheit und Gleißnerei das Blut nicht rascher durch die Adern treibt und seinen Entschluß, im Dienste der Wahrheitsliebe und Herzenslauterkeit treu zu verharren, nicht kräftigt; wer nicht mit brennendem Eifer und glühender Wißbegier an das Lesen eines neuen Werkes, an die Bearbeitung einer wissenschaftlichen Aufgabe geht; wer nicht Sinn hat für die unendliche Schönheit und Bedeutsamkeit der Natur und ihre ewigen Gesetze; wer seinen Muth nicht belebt fühlt bei dem Gedanken an die Bedeutsamkeit des geistigen Lebens, der Tugend und Sittlichkeit geweiht; wer bei dem Gedanken an die Vereinigung mit Gleichesanstrebenden Freunden die Gluth der Begeisterung nicht fühlt; wer keinen Sinn dafür hat, in dem Streben nach möglichst Vielem, verbunden mit der Genügsamkeit mit möglichst Wenigem, wenn es sein muß, sich den lebendigen, das Leben still fortbildenden Kräften beizugesellen; wem die Rührung der Andacht nicht das Auge mit Thränen füllt; wer nicht in heiligem Eifer sich den großen Zwecken der Selbst- und Menschenveredlung widmet — der lebt das wahre Leben nicht, dem sind die großen Ziele

der Vollkommenheit des eigenen Selbst und des Menschenlebens noch nicht aufgegangen, der ist kein lebendiger Zweig an dem ewig grünenden Baume des wahren Lebens. Uns sollen, uns werden, so Gott will! diese Hochgedanken nicht unbekannt, nicht fremd bleiben; sie sind die Funken, die Euer innerstes Leben in diesem Augenblicke, in der Zukunft anzünden; sie sind die Hochgefühle, welche die Ideale des Jünglings, die Ideale des Mannes befruchten. Ich überlasse mich bei dem Gedanken an die Euch ergreifende Wahrheit dieser Gedanken schöner Hoffnung für die Zukunft; gönnet mir und theilet mit mir die Freude an dem Gedanken, daß auch manches Saamenkorn, für dieser Anstalt ausgestreut, auf ein gut Land fiel. Ich danke Gott dafür und für die Gewißheit, daß Etliches dreißig- und mehrfältige Früchte getragen hat und tragen wird. Gott wird unserm Lebenswerke seinen Segen nicht entziehen; er wird die Keime begießen mit befruchtendem Regen, und in seinem Sonnenschein und seinem Sturme werden sie zu Pflanzen heranwachsen, die Früchte bringen, zum Segen für die Menschen, zum Gedeihen der großen Angelegenheit der Menschenbildung, zur Förderung der höchsten Zwecke durch Volksunterricht und Volkserziehung. Einigt Euch mit mir zur Arbeit für diese großen Zwecke!

Getrennt sind wir dann im Geiste thätig für eine Sache. Unsre Herzen schlagen und arbeiten dann für einander; mit ruhigem Bewußtsein können wir dann an jedem neuen Abschnitte unsre Lebensrechnung schließen und des Segens des himmlischen Vaters gewiß sein. Ja er segne, was wir Gutes denken und empfinden; er segne, was wir Gutes wollen. Amen.

IX.

Worte,

gesprochen bei der Eröffnung des Cursus im Seminar zu Mörs, am 6. Oktober 1825.

Gebet.

In kindlichem Gebete nahen wir uns deinem Throne, allmächtiger, heiliger, liebevoller Gott und Vater! dich anzubeten mit Geist und Herz, dir unsre Gefühle zu weihen und uns durch die Gemeinschaft deines Geistes zu heiligen für unsern Beruf und für die Arbeit in dem Weinberge, in den du uns sendest. Ergreife uns mit deinem Geiste und heilige uns durch und durch!

Wo wollten wir anfangen und wo endigen, wenn es uns einfiele, die Wohlthaten, die wir von dir empfangen haben, aufzuzählen und mit Namen zu nennen? Ach wir vermögen es nicht, wir schwache, endliche Wesen, und wir sind nicht werth all der Treue, die du an uns gethan hast. Wir danken dir, lieber himmlischer Vater! für Alles, was du uns geschenkt hast, was du uns gewesen bist und was wir durch deine Hülfe geworden sind. Sie, diese theuren Beweise deiner unvergänglichen Liebe, sind uns Bürgschaft und Unterpfand, daß du auch ferner unser getreuer Gott

und Vater sein, daß du auch ferner uns mit dem Segen deines Geistes segnen wollest. Du hast einen Jeden unter uns auf seinem Pfade begleitet und an deiner Hand geführt. Was wären wir ohne dich geworden? Du hast uns leiblich und geistig gespeiset und getränket; dein Auge wachte über uns und dein Geist erquickte uns mit himmlischer Speise. An Leib und Seele hast du uns bewahrt und aus unendlicher Liebe und Barmherzigkeit uns deine Kinder gesegnet. Wie sollen wir dir genugsam dafür danken? Was können wir dir, heiliger Vater! darbringen, das dir gefiele? Wer vermögte, vor dir, dem Heiligen, zu bestehen? — Aber du willst unsre Blößen decken und unsere Fehler nicht ansehen, wenn wir deine Gebote halten und darnach thun, wenn wir im Glauben leben und sterben, wenn wir die Mittel gebrauchen, die deine Liebe den Menschen geweiht hat. O laß dir wohlgefallen das Stammeln unsers Mundes und habe Nachsicht mit unsern Mängeln! Sende uns deinen heiligen Geist, daß er unser Herz belebe und durchdringe und es erfülle mit den Wundern deiner Werke im Reiche des Sichtbaren und des Unsichtbaren; sende uns deinen heiligen Geist, daß wir, durch ihn vereint und mit dir vereint, eins seien in christlicher Bruderliebe; sende uns deinen heiligen Geist, daß wir als lebendige Reben an dem Weinstocke des Herrn eine Gemeinde bilden, die dich preiset mit Mund und Herz! Ja heilige uns ganz und gar, dir zum Eigenthum! Ewig werde von uns gepriesen deine Treue; wir seien deine Kinder, du unser Vater. Amen.

Wie es Christen geziemet, so haben wir den neuen Tag, das neue Werk begonnen. Auf Gott soll sich all unser Thun und Lassen beziehen; mit Gott sollen wir

die Arbeit beginnen, fortsetzen und endigen. „Mit Gott", das ist das Losungswort des christlich und fromm gesinnten Menschen; nichts ohne ihn; Alles mit und durch ihn. Unser Anfang sei darum auch heute mit Gott; dann wird auch unser Fortgang mit Gott sein. Gott sei mit uns Allen, jetzt und immerdar!

Nach langer Trennung finden wir uns hier, in diesem Hause des Unterrichts und der Erziehung, wieder zusammen, zu beginnen eine neue Reihe wichtiger Tage, wichtig für unser ganzes künftiges Leben, wichtig für Eure irdische und himmlische Bestimmung. Darum verweilen wir mit unsern Betrachtungen bei diesem Anfange, bei diesem neuen Lebensabschnitte; darum pflegen wir Rath mit unserer Seele, damit sie bedenke die Wichtigkeit und den Ernst unserer Berufung; darum fassen wir mit klarer und fester Besonnenheit Vorsätze und Entschlüsse. Lasset uns darum jetzt einige Blicke in die nächste Vergangenheit und in die nächste Zukunft thun, damit wir uns verständigen über das, was wir wollen und sollen, und damit wir in offen freundschaftlicher Gesinnung einander mit Lehre und Ermahnung getreulich beistehen. Wir sollen ja einig sein in Gesinnung und Leben, in Grundsätzen und Ueberzeugungen, in Zweck und Mitteln. Wie sollte deswegen Rückhalt und Verschlossenheit unter uns entstehen können? Warum sollten wir nicht einander das Herz öffnen? Laßt mich daher zuerst einige Fragen an Euch richten.

Was hat Euch die lange Zeit der Muße genützt? Wie habt Ihr die Zeit der Ferien angewandt? Seid Ihr fortgeschritten, oder steht Ihr noch auf demselben Standpunkte, auf dem Ihr vor zwei Monaten*) stan-

*) Die Ferien waren wegen einer pädagogischen Reise, die ich machte, ausnahmweise um einen Monat verlängert worden.

det? Fraget Euch selbst, frage jeder sich selbst, damit er weise werde. Seid Ihr reicher geworden an Kenntnissen und Erfahrungen? Habt Ihr Euer Gedächtniß bereichert mit einem Schatze wissenswerther Dinge? Ist Euer geistiges Auge geschärft worden zur geistigen Klarheit? Denket Ihr jetzt richtiger, urtheilt Ihr schärfer, schließet Ihr consequenter? Was hat Euer Erkenntnißvermögen gewonnen? — Ihr seid ja auch meiner Ueberzeugung, daß es unendlich wichtig ist, Wahrheit von Irrthum, Wahrheit von Trug und Wahn unterscheiden zu können; daß es unendlich wichtig ist, richtig zu denken, weil der Mensch nicht richtig handeln kann, wenn er nicht richtig denkt. Darum legt Euch die ernste Frage vor, ob Euer Erkenntnißvermögen durch die Tage der Muße hindurch recht viel gewonnen habe.

Ich frage mich selbst, ich habe mich selbst gefragt, ob meine Einsichten in das Wesen der Dinge und namentlich in das Wesen des Unterrichts- und Erziehungswesens zugenommen haben. Diese Frage macht mir Freude, weil ich eine fröhliche Antwort darauf zu geben habe, weil ich das Bewußtsein in mir trage, jetzt Manches richtiger einzusehen, als es vor zwei Monaten der Fall war. Und sollte der Mensch sich nicht recht innig und tief der gewonnenen Einsichten freuen? Ja wahrlich, es giebt nicht leicht eine größere Freude, als die geistige über den Gewinn der Wahrheit. Ich habe Euch Vieles von der Reise, die ich mit Gottes Hülfe und mit großmüthiger Unterstützung unserer theuren Vorgesetzten vollführt habe, zu sagen. O, so Manches ist mir klar und deutlich geworden. An sehr vielen Orten sah ich, wie, an manchen, wie man es nicht machen müsse. Die Verschiedenheit der Einrichtung der Anstalten und der Methoden, die mannigfaltige Erschei-

nung der Lehrer und Erzieher, der Austausch der Ansichten und Meinungen und alle die Menge von Erscheinungen, Begegnissen und Erfahrungen, die auf mich einwirkten, wie sollten sie mich nicht vielseitig berührt und mehrseitig meine Ansichten aufgeklärt und erweitert haben? So groß aber auch die Mannigfaltigkeit der Gedanken gewesen, die ich vernommen, so haben sie doch hauptsächlich eine Ueberzeugung in mir befestigt, die Ueberzeugung, daß der Lehrer nur so viel und nur das klar machen könne, als und was ihm selbst klar geworden ist, daß die Methoden die Unklarheit der Erkenntniß gar nicht ersetzen, daß es daher bei Erweckung der Kenntnisse und Einsichten auch wieder hauptsächlich auf den Lehrer selbst ankomme. Was wir nicht sind, was wir nicht wissen, was wir nicht klar denken, das werden auch unsere Schüler nicht, das lernen sie nicht, das begreifen sie nicht. Auf denn, so laßt uns nun recht Vieles klar erkennen, um ein reiches Wissen uns bemühen, laßt uns recht viel zu werden trachten! Wir wollen es thun.

Laßt mich Euch weiter fragen! Fragt Euch selbst weiter! Wie steht es nun mit Euern Gesinnungen? Wie steht es mit meiner Gesinnung? Eine Frage, wichtiger als die erste, welche auf die Erforschung der Ausbildung des Erkenntnißvermögens gerichtet war. Denn Ihr wißt es, das Herz bedingt den Werth des Menschen, und das Gemüth leitet mehr den Willen, als die Erkenntniß. Darum stellen wir das redliche Gemüth ungleich höher als den klaren Kopf, ja wir achten und schätzen letzteren nur in so weit, als er mit einem kindlichen, redlichen Herzen verbunden ist. Darum müssen wir unsern Blick auf den Zustand unsrer Gefühle, auf die Beschaffenheit unsers Gemüthes richten.

Seid Ihr nun reicher an Liebe zu den Menschen,

als Ihr vor zwei Monaten waret, reicher an christlicher Menschen- und Bruderliebe? Ist Euch das Evangelium von Jesus Christus lieber und theurer geworden? Seid Ihr mehr und mehr in den tiefen Geist seiner Lehre, in sein tiefes Gemüth, in sein segensvolles Leben eingedrungen? Vermögt Ihr es mehr und mehr, im Glauben und im Vertrauen Euch ihm hinzugeben? — Was empfindet Ihr, wenn Ihr an Euern Beruf, wenn Ihr an die Kinder denkt, an das Leben unter Kindern? Segnet auch Ihr sie mit heiligen Gefühlen, wie der Herr sie einst gesegnet hat? Erglüht Euer Herz von unaussprechlichen Empfindungen, wenn Ihr daran denkt, daß Ihr sie nicht bloß brauchbar für die Erde, sondern sie für den Himmel erziehen sollt? Schlug Euch das Herz von Wonne und Entzücken, wenn Ihr diese oder jene Schule besuchtet, und in die klaren Kinderaugen hineinschautet, und Euch an den unschuldigen Mienen der Kleinen weidetet? Wurde es Euch klar, daß Ihre Engel vor dem Throne Gottes stehen und das Angesicht des himmlischen Vaters schauen? Wurde in Euch unwandelbar der heilige Entschluß reif, die Kinder zu guten und frommen Menschen zu erziehen?

Liebe Freunde! wie wunderlich ist es mir auf meiner Reise zu Muth gewesen. Ich wäre ja der verworfensten Menschen einer, wenn ich nicht mit guten Vorsätzen zurückgekommen wäre. Denket Euch in jener Stadt die Waisenkinder, wie sie ungeachtet königlicher Freigebigkeit arm sind, unendlich arm sind, da sie keinen irdischen Vater mehr sehen und keine Mutterliebe mehr ihrer pfleget! Denket Euch jene Schulen, die ich gesehen habe, wo arme Fabrikkinder kennen lernen Gott und ihre Pflichten, das Evangelium von Jesu Christo lieb gewinnen und äußerlich und innerlich zunehmen

an Weisheit und Verstand, wie an Jahren! Denket Euch jenen Mann, der in treuer Liebe, als ächter Jünger des Herrn, seine Kräfte der Veredlung jugendlicher Seelen widmet, keine tiefere Herzensangelegenheit kennt, als treu erfunden zu werden in seinem schweren, aber doch so gesegneten Wirkungskreise! Denket Euch jene unglücklichen Kinder, denen der liebe Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß den menschlich tiefen Sinn des Gehörs und somit die holde Gabe der Rede versagt hat; wie sie sich quälen müssen mit unendlicher Mühe um Dinge, die uns, den Hochbeglückten, gar keine Mühe machen; wie ihnen nur spärlich fließen kann die Quelle, aus der der Geist des Herrn nnd das Wort des Lebens fließt; denket Euch jene Kinder — wie soll ich sagen? — unglücklichen; ich finde kein Wort, ihr Elend zu bezeichnen — jene Kinder, denen die sichtbare Welt in ihren Gestalten und Farben verschlossen bleibt und die in ihrer Hülfsbedürftigkeit einen Stein rühren könnten, ich meine die blinden Kinder? Denket Euch dieses und meine Lage, und Ihr solltet meinen, daß ich nicht von Gefühlen durchglüht, nicht von Entschlüssen hingerissen wurde, — dann wäre ich ja selbst weniger als ein Stein. Nein, mir hat das Herz bei vielen Veranlassungen geschlagen, und so Gott will, kehre ich nicht als ein schlechterer Mensch zurück. Wo ich gut eingerichtete Schulen gesehen, da habe ich das Gelübde gethan, auch in der Heimath für das Wohl meiner Schüler und der Schulen mich tüchtig zu machen; wo ich weniger gut eingerichtete Schulen fand, da erkannte ich recht tief den großen Werth guter Schulen und treuer Lehrer. Und unwandelbar und ewig soll in mir der Vorsatz stehen, für Minderung menschlichen Elends, so viel Gott in seiner Macht mir Kraft und Gelegenheit zu geben mich würdigen sollte, zu wirken, so lange es

Tag ist, mich des Unglücks der Armen anzunehmen und Eure Liebe für sie zu gewinnen. Möge der Herr in seiner Treue sich an uns Schwachen mächtig erweisen zur Verherrlichung seines Namens! Ja gewiß, liebe Freunde! Eins ist Noth. Es ist die Liebe, die Treue. Wo die ist, da steht es gut; da bewacht der Herr das Haus; da bauet der Geist des Ewigen die Hütte; da ist Freude und Wonne immerdar. Wo aber die Liebe nicht ist, da waltet der menschliche Stolz, die menschliche Weisheit und nicht Gottes Weisheit. Wo Liebe nicht ist, da suchst du vergebens Christi Geist; denn wer nicht von Liebe ergriffen ist, der hat Christi Geist nicht. Wo Liebe nicht ist, da kann wohl Schulweisheit gefunden werden, hochtrabende, aufblähende Worte, aber nicht Christenthum. O laßt uns darum doch in Liebe, in der Liebe zu der ewigen Liebe verbunden bleiben, mit dieser Liebe unsere Kinder umfassen, und durch diese Liebe sie zu Gott und Jesu hinführen! Und hier in diesem Hause der Erziehung walte die Liebe, Christi Geist! Laßt uns darin verbunden bleiben, damit wir in Wahrheit Christen seien!

Welches ist nun das Gesammtgefühl, das Euch und mich belebt und beherrscht bei dem Rückblick auf die vergangenen Monate? Können wir es nicht mit einem Namen nennen? Ja wir können es, es ist das Gefühl der Dankbarkeit gegen unsern treuen Gott und Vater im Himmel, das Gefühl der Dankbarkeit und Gegenliebe für die unzähligen Beweise seiner Liebe und Treue. Gewiß nenne ich Euch damit keine unbekannte Sache. Oder hat seine Huld Euch nicht begleitet auf Euern Pfaden? sein Auge Euch nicht bewacht, schlafend und wachend? seine Rechte Euch nicht gehalten auf Weg und Steg, bei Sonnen- und Mondlicht? seine Liebe Euch nicht getränket und gespeiset? seine

Treue Euch nicht gesegnet mit Gütern des Geistes? — Ja, fürwahr, liebe Brüder! Ihr seid Gott, unserm liebevollen Vater, Dank schuldig, und Ihr werdet Euch dieses nicht umsonst gesagt sein lassen. Ich will nur der Dollmetscher Eurer Gefühle sein. Ihr habt das unaussprechliche Glück gehabt, den Vater- und Muttersegen zu empfangen, und Gott wird auch Euch mit zärtlicher, dankbarer Liebe zu Vater und Mutter gesegnet haben. Bewahret in dankbaren, treuen Herzen, was treue Eltern an Euch gethan, Euch gesagt, für Euch erbetet haben. Kann denn der allmächtige Gott Menschen höher segnen als dadurch, daß er den Menschenkindern redliche, treue, fromme Eltern giebt? O darum kann das dankbarste Gefühl gegen unsern treuen Vater im Himmel Euch nichts Unbekanntes sein. Dankbarkeit und Liebe durchglühe Euer Herz! Auch das meinige! Wie viele Wohlthaten habe ich ohne Verdienst und Würde von meinem himmlischen Vater empfangen! Wie wollt ich sie aufzählen können? Ohne Unfall und Gefahr habe ich die weite Reise, durch Städte nnd Dörfer, über Gebirge und Ströme, durch Wald und Sumpf, durch Tag und Nacht zurückgelegt. Wessen Hand hat mich gehalten? Wie oft bin ich leiblich und geistig erquickt worden? An allen Orten fand ich den Tisch für mich, den Fremdling, gedeckt; und gastfreundliche Menschen haben mich beherbergt. Freundlichkeit und Gefälligkeit haben mich überall empfangen; o ich habe den hohen Werth der Menschenfreundlichkeit so recht tief empfunden. Und wenn ich in der weiten Ferne an Frau und Kinder, auch an Euch und dieses Haus dachte, o dann wünschte ich, sie alle gesund und glücklich wiederzusehen und dankbar den Herrn zu preisen. Sehet, das Alles und noch viel mehr als das Alles ist uns geworden. Und wir sollten nicht von dem Gefüh-

le tiefster Dankbarkeit gegen unsern himmlischen, uns nahen Vater durchglüht werden? Ja die tiefste Dankbarkeit soll und muß die Grundstimmung unsers Geistes sein.

Und so finden wir uns denn hier wieder zusammen. Sehet, wie treu und liebevoll Gott ist! Er sorgt ohne Unterlaß für Euch und mich; er baut Euch durch unsere gesegnete Obrigkeit ein geräumiges Haus; er segnet uns durch wohlwollende, treue Gesinnungen unserer Vorgesetzten; er segnet uns durch gegenseitige Liebe und Treue. Und das wird uns ihm mit dankbarem Herzen verpflichten.

Und nun laßt uns noch einen flüchtigen Blick auf die Gegenwart und Zukunft richten. Sagt mir, was wollt Ihr thun? Welches sind Eure Entschlüsse, Eure Vorsätze? Welches sind die meinigen? Denn Ihr wißt, das Wissen thut es nicht allein, das Fühlen auch nicht allein; das Thun darf nicht fehlen. Wenn auf irgend einen Stand die Anforderung des Apostels Jakobus: „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken!" Anwendung findet, so ist es auf den Lehrerstand. Denn die Lehrer sollen veredelnd auf dieses und jenes Leben einwirken, nicht bloß wissen und beten, sondern auch arbeiten. Beten und arbeiten! Darum frage ich euch: was wollt Ihr thun? Antwortet Euch selbst, liebe Freunde! Ihr müßt die Antwort selbst wissen; ich brauche Euch sie nicht zu sagen. Ich glaube mich der Mühe überheben zu können, Euch die Gesetze und Einrichtungen unserer Anstalt von neuem vorzuhalten und einzuschärfen. Ihr kennt sie und Ihr werdet sie halten. Wer vom rechten Geist ergriffen ist, der ist gehorsam und treu. Das Gesetz ist nur für die Widerspenstigen; aber nicht für die Treuen. Ich rechne auf Eure Treue, auf den Ernst Euers Willens, die Festigkeit Euers Charakters,

wie auf die Frömmigkeit Euers Herzens und die Sittlichkeit Eners Wandels. Nicht wahr, Ihr wollet ächte Lehrer sein! Gott segne jeden guten Gedanken, jede gute Regung Euers Herzens! Und — werdet Ihr mich fragen — was willst du thun, du unser Lehrer und Führer! Ich will es Euch sagen. Ich will das, was ich bisher gewollt habe, und, so Gott will! mit mehr Eifer, mit mehr Gewissenhaftigkeit, mit mehr Liebe. Was Ihr werden sollt, das will ich zu sein mich bestreben; ich wünsche Euch mehr zu bilden durch das, was ich bin, als durch das, was ich weiß. Ich möchte gerne treu erfunden werden in dem Weinberge, in welchen der Herr mich gesandt hat. Ich möchte auch gerne ein ächter Lehrer und ein wahrer Erzieher sein. Ein und dasselbe Streben, ein und dasselbe Ziel, eine und dieselbe Liebe vereinige unsere Kräfte und belebe uns durch und durch! Dann wird es mit Euch, mit dieser Anstalt und mit mir gut stehen; dann werden unsere Vorgesetzten es Euch und mir nicht an den nöthigen äußeren Mitteln fehlen lassen; dann wird sich Segen aus dieser Anstalt über das Land verbreiten. Wir dürfen so schöner Hoffnung gewiß sein. Und worauf beruht diese unsere Zuversicht, unser Glaube? Er ruht auf dem unerschütterlichen Glauben, daß Gott unser treuer Vater ist, daß er alles Gute will und fördert, daß er jede gute Gesinnung zum voraus schon gesegnet, daß er jeder guten That die Stätte bereitet hat, wo sie wurzeln und blühen soll. Die Gewißheit unserer Ueberzeugung, daß die Zwecke, welche unser König und unsere Vorgesetzten mit der Begründung dieser Anstalt erstreben, erreicht werden, wenn wir nur die rechten Menschen sind, hängt aufs festeste mit unserm Glauben an unsern Gott und Vater zusammen, zusammen mit unserm Glauben an die trostreichen und belebenden

Verheißungen und Ermunterungen in seinem göttlichen Worte. Darum dürfen wir des göttlichen Segens gewiß sein, wenn wir nur in und mit seinem Geiste empfinden und handeln. So möge denn unser treuer Gott und Vater Euch und diese Anstalt und mich mit seinem göttlichen, heiligenden Geiste durchdringen und beleben; so möge denn seine unendliche Liebe und Vatertreue sich in unsern schwachen Herzen abspiegeln und verherrlichen; so möge denn unser Wandel und unser Wirken immerdar auf den hinzeigen, der Alles in Allem ist und in dem alle Dinge sind! Amen!

Lied 281, V. 5. u. 6.

Zweite Abtheilung:

Pädagogische Abhandlungen.

II.

Daß das Wohl der Schule durch die Religiosität des Lehrers bedingt sei.*)

Nachdem ich unserm, dem allgemeinen Menschenvater, im Herzen gedankt habe, daß er, der Freund des Wahren und des Guten oder vielmehr die Wahrheit und die Güte selbst, uns, die Freunde der Wahrheit, glücklich, heiter und froh wieder zusammengeführt hat; nachdem ich die Vorsehung, die über dem Geschick der Völker und Einzelnen ewig und heilig waltende Hand, gepriesen habe, daß sie den Gang unsers Lebens so lenkte, daß wir uns widmen konnten einem heiligen Berufe, fähig mit Herzensfreudigkeit dem Ziele unsrer Bestimmung entgegen zu streben; nachdem ich, nachdem wir gewiß alle uns dankbarer Gesinnungen gegen die Volk-veredelnden und Bildung-fördernden Absichten unsrer Landesregierung bewußt geworden sind; nachdem

*) Dieser Aufsatz wurde in der Jahresversammlung ehemaliger Mitglieder des hiesigen Seminars, im J. 1825, hier in Mörs vorgelesen. Unter denselben besteht nämlich die Einrichtung, daß sie sich jährlich einmal versammeln, und daß jeder Anwesende irgend einen Aufsatz über einen pädagogischen, oder allgemein interessanten Gegenstand vorliesel.

wir mit einem Blick in die, seit unserm Zusammensein verflossenen 365 Tage die feste, belebende, beglückende Ueberzeugung gewonnen, daß Gott auch unser Vater ist, daß wir ihm in aller erlebten Freude und Trübsal, in fröhlichen und heiteren Tagen und Stunden, in den ernsten Arbeiten der Schule, wie in den Augenblicken freundschaftlichen Genusses, Wohlthaten aller Art, (wer sollte nicht mit einstimmen?) zahllose Wohlthaten zu verdanken haben; nachdem wir uns gehoben und getragen fühlen von dem seligen Bewußtsein, daß wir mit den vielen Stunden und Tagen nicht ärmer geworden sind an Einsicht und Erkenntniß, an Lust und Liebe zur Wahrheit und zur Erforschung derselben, und, so Gott gebe! auch nicht ärmer an Redlichkeit des Herzens, an sittlicher Gesinnung und tugendhafter Handlungsweise; nachdem lebhafte Freude über unser Zusammenhalten und Zusammenwirken — denn wir widmen unsre Kräfte ja einem Zwecke — in unserm Gemüthe wiederklingt, bereit durch der Kräfte Vereinigung das wahre Leben wirkend zu erstreben — nach allen diesen, unser Gemüth belebenden, unsre Herzensfreudigkeit erhöhenden, unsern Willen ermuthigenden Gefühlen, Erinnerungen, Gedanken und Vorsätzen entbiete ich Euch, liebe Freunde! meinen herzlichen Gruß, und heiße Euch hier vereint, hier an dieser Stätte meines täglichen Wirkens von Herzen willkommen. Seid mir gesegnet, ihr heiteren Tage, wo meine Schüler und Freunde in diesem Hause der Erziehung einkehren, um durch gegenseitige Unterhaltung und Belehrung unsre Lebenszwecke zu fördern; seid mir willkommen, ihr Tage der Erholung und der Arbeit! Wie freuen wir uns, daß wir mit Rath und That, mit Einsicht und Erkenntniß einander unterstützen können, daß wir mit Freundschaft und Liebe einander zugethan sind, daß wir Freu-

de haben an dem Wahren und Guten! Darum heißen wir einander alle im Geiſte und in Worten willkommen; darum beginnen wir den Tag mit Lob und Dank gegen unſern gütigen Vater im Himmel; darum beginnen und endigen wir in lauterer Freundſchaftsgeſinnung; darum zögern wir nicht, einander Worte der Belehrung, Ermunterung und Belebung mitzutheilen, Worte, wie ſie unſer Geiſt gedacht, Geſinnungen, wie ſie unſer Gemüth empfunden hat, ohne Rückhalt, in Lauterkeit des Herzens, der befreundeten Stätte in der Bruſt der zuhörenden Freunde gewiß.

Und ſo ſei es denn mir vergönnt, die Reihe erregender Mittheilungen hiermit zu eröffnen.

Daß die Zeit, in welcher wir leben, bewegt zu nennen ſei, wißt Ihr alle. Die raſtloſen Forſchungen der Gelehrten in den Tiefen der Wiſſenſchaften und Sprachen und die Weltereigniſſe der neueren Zeit haben dem Leben der europäiſchen Völker einen raſchen Umſchwung gegeben; das Streben nach gründlicher Belehrung und höherer Bildung, als das verfloſſene Jahrhundert ſie gewährte, hat die meiſten Stände der Geſellſchaft ergriffen. Es fangen Menſchen zu denken an, denen das Denken ſonſt fremd war; alte und feſtgewurzelte Anſichten und Meinungen werden beurtheilt und bezweifelt; auf dem Felde des Unterrichts und der Erziehung herrſcht eine ungewöhnliche, überraſchende Thätigkeit; die Verſchiedenheit der Anſichten führt Meinungskämpfe herbei, deren Wirklichkeit den Beweis liefert, wie allgemein das Streben nach vorurtheilsfreier Wahrheitserforſchung geworden iſt; und unwillkührlich fühlen wir, in den Jahren der Entwicklung oder der männlichen Kraft ſtehend, uns in den Kampf der Meinungen mit hinein gezogen, und wir ſtehen, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wünſchen, mitten unter den ſtreiten-

den Parteien. Diesen regen Austausch der Gedanken, diesen Kampf der Meinungen preisen wir, so lange wirkliche Liebe zur Erforschung der Wahrheit uns leitet, so lange wir, aller gehässigen Anfeindung der Persönlichkeit feind, Gewinn ziehen können aus dem Gegensatze der Ansichten, und so lange wir nicht in die Gefahr gerathen, der edelsten und heiligsten Grundsätze verlustig zu werden. Wenn uns nun auch die Redlichkeit des Herzens vor groben oder unsittlichen Verirrungen schützen mag, so lehret doch die tägliche Erfahrung, ja fast jedes Volksblatt, daß hier und da Ansichten und Grundsätze laut werden, deren Verderblichkeit den Unbefangenen keinen Augenblick entgehen kann. Wir stehen nicht auf dem niederen Standpunkte, auf welchem man den Andersdenkenden anfeindet und verurtheilt; wir erschrecken nicht vor dem Zweifel, welchen der redliche Freund uns mittheilt, so lange wir die Redlichkeit des Herzens nicht vermissen; wir hegen vielmehr die Ueberzeugung, daß der Zweifel, sehr häufig und in der Regel die Folge ernster Wahrheitsforschung, nicht absichtlich zurückgedrängt und zur Seite geschoben, sondern an's Licht gezogen und unbefangen beleuchtet werden muß; aber dennoch möchte uns hier und da die Besorgniß beschleichen, daß gewisse laut verkündigte und unverholen ausgesprochene Ansichten verderblichen Saamen ausstreuen möchten.

Indem ich mich hier auf die Berücksichtigurg pädagogischer Meinungsverschiedenheit beschränke, rufe ich Euch die Wahrheit in's Gedächtniß, daß auch in unseren Tagen, und gerade in unseren Tagen, unter den Lehrern der Schulen die größte Mannigfaltigkeit der Ansichten über Religion und Religionsunterricht statt findet, also Verschiedenheit der Ansichten über den wichtigsten Gegenstand menschlicher Erkenntniß und pädago-

gischer Wirksamkeit. Und nicht nur darin ist man uneinig, wie der Religionsunterricht zu ertheilen sei, ob zu beginnen mit den Lehrsätzen der Kirche, oder mit der biblischen Geschichte, oder mit Erzählungen moralischen Inhaltes, oder auf andere Weise; sondern es hegen manche Lehrer auch die Meinung, daß der Religionsunterricht nicht gerade eine umfassende Wichtigkeit in der allgemeinen Gemeindeschule in Anspruch nehme, und daß der Lehrer überhaupt des Besitzes der Religion, d. h. der Religiosität entbehren und doch ein guter Lehrer sein könne. Dieser letzteren Meinung möchte ich nun geradezu entgegen treten; ja ich fühle mich berufen, derselben vor Euch entgegen zu treten, indem ich behaupte, daß die Wirksamkeit eines Lehrers ohne Religiosität nichts tauge. Ich zweifle zwar keinen Augenblick, daß Ihr alle, ohne irgend eine noch so entfernte Ausnahme, dieser Behauptung unbedingt beitretet, aber dennoch — wenn auch mit um so größerer Lust, da ich nicht in Euch Schwierigkeiten zu bekämpfen finde — halte ich es für heilsam, dem Satze, daß die Religiosität des Lehrers allein sein gedeihliches Wirken sichere, daß das Wohl einer Schule durch die Religiosität des Lehrers bedingt sei, daß die Schule ohne die Religiosität des Lehrer nicht eine gute Anstalt sein könne, eine weitere Ausführung zu geben. Ich wollte den Werth und den Nutzen der religiösen Gesinnung des Lehrers für den gesammten Schulzweck Euch nachweisen. Aber heißt das nicht — so möchte Jemand einwerfen — den höchsten Zweck der Erziehung — Religiosität — herabsetzen und erniedrigen, wenn vom Nutzen der Religion die Rede sein soll? Ist die Religion denn Mittel, oder nicht vielmehr Zweck, und zwar End- und letzter Zweck, also um ihrer selbst und nicht um eines Anderen willen da? Wer darf so gemeine Vorstellun-

gen und Beziehungen, als der Nutzen andeutet, auf die erhabensten und heiligsten Gegenstände des Denkens und Handelns anwenden? Gewiß, liebe Freunde! und ich kann nicht gesonnen sein, den hohen und unbedingten Werth der Religion und der Religiosität beschränken oder schmälern zu wollen, und ich hasse selbst nichts mehr, als heilige Dinge auf den Brauch des Lebens anzuwenden und in den Dienst gemeiner Wirklichkeit zu stellen. Das sei auch hier ferne von uns, und es ist es, da wir durch die Religiosität des Lehrers eben die Religiosität der Schüler und mit ihr die gesammte Tüchtigkeit derselben zu erzielen hoffen. Ich rede der Religiosität des Lehrers das Wort, nicht, um sie zu Nutz und Brauch irdischer Werkthätigkeit zu empfehlen, sondern um den Beweis zu liefern, daß ohne die religiöse Gesinnung des Lehrers die Religiosität der Schüler gar nicht erstrebt, viel weniger erreicht werden könne, noch allgemeiner: daß ohne die Religiosität des Lehrers die Schule durchaus nicht eine gute Schule sein könne.

Ich spreche daher hier von Religiosität im Allgemeinen, von der Religiosität des Menschen, und von der Religiosität des Lehrers, von der Menschen- und Lehrer-Religiosität. Wie es zu einem schön geschlossenen, organischen Leben eines einzelnen Menschen gehört, daß sich das allgemeine Schön-Menschliche in ihm, einem Einzelwesen, auf eine besondere, eigenthümliche Weise gestalte, so soll sich auch die Religiosität des Menschen in der Religiosität einzelner Stände, also auch des Lehrers auf eine besondere und charakteristische Weise darstellen. Der Lehrer soll nicht nur ein religiöser Mensch überhaupt, sondern ein religiöser Lehrer sein. Ich werde Euch daher, nach einigen Andeutungen über Religiosität überhaupt, diese Individualisirung derselben im Lehrer näher bezeichnen.

Wir sind Menschen, Christen, Lehrer, Menschen- und Christenlehrer, christliche Lehrer. Die allgemeine Menschenreligion und die christliche Religion sollen Eigenthum des Lehrers sein. Was lehrt uns die allgemeine Menschen- und die christliche Religion? Als Menschen verehren wir den Schöpfer des Weltalls, der Sternen- und Erdenwelt, den Schöpfer der Berge und Meere, der Pflanzen und Thiere, den Vater der Menschen, den Vater aller Menschen. Gott ist der Urheber aller Dinge und der Vater aller Menschen. Er lenkt mit seiner Hand die Sonne und den Mond, er regiert die Sterne, alle Milchstraßen und Weltkörper; sein Odem belebet alle Dinge; auf sein Geheiß und durch seinen Willen herrscht Ordnung und Regel im Großen und Kleinen; Gottes Naturgesetze schaffen den belebenden Keim in dem Saamenkorn und sie befruchten ihn; er lenkt und regiert nach weisem Rathe das Schicksal der Völker und Nationen und mein Geschick. In Abhängigkeit von ihm stehen alle Kreaturen im Himmel und auf Erden. Der religiöse Mensch verehrt seine Majestät in allen Erscheinungen der Natur, in allen Ereignissen seines Lebens. Der religiöse Mensch verehrt Gott auch in seinem Herzen. Er vernimmt ihn, den Unsichtbaren, aber Allgegenwärtigen und Allsehenden, in dem Brausen des Sturmes und in den brandenden Wogen, wie in dem stillen, majestätischen Wandel der Planeten und Sonnen; in den belebenden Wirkungen der milden Frühlingssonne, wie in dem schauerlichen Dunkel der Nacht; in dem Entwicklungsschritte der Nationen der Erde, wie in den tiefsten und heiligsten Gefühlen seiner Brust. Der erste Schrei des neugebornen Säuglings, wie der letzte Hauch des gealterten Greises, mahnt ihn an den Ewigen, Allwaltenden. Wir glauben Alle an Einen Gott, wir verehren als Menschen Alle Einen Menschenvater.

Wir sind auch Christen; wir glauben an die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur und im menschlichen Herzen; wir glauben an seine Offenbarung in der heiligen Schrift. Jesus Christus ist uns Gottes Gesandter an die Menschen; als solchen hat er sich bewährt durch Lehre und Beispiel, durch sein Leben, durch seinen Tod. Seine Lehre übertrifft weit die aller Weisen aller Zeiten; ihm gleich kam keiner an umfassender Menschenliebe und Aufopferungsfähigkeit. Ich brauche nur das zu thun, was er mich lehrte, und ich werde zufrieden, glücklich, selig. Wenn alle Menschen Jesu Beispiel folgen, seine Lehre mit der That bekennen wollten, so wäre die ganze Welt ein Himmelreich und die Erde schon ein Paradies. Das Christenthum, diese Religion der Liebe, der allgemeinen Menschenliebe, stellt das Vollendeteste und Erhabenste an Weisheit und Vollendung auf, was erdacht und aufgestellt werden kann; die Christen verehren in dem Stifter ihres Glaubens das erhabenste Muster aller Vollendung, von welcher die Geschichte spricht; die christliche Religion trägt den Keim in sich, allgemeine Menschenreligion zu werden. Ihren Geist suche ich nicht in einzelnen Stellen der heiligen Schrift, sondern den Geist in dem Geiste, also in dem Geiste der Schrift. Und dieser Geist ist ein göttlicher Geist. Er demüthigt nicht, und er vernichtet nicht, was Großes und Edles in der menschlichen Brust schläft; er macht menschliche Vortrefflichkeit, Sittlichkeit und Tugend nicht zu Schanden; er veredelt, heiligt und belebt die guten Keime, welche der Menschenvater in des Menschen Geist pflanzte. Die christliche Religion steht nicht im Widerspruch mit der allgemeinen Menschenreligion; die christliche Religion, d. h. Christi Sinn und Geist können und sollen aller Menschen Sinn und Geist werden. Diese wahre Re-

ligion heiligt das Innere des Menschen; sie heiligt sein Streben, zu wirken in edlem Berufe. Sie setzt dem irdischen Streben die höchsten, heiligenden Ideale. Sie entfremdet den Menschen dem Leben nicht, sondern sie begeistert ihn zur praktischen Tüchtigkeit. Darum findet auch der Lehrer in ihr den mächtigsten Antrieb zu edler Berufsthätigkeit. Wer in frommer Beschauung oder in werkheiligen Ceremonien den Geist der Religion sucht, der ist nicht lebendig, sondern todt; derjenige Lehrer, der sich Christi rühmt und von Christus nicht Begeisterung nimmt für die Erstrebung edler Zwecke, nicht Belebung findet zur gewissenhaften Erfüllung aller seiner Berufspflichten, nicht angetrieben wird, sich zu bessern, und zu machen, daß es mit den Menschen besser werde, der hat Christi Geist nicht, der ist weit entfernt, ein religiöser Lehrer zu sein. Die allgemeine Menschenreligion Jesu, will jeden Menschen in seinem Berufe heiligen; die christliche Religion soll sich im Lehrer auf eine eigenthümliche Weise gestalten und sichtbar werden. Zu dieser individualisirten Gestaltung der Religiosität in der religiösen Gesinnung des Lehrers, zu der Lehrer-Religion, rechne ich vorzüglich ein Dreifaches: das Streben nach Wahrheit, die Lust an Erforschung der Wahrheit — die Freude an dem Umgange mit Kindern — die tüchtige Wirksamkeit in seinem Berufe.

Ihr wundert Euch vielleicht, daß ich diese, den drei Hauptkräften des Menschen angehörenden Eigenschaften in den Kreis der religiösen Gesinnungen des Lehrers ziehe. Allein soll nicht die Religion den ganzen Menschen erfassen? Oder beschränkt sich etwa ihr Gebiet auf die Erregung müßiger und dem praktischen Leben entfremdender Gefühle? Ihr seid gewiß der entgegenstehenden gesunden Ansicht, nach welcher wir

die Gesinnungen des Menschen nur in so fern und so weit preisen, als sie anregend und veredelnd auf das ganze Gebiet seines Geistes einwirken und sich in praktisch edler Thätigkeit für das Wohl der menschlichen Gesellschaft bewähren. Sogenannte fromme Gesinnungen, sogenannte gläubige Seelen, sogenannte Auserwählte achten wir für nichts, wenn sie ihre Frömmigkeit nicht in Thaten bewähren, wenn ihr Glaube sie nicht stärkt, das Beste der Gemeine und des Vaterlandes zu fördern, wenn ihre Erwählung von der Aufopferungsfähigkeit geschieden ist. Schleichen sich nun gar solche verkehrte religiöse Ansichten, welche sehr häufig, ja in der Regel, der Faulheit und Nichtswürdigkeit zum Ruhekissen dienen, in den Kopf — denn im Herzen sitzen sie nicht — ich sage in den Kopf eines Lehrers, dann gute Nacht Schule. Denn die frommen Gebete allein thun es nicht; die fünf Hauptstücke allein auch nicht; der Catechismus allein auch nicht; die biblische Geschichte allein auch nicht; der Glaube des Lehrers, und wenn er dadurch Berge versetzen zu können wähnte, auch nicht. Die Selbstzerknirschung und Selbstverachtung des Lehrers führen den Tod in die Schule; sein augenverdrehendes und kopfhängerisches Haupt und seine munkelnde Miene verbergen selbst den Kindern selten den Schalk, der sein Herz eingenommen hat. Und wahrhaftig, liebe Freunde! die Lehre der Kopfhänger von dem absoluten Unvermögen des Menschen zu allem Guten und von seiner ausschließlichen Geneigtheit zu allem Bösen, wahrhaftig, diese Lehre hat des Bösen unzählig viel gestiftet; sie verführet den ihr ergebenen Lehrer, seinen eigenen Augen und der sonnenklaren Wahrheit nicht zu trauen, und sie verleitet ihn, das Mißtrauen gegen Erwachsene auch auf die Kinderwelt auszudehnen und in jedem Kinde einen

kleinen Bösewicht zu erblicken. Gott sei gedankt, daß diese Lehrsätze nicht wahr sind; Gott sei gedankt, daß der Mensch auch für die Anlagen zum Guten seinem Schöpfer danken kann; Gott sei gedankt, daß das erhabene Bewußtsein des Menschen, in guter Absicht und für gute, edle Zwecke thätig sein zu können und thätig sein zu wollen, auf festem Grunde ruhet. Und darum preisen wir, und zwar allein, den praktisch religiösen Lehrer, allein denjenigen, welcher seine Gesinnungen in edler Berufsthätigkeit ausprägt. Es wird deshalb keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, daß ich das lautere Streben nach Wahrheit als ein wesentliches Merkmal der Religiosität des Lehrers bezeichne. Denn welcher Art ist das Geschäft des Lehrers? Doch geistiger Art und Natur. Und vermag man etwas in geistigen Dingen ohne Geist, ohne Einsichten und Kenntnisse, ohne Erkenntniß der Natur des Menschen und der Dinge? Und wodurch anders, als durch das Streben nach Wahrheit, erlangt der Einzelne Kenntnisse und Erkenntnisse? Die Zeiten sind vorüber, — und hier und da wird dies sogar schon von dem Volke erkannt — wo man an den Lehrer keine höheren Forderungen machte, als daß er mechanische Kunststücke mechanisch eintrichtern könnte; wo man es für Entehrung eines gescheuten Menschen hielt, wenn ihm Jemand zumuthete, Schullehrer zu werden; wo ihm der unterste Platz in der Reihe nützlicher und nothwendiger Glieder der Gesellschaft eingeräumt wurde. Die Zeiten sind vorüber — wie freuen wir uns, daß man dieß endlich öffentlich sagen darf! — wo man bei der Wahl eines Schullehrers mehr auf seinen Leib und überhaupt auf alles Andere mehr, als auf den Geist, der ihn belebte oder auch nicht belebte, sah. Es wird bald keinen Ort mehr in Deutschland

geben, wo man es nicht für wesentlich nothwendig hält, einen geschickten, denkenden, einsichtsvollen Schullehrer zu besitzen. O darum sei doch die geistige Fortbildung uns Allen eine wichtige, eine heilige Sache! Auch mir soll, so viel Fähigkeit und Gelegenheit mir Gott dazu verleiht, die Sonne der Wahrheit aufgehen. Die Sonne der Wahrheit; denn die Wahrheit erleuchtet den Geist und verscheuchet Nebel und Wahn. Nichts sei dem Menschen, nichts sei dem Lehrer heiliger als Wahrheit! Die verderblichste Pest des Menschengeschlechts ist die Unwahrheit, der Betrug. Ich würde es mit meinem Amte nicht redlich meinen, ich würde den Forderungen meiner geistigen Würde nicht entsprechen, ich würde der Vernunft und der heiligen Schrift Hohn sprechen, wenn es mir bei meinem Streben nicht um Wahrheit zu thun wäre; ich wäre dann nicht ein religiöser, sondern ein irreligiöser Mensch, ein die Wahrheit scheuender, folglich ein gottloser Lehrer.

Eben so gewiß wäre ich auch kein religiöser Lehrer, wenn ich den Umgang, die Beschäftigung mit Kindern und namentlich mit meinen Schülern nicht liebte. Es wäre schon zum voraus Unheil und Wehe über mich ausgesprochen, wenn ich ohne Heiterkeit des Geistes in meine Werkstatt treten könnte. Wie könnte ich Gott um Segen anrufen, wie könnte ich es über mich gewinnen, den Morgen- und Abendsegen zu sprechen, wenn ich mit Widerwillen an meinen Beruf dächte! Gott wende in seiner Barmherzigkeit dieses größte aller Uebel von jeder Schule, von jedem Schulmanne ab! Was hat und bleibt denn dem Lehrer ohne Freude an seinem Thun? Was für Gutes kann er ohne Lust wirken und erzielen? Wenn der Tagelöhner mit Unwillen und Aerger die Erde umspatet; wenn der Soldat zornig in die Schlacht rückt; wenn der Matrose

mit Fluchen den heulenden Sturm zu beschwören versucht: so schadet dieß nicht immer der, in diesen Fällen zu erstrebenden Sache. Wenn aber der Lehrer mit mürrischer Miene die Kinder heranziehen, wenn er mit Unwillen über sein Geschick den Tag anbrechen sieht; wenn er mit zornigem Gemüthe die Unterweisung der Kinder beginnt: dann ist die Schule nicht ein Erziehungshaus, nicht eine Stätte, wo der Saame des Guten ausgestreut wird, sondern eine Mördergrube, und für die Kinder die Hölle. Es sei ferne von uns, über jeden Lehrer, den die Last des Lebens niedergebeugt hat, vorschnell den Stab zu brechen. Jeder Mensch hat nur ein gewisses Maaß von Energie und Kraft, womit er gegen widrige Verhältnisse ankämpft; überbieten dieselben das ihm verliehene Maaß der Kraft, so wird er, einem Naturgesetz zufolge, gebogen und geknickt, wie die Eiche im heulenden Sturme. Dieses Loos haben Tausende von Lehrern, zum unermeßlichen Schaden für die Menschheit, getheilt; Tausende sind in ihrem Berufe zu Märtyrern der guten Sache, welcher sie sich widmeten, geworden. Die Zeit brachte es so mit sich; man wollte es nicht anders. Darum mildes Urtheil für diejenigen älteren Lehrer, die unter den Mühen des Lebens gebückt und seufzend einhergehen. Nicht so aber den jüngeren Lehrern, nicht so uns. Aus freiem Antriebe, mit Heiterkeit und Lust haben wir das schöne Lehreramt ergriffen. Unsre Lust geht hervor aus der Anerkennung der Wichtigkeit unsers Berufes, geht hervor aus der Liebe zur geistigen Wirksamkeit, geht hervor aus dem Wohlgefallen an der Erkenntniß und Weiterverbreitung des Lichtes und der Wahrheit. Wir müssen nicht Lehrer sein — wir könnten uns auch auf andre Weise (und sollte es durch Handarbeit geschehen) unser Brod verdienen — aber wir wollen

Lehrer sein. Wir halten den geistigen Beruf für edler, als die Bestimmung zur Thätigkeit für äußere Zwecke, so wenig wir deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit verkennen. Wir halten es daher auch für Gewissenssache und Pflicht, mit aller Liebe dem von uns frei erwählten Berufe zugethan zu sein; frei haben wir schwere Verbindlichkeiten übernommen; wir wollen sie mit Heiterkeit und Fröhlichkeit des Herzens erfüllen; wir halten es für ein wesentliches Stück unsrer religiösen Gesinnung, unsre Schüler mit freudiger Zustimmung des Herzens zu lehren, zu erziehen. — Die Sonne kündigt durch Vertreibung des nächtlichen Dunkels den anbrechenden Tag an. Ein stärkender Schlaf hat mich erquickt. Wie, und ich wollte nun nicht gern mein Lager verlassen, um mich vorzubereiten für mein geistiges Geschäft? Ich wollte die neue Stärkung meiner Kräfte nicht benutzen, das Reich der Wahrheit durch Erziehung und Unterricht weiter zu verbreiten? Nein, ich danke Gott, daß er mein Leben noch diesen Tag gefristet hat, um guten Saamen auszustreuen. Ich habe stumpfsinnige Kinder unter meinen Schülern; verwahrloſete, verwöhnte, verkehrte und schlechte. Es hat mir bisher nicht gelingen wollen, sie für gute Sitte, Gefallen am Guten, für Aufmerksamkeit und Fleiß zu gewinnen. Sie gehen und sitzen lassen? Nein, wahrhaftig nicht; es gelingt mir heute vielleicht; vielleicht haben die Verhältnisse und Führungen Gottes dieses verkehrte Kind so geleitet, daß sein Herz heute offen ist für gute Ansprache und redliche Gesinnung. Ich will diesen Tag nicht vorüber gehen lassen, ohne meine Pflicht zu erfüllen. Der Arzt ist für die Kranken, nicht für die Gesunden. Und ich will mit fröhlichem Muthe, mit Heiterkeit des Herzens mein Tagewerk beginnen. Denn ich weiß, daß, wie nur mildes, heiteres

Frühlingswetter die schlafenden Keime befruchtet, auch der Mensch nur durch gute Gesinnung und heitere Gemüthsstimmung das Herz der Kinder für das Gute gewinnt. Ich habe Freude an Geistesentwicklung; ich habe mich edlen Zwecken gewidmet; ich wäre kein verständiger Mensch und kein religiöser Lehrer, wollte ich die Stunden nicht willkommen heißen, welche die Kinder um mich versammelt. Gott wird mein Thun an den Herzen meiner Schüler segnen. Und nun trete ich mit Heiterkeit des Herzens in meine Schule; nun fange ich an, tüchtig in meinem Berufe zu wirken. Denn auch dieß darf nicht fehlen; auch die tüchtige Wirksamkeit, die praktische Ausführung der guten Vorsätze gehört zur Religiosität des Lehrers. Ja auf sie kommt zuletzt Alles an. Mit dem sogenannten guten Willen ist es eben so wenig gethan, wie mit den ganz unzuverläßigen, frommen Empfindungen und Gefühlen. Was helfen diese dem Einzelnen zu seiner Besserung und seiner Veredlung, wenn sie vorübergehen wie ein Rausch, und was nützt jener der Welt, wenn er nicht mit der Kraft thätiger Wirksamkeit verbunden ist? Es werden die Eltern der Schüler wenig Respekt haben vor einer Schule, deren Lehrer die Kinder mit frommen Gefühlen und Segenswünschen auffüttert. Sie verlangen bestimmte, positive, nachweisbare Leistungen. Der Kenner giebt zuletzt auf alle Redensarten und Vorspiegelungen von allseitiger, idealer Menschenbildung nur so viel, als sie zur wirklichen Erziehung des Menschen beitragen, nur so viel, als ihr Werth sich durch die Veredlung der Schüler, wozu allerdings auch die Brauchbarkeit für die Welt gehört, bewährt. Daher erkennt man den wahren Lehrer nicht an dem, wie viel er verspricht, und wie weit seine Redensarten mit den Forderungen der nagelneuen Pädagogik übereinstimmen;

sondern daran, was seine Schüler lernen und leisten. Ueberall soll der Lehrer von Ueberzeugungen und festliegenden Grundsätzen ausgehen und überall bestrebt sein, festliegende Grundsätze für's praktische, sittliche Leben zu erzeugen, nirgends aber weder für sich, noch für seine Jünglinge sich mit frommen Anregungen zu begnügen. Was das Leben der Menschen auf Erden nicht verschönert und veredelt, was den Menschen nicht zu Tugenden im häuslichen Kreise, in seinem kirchlichen und Staatsleben anspornt, ist nichts weniger als Religion. Die Religion soll ihn durch's Leben leiten; sie soll uns Licht und Leuchte sein auf den Pfaden, die wir wandeln. Religiosität soll der Mensch in edlen Thaten offenbaren; seine Religiosität soll der Lehrer durch Veredlung seiner Schüler, durch positive Leistungen in der Schule bekunden. Wo die Frucht körnig und dauernd ist, da schließen wir auf markigen Stamm und gesunde Wurzel; wenn aber ein Baum stets nur taube Blüthen treibt — und sollten diese Auge und Sinn noch so sehr vergnügen! — da schließt man mit Recht auf verdorbene Säfte. — Also wollen wir unsre Religiosität dadurch bewähren, daß unsre Schüler unsre Tüchtigkeit erfahren, jeden Tag mit neuer Kraft und ungetrübter Heiterkeit in den Kreis unsrer lieben Kleinen eintretend, mit ihnen nach Wahrheit forschend, und unermüdet in der Bekämpfung unwahrer und darum auch irreligiöser Ansichten in uns und Andern. Solche Eigenschaften zieren den Lehrer; sie allein zeigen ihn als einen religiösen Mann. Solche Religiosität bringt der Schule den reichsten Segen, den größten Gewinn. Weise Regierungen und verständige Schulvorstände wünschen von ihrem Lehrer solche Gesinnungen, wie wir sie bezeichnet haben, wenn sie in ihm Religion suchen, gerne alle andern trüglichen Beweise der Fröm-

migkeit ihm erlassend. Denn nur durch sie wird die Schule eine gute Schule. Es ist dieß uns einleuchtend; es wird dieß noch einleuchtender, wenn wir die nothwendigen Folgen des Mangels der im Früheren bezeichneten Religiosität nicht übersehen. Wir bedauern die Schule, an welcher der Lehrer seine Religion nicht auf die rechte Weise an den Tag legt. Denn sie erkrankt dann an unheilbaren Uebeln. Wir können sie in objective und subjective eintheilen, in solche, welche sich an den bestimmten Gegenständen des Lernens zeigen, und in solche, welche auf das engste mit der Subjectivität des Lehrers verbunden sind. Wir könnten jene auch zum Gehalt, diese zur Form der Schule rechnen. Jene treffen mehr die Unterrichtsgegenstände und daher die Fortschritte der Schüler, diese lassen sich nicht, gleich wohlausgeprägten Münzen, nach ihrem Gehalt und Werth bestimmen, obgleich sie, da sie die Disciplin und Sittlichkeit der Schüler betreffen, unbedingt die wichtigsten Gegenstände der Schule sind. Wenn ich sage, daß der Mangel der Religiosität des Lehrers sich in objektiver Hinsicht bewähre, so will ich zur Nachweisung dieser Behauptung nur die beiden Bemerkungen herausheben, daß der Lehrer ohne Religiosität in der Regel und fast mit Nothwendigkeit auf Nebendinge verfällt, und daß er auf Religion selbst unmöglich den höchsten Werth legt.

Es wird nicht schwer werden, uns darüber zu verständigen. Bei jeder Thätigkeit belebt oder treibt ein Etwas den Menschen; sei dieß nun die Lust oder Nothwendigkeit des Gelderwerbs, oder der Trieb nach Auszeichung und Ehre, oder andere Beziehungen und Motive. Gehen nun dem Lehrer mit der Religiosität alle die Hebel zur Geistesthätigkeit ab, die sie in ihrem Gefolge hat; so wird er entweder den Anforderungen der

Eltern unbedingt huldigen, sich zu der Würde eines Knechtes herabwürdigend, oder den Impuls zur Thätigkeit von seiner Privatliebhaberei hernehmen. Das Herz des Menschen will ja doch an Etwas hängen. In beiden Fällen aber ist das Wohl der Schule in gleich hohem Grade gefährdet. Sich zu einem unterthänigen Diener der Meinung Anderer machen, welche doch in der Regel von Erziehung und Unterricht so wenig verstehen, ist in der Regel die Sache geistesträger Lehrer; wo dagegen ohne Religiosität ein Lehrer sich eines regen Geistes zu erfreuen hat, da verfällt er so leicht in den Fehler der leidenschaftlichen Behandlung seiner Lieblingsfächer. So finden wir in der einen Schule alle Wände mit Landkarten behangen; die Erdkunde ist des Lehres Steckenpferd. Nun werden die Schulkinder auf der ganzen Erde umhergeführt durch alle Länder, Inseln und Meere, über Gebirge und Sandwüsten hinweg, und ihr Gedächtniß wird gefüllt mit geographischen Namen und statistische Merkmalen. Fragt man nach der Kenntniß der näheren oder nächsten Umgebung, oder erforscht man den Grad der klaren Anschauung, den sie durch Anschauung — oder kennt Einer von Euch einen anderen Weg? — gewonnen haben über See und Gebirg, über Meerbusen und Wasserfälle; so trifft man auf nackte, leere Sandgegenden in dem Geiste der Kinder. — Wir besuchen eine zweite Schule. An derselben steht unbezweifelt ein Arithmetikus, ein Liebhaber des Addirens und Subtrahirens; denn die selbstgefällige Lust, mit welcher er leichte und schwere Aufgaben im Kopfe rechnen läßt, und die Menge von Anschauungsmitteln über Zahl und Form in seiner Schule lassen uns keinen Augenblick in Ungewißheit. Weit entfernt, diese Künste und Fertigkeiten zu schmähen, begreifen wir doch, daß ihnen nicht der höch-

ste Werth zukommt, da die Kinder Gott und ihre Pflichten allerdings besser kennen sollen, als die Regeln Quinque und Septem, als Parallelogramme und Cirkel. — In einer dritten Schule, worin der Geist thätiger Religiosität fehlt, steht der Gesang, diese Liebhaberei unsrer Tage, oben an. Die Kinder beginnen und endigen mit Gesang, und alle Pausen werden mit Gesang gefüllt; sie singen nach Noten und Ziffern, nach la und nach ta. Religiöse Lieder und Choräle? ? ? Ja, die sind dem lächelnden und tändelnden Lehrer zu altmodisch und zu ernst; die passen ja nicht für den Mai des Lebens. Nein, Arien und Liedchen scherzhaften Inhaltes: „Draußen auf grüner Heid", oder: „War einst ein Riese Goliath"; oder: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen"; oder: „Gott grüß euch Alter, schmeckt das Pfeifchen"; oder: „Mein Vater heißt Hans Vogelnest" und ähnliche Narrheiten. —

Es taugt nicht, liebe Freunde! wenn auf Nebendinge so entscheidender Werth gelegt wird. Sie sind gut, wenn es um die Hauptsache gut steht; sonst wirken sie leicht verderblich. Und der Lehrer, besonders der geschicktere, kommt auf solche Ueberschätzung der Nebendinge ohne Religion. Sie allein weiset jedem Unterrichtsgegenstande die ihm gebührende Stelle an, keinen übersehend, aber auch keinen überschätzend. Nehmen wir zu diesen allgemeinen Erfahrungen noch den Umstand, daß man doch offenbar nur auf diejenigen Dinge Werth legen kann, welche man selbst kennt, hochachtet und liebt, so bedarf es keiner weitläuftigen Ausführung, daß der Lehrer ohne religiösen Sinn auf den Unterricht über religiöse Gegenstände unmöglich bedeutenden Werth legen kann. Da die Religion seinem Herzen fremd ist, so schiebt er den Religionsunterricht

entweder zur Seite, oder er behandelt ihn mit weniger Eifer, als andere Gegenstände des Schulunterrichts. Und wer sollte es nicht erkennen, daß zur Religiosität auch ein bestimmter, klarer und ausführlicher Unterricht über Religion gehöre! Der Glaube kommt aus der Predigt, und die Erkenntniß Gottes aus dem Unterricht über Gott. Wie kann ein Kind an den glauben, von dem es nichts gehört hat? Aus diesen Gründen werde das Kind in der Schule mit Gott und dem Verhältniß Gottes zur Natur und zum Menschen, mit dem alten und neuen Testamente, mit dem Leben und den Segnungen Jesu Christi, mit den in des Menschen Brust liegenden Gesetzen der Tugend und Sittlichkeit auf das gründlichste und überzeugendste bekannt gemacht. Nichts läßt sich überzeugender und fester hinstellen als die Verpflichtung, daß des Menschen Ruhe und Zufriedenheit von dem Grade seiner Sittlichkeit abhange; daß er nichts Heilsameres thun könne, als Jesum Christum sich in Gesinnung und Leben als Muster vorzustellen. Kein Gegenstand verdient in der Schule aufmerksamere Berücksichtigung und Würdigung als der Religionsunterricht. Und dazu wird der Lehrer nur durch Religion und Religiosität geschickt und würdig. Ohne sie fehlt ihm beides: Geschick und Würdigkeit, und dann steht es nothwendig schlecht mit der Schule; denn es gebricht an der Hauptsache. Das Hauptobjekt des Schulunterrichts wird vernachläßigt, und Nebendinge werden überschätzt. Das sind einige der Nachtheile, welche der Mangel der Religiosität des Lehrers der Schule in objektiver Hinsicht bringt. Nicht minder groß, größer noch sind die aus diesem hervorgehenden Nachtheile in subjektiver Hinsicht, welche des Lehrers Persönlichkeit bringt. Wundert Euch nicht, liebe Freunde! daß ich das Subjektive auf das Objektive folgen lasse, jenes diesem vorziehe.

Des Lehrers Persönlichkeit ist in der Schule die Hauptsache. Ohne sie, nämlich bei verkehrter Hauptrichtung seines Geistes, sinken alle andern Vorzüge, die ihm in andrer Beziehung vielleicht nicht abzusprechen sind. Wie die gesunde Pädagogik mehr Gewicht legt auf formelle Bildung, auf Entwicklung und Stärkung der gesammten Anlagen der Kinder, als auf Aneignung von Kunstfertigkeiten aller Art, erlernt auf mechanischem Wege; so steigt und sinkt der Werth der Schule vorzüglich durch das, was die Schule ist und leistet oder nicht ist und nicht leistet, abgesehen von aller Behandlung der Unterrichtsgegenstände in objectiver Hinsicht. Es kommt hauptsächlich darauf an, wie die Kinder lernen, welche Beweggründe sie zum Fleiße antreiben, was sie außer dem Lernen noch lernen — mit einem Worte auf die Erziehungskraft der Schule. Ich will annehmen, daß ein Lehrer alle Unterrichtsgegenstände gut verstehe und gut lehre, daß also die Kinder in dem, was das Lernen betrifft, rasche Fortschritte machen, ohne an Ordnung und Reinlichkeit, an Achtung und Respekt vor den Eltern, dem Lehrer und andern achtbaren Personen, ohne an Zucht und Sitte, sondern etwa an das Gegentheil von diesen unschätzbaren Eigenschaften gewöhnt zu werden; so gehört solche Schule nicht nur nicht zu den guten, sondern geradezu zu den verderblich, tief verderblich wirkenden Anstalten.

Ob jener Schüler jemals im Leben vom Schreiben und Lesen, vom Rechnen und Singen heilsamen Gebrauch machen und vom Auswendiglernen des Katechismus Nutzen für Geist und Herz ziehen werde, das weiß ich nicht nur nicht, sondern es ist mir in vielen Fällen nicht einmal wahrscheinlich. Aber die Regelung der Aufmerksamkeit und die Schärfung der Denkkraft, die Gewöhnung an Ordnung und ehrbare Sitte, an

Gehorsam und Achtung vor Gott und Menschen, an Fleiß und Ernst bleiben für jeden Menschen von den unberechenbarsten, bleibendsten Folgen. Eine so zugebrachte Jugendzeit, wenn nicht im Hause, doch in der Schule, trägt noch im Alter reichliche Früchte. Darum soll die gute Schule den höchsten Werth auf Zucht und Disciplin legen. Sie aber, diese Eigenschaften, um deren willen allein eine Schule eine Anstalt für Menschenbildung genannt zu werden verdient, finden sich nur da, wo der Lehrer der rechte, d. h. ein religiöser Mann ist. Denn ohne Religiösität fehlt es ihm

1) an dem rechten Ernst.

Die Erfahrung veranlaßt mich, wehe zu rufen über die Schule, wenn der Lehrer nicht ein ernster Mann ist; wenn er den Ernst des Lebens und des Lernens nicht tief erfaßt hat; wenn der Ernst nicht ein Grundzug seines Charakters geworden ist. Durch die Schule sollen viel zu wichtige Zwecke erstrebt werden, als daß Leichtsinn und Tändelei geduldet werden dürften. Spielend soll das Kind nicht lernen; denn spielend lernt man nichts Tüchtiges. Es thut auch in unsern Tagen noch Noth, manchen Lehrer auf den Ernst aufmerksam zu machen. Lehrt es nicht auch die Erfahrung, daß der ernste Lehrer, welcher in dem Bewußtsein der Wichtigkeit seines Amtes auf ein durchaus gesetzmäßiges, sittliches Betragen der Schüler mit allem Nachdruck hält, zuletzt selbst bei den Kindern den Vorzug vor dem weichlich tändelnden Lehrer gewinnt? Auch hier bewährt sich die Tüchtigkeit des Menschen. Darum wollen auch wir dem rechten Schulernst stets das Wort reden. Mag er ein fröhliches Lernen zwar nicht ausschließen; so sind doch die Schüler nicht in der Schule, um fröhlich zu sein, und bei den meisten, ich möchte sagen, bei keinem Unterrichtsgegenstande fruchtet die Stimmung des Schü-

lers, welche wir Fröhlichkeit nennen. Lassen wir uns durch den Schein, den Andre in dieser Hinsicht zu erregen trachten, nicht täuschen! Darf den Schülern fröhliche Beweglichkeit gestattet werden, so darf sie über die Gränzen eines fröhlichen Ernstes nicht hinausschreiten. Wie wäre es möglich, daß ein Lehrer jeden Tag der Woche, des Monates und des langen Jahres, ja des ganzen Lebens, und jede Schulstunde seines Lebens, diesen Ernst aufrecht hielte, wenn der Ernst nicht eine Grundstimmung seines Charakters geworden ist; wenn derselbe nicht aus Gefühlen, sondern aus klaren Ueberzeugungen hervorgeht; wenn er die Schule nicht als eine sittlich religiöse Bildungsanstalt ansieht; wenn ihn selbst nicht Religiosität belebt? Ohne Religiosität fehlt dem Lehrer

2) die Tugend der Beharrlichkeit und der Geduld.

Nicht ohne Absicht stelle ich diese verschiedenen, oft nicht mit einander gepaarten Eigenschaften eines guten Lehrers zusammen. Der Geduldige ist oft nichts weniger als beharrlich, und dem Beharrlichen mangelt nicht selten die Geduld. Aber eine dieser Eigenschaften allein bringt der Schule nicht den rechten Segen. Nur ihre Vereinigung fördert ihre Zwecke. Beharrlichkeit ohne Geduld verleitet den Lehrer zur Härte, zur Ungerechtigkeit und zur Mißhandlung des Kindes; Geduld ohne Beharrlichkeit in der Erstrebung der einmal gesteckten Ziele führt zur Weichlichkeit und Schwäche. Also soll der Lehrer beharrlich und geduldig sein. Nur durch Standhaftigkeit und Beharrlichkeit in dem Streben zu Allem, was löblich und gut ist, wird man selbst ein tüchtiger Mensch; nur durch Standhaftigkeit und Beharrlichkeit eignet der Lehrer dem Schüler löbliche Eigenschaften, Fertigkeiten und Kenntnisse, Gewöhnun-

gen und Tugenden an. Das ist für sich klar und wird von Keinem bestritten werden, dem die Aufgabe gestellt ist, eine Schaar von Kindern mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, Verschiedenheiten und Untugenden zur Tüchtigkeit im Wissen, Können und Wollen heranzubilden. Ja die Beharrlichkeit muß unter allen den zahllosen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, womit die Lehrer an den meisten Orten zu kämpfen haben, zur eigentlichen unüberwindlichen Festigkeit und Zähigkeit werden, wenn etwas Ersprießliches geleistet werden soll. Aber die Geduld soll der Beharrlichkeit zur Seite stehen, mit ihr gepaart sein. Ich warne jedoch hier vor Mißgriff und Irrthum. Wenn ich der Geduld das Wort rede, so bin ich weit entfernt, dem Lehrer mit allen Fehlern der Schüler Geduld und Nachsicht anzuempfehlen.

Geduld und Ungeduld — je nach den Umständen. Wenn du, mein Zuhörer, einen unordentlichen und trägen, einen nachläßigen und faulen, einen sprech- und denkscheuen, einen unsittlichen und frechen Schüler vor dir hast, und du wolltest mit diesen Untugenden fort und fort Nachsicht und Geduld haben, so wärest du ein nichtswürdiger Mensch. Nein, mit selbstverschuldeten Fehlern und bösen Neigungen soll der Lehrer so wenig Geduld als möglich haben. Da ist es seine Pflicht, wenn es nicht anders sein kann, Messer und Aetzmittel, Pfeffernüsse und Lungenhiebe — wie Luther sagt — zu gebrauchen, und Teufel mit Teufeln auszutreiben. Wo aber ein Kind an den Folgen verkehrter Erziehung krankt, oder von der Natur so wenig begünstigt ist, daß es trotz der ihm möglichen, von ihm unter seinen individuellen Umständen möglichen, vielleicht unbedeutenden Anstrengung nicht fort kann, kurz, wo die Schuld des Sitzenbleibens, wie man zu sagen pflegt,

dem Kinde nicht zur Schuld angerechnet werden kann; da ungeduldig sein, da nicht unüberwindliche Geduld und Nachsicht üben wollen, das hieße mit Gottes Vorsehung hadern und zürnen. Und solcher Fälle giebt es viele. Deshalb bedarf der Lehrer der Geduld in hohem, reichem Maaße, der unermüdlichen Geduld. Eine schwere Tugend, dem eifrigen Lehrer vielleicht die schwerste von allen. Aber sie darf ihm nicht fehlen. Woher sie schöpfen? Woher anders, als aus den unversieglichen Quellen der Religiosität. Nur der ächtreligiöse Lehrer wird Standhaftigkeit und Geduld in sich einen. Darum können wir die Wichtigkeit der Religiosität des Lehrers nicht genug hervorheben.

Ich komme nun zu dem letzten Punkte meiner Rede, indem ich behaupte, daß kein Lehrer sich ohne Religiosität selbst genügt. Wie? werdet Ihr vielleicht denken, wenn er nun keine Religiosität hat, keine kennt oder keine haben will; was mangelt ihm dann in seiner Meinung? Dieser Einwurf beruht auf Irrthum und falscher Ansicht über die Quelle der Religiosität. Täuschen wir uns selbst nicht, täuschen wir uns nicht in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen! Welches ist der Ursprung, die Quelle der Religion? Hat die Furcht sie erzeugt? Hat der Aberglaube sie geschaffen? Hat die List der Priester sie ausgedacht, oder Gewalt sie in's Dasein gerufen? Hat der Mensch sie aus eignem Vermögen erschaffen, oder verdankt er sie einzig übernatürlicher Offenbarung? Ist sie Menschen-, oder Gotteswerk? Sehr wichtige Fragen; Fragen, deren Beantwortung mit unsrer ganzen Lebensansicht, mit der Richtung unsers Lebens innigst zusammenhängt. Ehe ich Euch meine Ansicht über diesen Gegenstand mittheile, müssen wir uns erst darüber verständigen, was Religion im allgemeinen Sinne des

Wortes sei. Ich sage, im allgemeinen Sinne des Wortes, wie der Gegenstand nicht bloß aus dem christlichen Standpunkte, sondern aus dem allgemeinen Standpunkte des Menschen aufgefaßt werden muß. Denn allzu leicht verfällt der Mensch, wenn er einer Religions-Partei angehört und mit Liebe angehört, in die Einseitigkeit, nur das für Religion gelten zu lassen, was seiner Glaubenspartei zusagt, andern Religions-Gesellschaften aber alle Religion abzusprechen. Wir stehen nicht auf diesem niedrigen Standpunkte; wir Reformirte sind nicht nur der Meinung, daß auch der Lutheraner Religion haben könne und habe; wir Evangelische sprechen auch dem katholischen Bruder als solchem die Religion nicht ab; wir Christen geben gerne zu, daß auch der Islamismus und das Heidenthum religiöse Menschen zu seinen Bekennern zählt; wir leben der heiteren Ueberzeugung, daß die Religion nicht nothwendig an eine Partei, eine Sekte, gebunden sei. Darum fassen wir mit Recht den Begriff der Religion im weitesten Sinne. Ihr kennt die großen Gegensätze, welche durch die Bezeichnungen des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Sichtbaren und Unsichtbaren, des Irdischen und Ewigen, des Körperlichen und Geistigen, des Vergänglichen und Unvergänglichen, der Welt und Gottes aufgeführt werden. Diese Gegensätze stehen einander gegenüber, einander gegenseitig ausschließend. Der Mensch sucht aber zwischen beiden, wie zwischen sich selbst und der ewigen, schaffenden, persönlichen Urkraft — sie möge nun Weltseele, Eins und Alles, Jehova, Allah oder Gott genannt werden — eine Verbindung anzuknüpfen und zu befestigen, in bleibendem Verhältniß zu stehen mit dem Schöpfer und Lenker der Natur und dem Vater des Menschengeschlechts. Dieses Streben nennen wir Religion. Wer eine Sehnsucht

hat, mit Gott in Verbindung zu treten, auf ihn die Ereigniſſe der Natur und des Lebens zu beziehen, der hat Religion. — Nun fragen wir nach ihrem Urſprunge. Wohl flößen verheerende, furchtbare Naturerſcheinungen, Fluten und Ungewitter, Blitz und Erdbeben, Bergſtürze und Ausbrüche der Vulkane dem ſinnlichen Menſchen Furcht und Schrecken ein; aber wer leitet ihn an, dieſe Erſcheinungen als Werk einer unſichtbaren Macht anzuſehen? Das iſt nicht Sache der Furcht, und das kann gar nicht geſchehen, wenn nicht ſchon vorher das Daſein eines höheren Weſens für wahr gehalten wird. Die aus der Bangigkeit vor ſchädlichen Ereigniſſen hervorgegangenen Religionsgebräuche ſetzen ſchon den Grund aller Religion voraus. Die Furcht iſt nicht die Quelle der Religion. Ebenſo wenig die Liſt der Prieſter und die Gewalt irdiſcher Machthaber. Freilich haben die Prieſter der alten Welt, die Magier, die Pythia, die Auguren und andere Gaukelſpieler des Heiligen, gewiſſermaßen zum Betrug herangezogen und dazu verdammt, mit der menſchlichen Vernunft Spott und Hohn genug getrieben; leider haben Despoten die Religion oft dazu mißbraucht, ihren teufliſchen Unternehmungen den Anſtrich der Gerechtigkeit zu geben: aber weder Liſt noch Gewalt konnten einen, dem Menſchen ganz fremdartigen Gegenſtand erfinden und den Menſchen dafür gewinnen. Etwas der Art, Etwas Geiſtiges iſt kein Gegenſtand menſchlicher Erfindung, kein Produkt einer Erzeugung aus Nichts. Vergeblich und in Widerſpruch mit der Natur der Sache hat man die Religion aus Furcht, Liſt und Gewalt ableiten wollen. Ihre Quelle liegt anderswo. Ihr denkt vielleicht hier an unmittelbare Offenbarung, deren der Menſch vor dem Allerhöchſten gewürdigt worden ſei, und ihr möget vielleicht den Urſprung aller Religion auf ſie zu-

rückführen. Ueberleget aber, daß nicht alle Völker des Erdbodens, denen doch Religion nicht abzusprechen ist, sich der Offenbarungen rühmen; übersehet nicht, daß der Mensch für Religion, in Offenbarungen ihm ertheilt, ganz unempfänglich gewesen wäre, hätte ihm die Anlage zur Auffassung dieser Vorstellungen gefehlt. Wie der Blindgeborne nichts vom Lichte vernimmt, und wäre der ganze Himmel eine Sonne; wie der Mensch keine körperlichen Formen wahrzunehmen vermögend wäre ohne die Urvorstellung des Raumes; wie alle Rede eines Menschen einem andern Wesen ein X bleibt ohne das Vermögen der Vorstellungen und Begriffe: so bliebe der Mensch für alle ihm von außen zugeführte Religion todt, wenn sie ein seinem Geiste fremdartiger Gegenstand wäre. So kann es nicht sein; sondern wir müssen annehmen, daß der Mensch die Anlage zur Religion und mit ihr das Bedürfniß zur Religiosität als Eigenthum in sich trage. Und so finden wir es in der ganzen Weltgeschichte, wie in der eigenen Selbsterfahrung. Die Religion geht aus der Natur des Menschen selbst hervor, und unmittelbare Offenbarungen konnten dem Menschen nur dann nützen, wenn sie in seinem geistigen Wesen ein entsprechendes Element vorfanden. Die Religion entspringt aus der Natur des menschlichen Geistes. Ihr Ursprung und ihre Quelle liegt in dem religiösen Gefühle des Menschen. Das religiöse Gefühl ist ein Grundzug des menschlichen Geistes. Aber die Nachweisung dieser Behauptung — bei der großen Verschiedenheit der Ansichten über die Natur des Menschen!? Wir können hier — indem ich es mir nicht versagen kann, den Gegenstand wegen seiner großen Wichtigkeit noch einige Augenblicke zu verfolgen — ganz von a priori'schen Forschungen absehen; wir brauchen uns nur an die Thatsachen der Geschichte

zu halten. Wenn Ihr zugebet — und das werdet, das müßt Ihr wegen der darin liegenden, zum Einverständniß zwingenden Wahrheit — also, wenn Ihr zugebet, daß jede Erscheinung, welche sich unter jedem Volke der Erde, zu allen Zeiten und an allen Orten, hervordrängte, nothwendig auf eine dem Menschen angeborne Anlage hindeutet, daß eine überall zu Tag tretende Thatsache ein unvermeidliches Bedürfniß des Menschen nachweiset: so haben wir einen Grundsatz gefunden, wornach wir entscheiden können, was zur Natur des menschlichen Geistes gehört. Ueberall bedarf z. B. der Mensch der Speise, des Trankes und des Schlafes; Folglich liegt in seiner Natur der Trieb und das Bedürfniß dieser physischen Genüsse. Ueberall vereinigten sich die Menschen zu Gesellschaften; folglich trägt der Mensch den Trieb und das Bedürfniß der Geselligkeit in sich. Wenn nun auch der Mensch unter jedem Volke die Verbindung mit dem Uebersinnlichen sucht, so schließen wir aus dieser Erscheinung, daß der Mensch die Anlage und das Bedürfniß der Religion in sich trage. Und so ist es. Noch haben die Reisenden kein Volk gefunden, welches nicht Sitten und Gebräuche übte, welche sich auf das Uebersinnliche beziehen. Ich nenne nur einige Beispiele. Wenn der Eskimo der kargen Natur spärlichen Unterhalt abgewonnen, oder ein Seethier getödtet hat; so widmet er einen Theil seiner Nahrung dem unsichtbaren Geiste, oder den unsichtbaren Geistern. Wenn die Neger eines afrikanischen Stammes den Leichnam ihres Kindes bestatten, so beschmieren sie ihre Fetische mit Menschenblut, um deren Abgunst von sich und den ihrigen abzulenken. Haben die Karaiben Gefangene gemacht, so opfern sie einige oder alle ihrem Gott. Auch in diesen Ausartungen zeigt sich das Streben, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen

eine Brücke zu schlagen. Führt den wilden Indianer der Weg an dem Niagara vorüber, so entblöst er sein Haupt und wirft sich mit dem Angesicht auf die Erde. Der Pescheräh scheint für nichts Sinn zu haben, als für die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse. Aber redet ihm von den unsterblichen Wesen, von Ewigkeit und Gott, so wird er aus seinem thierischen Zustande erwachen und aufmerksam zu horchen. — Ihr erlaßt mir alle Beispiele von gebildeteren Menschen. Ich habe absichtlich Beispiele von Menschen gewählt, welche auf der untersten Stufe menschlicher Cultur stehen. Ueberall, unter jedem Volke, finden wir das Bestreben, mit dem Unsichtbaren in Verbindung zu treten. Was beweis't eine so ganz allgemeine Thatsache? Nichts weniger, als daß ihr eine Anlage uud ein daraus hervorgehendes Bedürfniß zu Grund liegt. Der Mensch trägt die Anlage zur Religiosität in seinem religiösen Gefühle. Wäre es anders; gehörte die Religion nicht zum Wesen seiner Natur: so würde sich der Mensch bei gesteigerter Bildung, bei größerer Ausbildung seiner Natur, von der Religion mehr und mehr entfernen. Wir finden das Gegentheil. — Und was lehrt die eigene Erfahrung den Menschen? Der Reichthum kann uns vergnügen, Genüsse aller Art uns zerstreuen, Wohlleben uns ergötzen, das irdische Leben uns fesseln und gefangen nehmen; — aber ist der Reiche stets glücklich und zufrieden? Kann er sich der leeren Gefühle, der trüben Stunden und der unendlichen Sehnsucht entschlagen, die ihn mitten unter dem Geräusch des Lebens überfällt? Vergebliche Mühe. Kein irdisches Gut genügt dem Menschen er tauscht eins mit dem andern, meinend, nun das Glück, d. h. bleibende Zufriedenheit, zu finden. Alles vergebens. Solche allgemeine Erscheinungen liefern den unumstößlichen Beweis, daß das re-

ligiöse Gefühl dem Menschen angeboren, daß die Religion ein tiefliegendes Bedürfniß seiner Natur sei. Das religiöse Gefühl ist ein Grundzug seines Geistes. Deßhalb brauchen wir nach dem Ursprunge der Religion gar nicht zu fragen. Diese Frage hat so wenig Sinn, als die, warum der Mensch nach Luft, nach Speise und Trank verlange; als die Frage, warum der Mensch sich zur Bezeichnung seiner Vorstellungen der Sprache bediene. Der Mensch ißt und trinkt, weil er ein physisches Wesen ist; er spricht, weil er denkt, und er denkt, weil er das Vermögen zum Denken hat; und er hat Religion, weil er ein Mensch ist. Das religiöse Gefühl ist ein Grundzug, die Religion folglich ein nothwendiges Bedürfniß des menschlichen Geistes. Nicht durch Erjagung persönlicher, selbstsüchtiger Vortheile gewinnt der Mensch die Zufriedenheit mit sich selbst und mit seinem Geschicke, sondern durch die Befriedigung seines religiösen Gefühles. Nach jener Lebensansicht ist Wohlsein der Zweck des Menschen, und der Vortheil der Führer zu diesem Ziele; das religiöse Gefühl stellt dieser gemeinen Ansicht die Vervollkommnung des Menschen gegenüber, und es erstrebt dieselbe durch Religion. Im Dienste des Vortheils erscheint das Laster mir oft vortheilhaft, oder das Laster der Tugend gleich und aller Unterschied verwischt; er kennt nur, was nützlich und schädlich ist; das religiöse Gefühl stellt mir die Liebe und die Aufopferungsfähigkeit für edle Zwecke als höchste Tugenden dar; es nennt mir das Edle und Sittliche. Der Vortheil befriedigt die Anforderungen des Thieres im Menschen; aber es beschwichtigt nicht auf immer die unvertilgbare Stimme meines besseren Selbst. Verstehe ich mich selbst und bin ich mein Freund, so folge ich dem Zuge meines religiösen Gefühls zur Tugend und Religion.

Machet die Anwendung dieser Wahrheiten auf das Leben des Lehrers! Auch er ist ein Mensch, und trägt folglich das religiöse Gefühl in seiner Brust. Dient er nun dem Mechanismus, oder den Launen des Publikums, oder dem Vortheile; — er wird dabei nicht heiter und nicht froh. Lehre er mit aller Geschicklichkeit Fertigkeiten, Kenntnisse und Fingerstücke; — sie genügen ihm nicht, ohne Religion. Er werde der Welt als ein gelehrter und geschickter Lehrer gepriesen; — er wird dadurch nicht zufrieden und nicht glücklich, wenn er die Antriebe zur Thätigkeit nicht von der Religion hernimmt. Gott läßt seiner nicht spotten, und die Menschennatur läßt ihrer auch nicht spotten. Früher oder später rächt sie die Unbill, welche ihr widerfahren ist. — Darum folge der Lehrer, schon um sein selbst willen, den Anforderungen der heiligen Stimme in seinem Herzen! Das Gegentheil wäre ihm fürwahr nicht gut.

Nun, liebe Freunde! fasset das Ganze noch einmal zusammen. Freuen will ich mich, wenn ich eure Meinung getroffen habe; wenn der Eine und Andere bei diesem oder jenem Satze sich belebt und gehoben fühlte. Ich sprach von dem Werthe der Religiosität des Lehrers. Ich war der Meinung, daß sie das unermüdete Streben nach Wahrheit, die Lust an dem Umgange mit Kindern und rege Tüchtigkeit im heiligen Berufe in sich schließen müsse. Ich versuchte die Nachweisung, daß der Lehrer ohne Religiosität leicht auf Nebendinge großen Werth lege und die Hauptsache aus dem Auge verliere. Ich stellte die Behauptungen auf, daß der Lehrer nur durch Religiosität den rechten Ernst des Lebens und die wichtigen Eigenschaften der Beharrlichkeit und Geduld gewinne, und ich hoffte, beweisen zu können, daß er ohne Religion den tiefsten An-

forderungen seines Gefühles Hohn spreche. Ich wollte durch das Ganze den Beweis liefern, daß die Wirksamkeit des Lehrers ohne seine Religiosität nicht eine gedeihliche sein könne. — Möchten wir alle die Wahrheit erkennen und darnach thun!

III.

August und Wilhelm, die ungleichen Nachbarskinder.

(Eine pädagogische Skizze.)

In einer wohlhabenden Stadt des mittleren Deutschlandes, oder vielmehr in einem abgelegenen Theile derselben, wohnten zwei Männer nebeneinander, die ich Eschenbach und Lindenfels nennen will. Ihr jetziger Wohnort war nicht ihr Geburtsort, sondern beide hatte der Zufall hier wieder zusammengeführt; aber ihnen waren, obgleich sie von demselben Orte stammten und unter beinahe ähnlichen Verhältnissen ihre Laufbahnen begonnen hatten, sehr ungleiche Loose gefallen. Lindenfels, der Handlung beflissen, hatte sich in den bedeutendsten Plätzen Europa's herumgetrieben, um, wie sein unbegüterter Vater hoffte, durch umfassende Geschäftskenntniß das zu ersetzen, was Gott Plutus ihm versagt hatte. In London hatte er das Glück oder vielmehr Unglück, sich die Gunst eines sehr reichen, einsiedlerischen, ehemaligen Banquiers, der vor lauter Vergnügen nicht froh und ungeachtet der trefflichsten Gerichte nicht hungrig werden konnte, zu erwerben, und der alte Knurrkopf, mit dem Niemand zurecht

kommen konnte, hatte die Grille, den jungen Lindenfels zum Universalerben seines unermeßlichen Vermögens einzusetzen. Dieser wußte sich vor Freude kaum zu fassen, und er entschloß sich, alsbald nach einkassirtem Vermögen seines Gönners in die obenbezeichnete Stadt zu ziehen, um sein Netz nach einem Fische auszuwerfen, der durch den früher an die Angel gesteckten Köder nicht gelockt worden war. Und siehe, was den leeren Taschen nicht möglich gewesen, wurde durch die vollen Hände wirklich, und Lindenfels heirathete, von der sämmtlichen heirathslustigen Jugend der Stadt beneidet, die reiche Amanda. Diese Heirath war, wie wir hören, wenigstens von Seite der Braut, eine Convenienzheirath; die Liebe hatte diesen Bund nicht geschlossen, und das gegenseitige Verhältniß dieser jungen Eheleute wurde durch das Wort Convenienz sehr treffend bezeichnet. Selten sahen sich beide anders als in zahlreicher Gesellschaft oder bei Tische, wo die Gegenwart zahlreicher Gäste jedes vertrauliche Gespräch unter vier Augen, jeden seelenvollen Austausch der Gedanken und Empfindungen, unmöglich machte. Weder Lindenfels, den der rastlos wechselnde Genuß der Sinnenfreuden und der nicht spärlich ihm gestreute Weihrauch seiner mitschwelgenden Freunde in einem unaufhörlichen Rausche erhielt, und dessen fröhliche Laune gerade in dem Grade ihren Abschied nahm, in welchem die aus der Britteninsel angekommenen Schätze sich häuften; noch Amanda, welche reich, angesehen, vornehm, im Besitze alles dessen, was Erdgebornen wünschenswerth däucht, aber nicht glücklich und, ihr selbst unerklärbar, nicht zufrieden war: beide fühlten nicht, daß sie einander nicht waren, was sie einander sein sollten; denn sie waren sich nie mehr gewesen, und sie ahndeten nichts von dem, was man durch den Ausspruch: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen" andeuten will.

Nicht so standen die Sachen in dem kleinen Hause seines Nachbars und Landsmannes Eschenbach. Als Lindenfels in der Stadt ankam und zufällig hörte, daß sein Jugendfreund Eschenbach hier wohne, eilte er zu ihm, um die alte Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Beide frenten sich über den wundersamen Gang ihrer Schicksale, welcher so freundlich ihre Lebensströme wieder zusammenführte; allein ungeachtet ihrer gegenseitigen Versicherungen, einander recht oft zu sehen; hatte Plutus unter beide seine Güter zu ungleich vertheilt, und ihre Ansichten von Lebensgenuß waren zu verschieden, als daß die zusammengeflossenen Ströme lange hätten vereinigt bleiben können. Die stolze Amanda stieß durch vornehmisches Betragen die bürgerlich einfache Gattin Eschenbach's zurück, und beide Familien wohnten bald nebeneinander, ohne in anderweitige Berührung zu kommen, als einander wechselseitig die Zeit möglichst höflich zu bieten. Eschenbach hatte auf einer kleinen Geschäftsreise seine jetzige Gattin Louise vor zwei Jahren kennen, und die Liebenswürdige lieben gelernt, und nach gemachtem Antrag zur Heirath hatte sie ihm aus Liebe ihre Hand gereicht.

Beide Eheleute wohnten bei Louisens Vater, der dem rechtschaffenen Eschenbach sein kleines Waarengeschäft, das ihn bisher ordentlich, obgleich nicht reichlich ernährt hatte, übertrug, und der Eidam handelte in dem Geiste des alten Mannes, ehrlich und rechtschaffen, so daß es den Leuten nie an dem Nöthigen fehlte. Ihr Familienleben war dem Aeußern nach ein solches, das man ein ehrbares nennt, und im Innern herrschte die Liebe. Louise besorgte die Geschäfte des Hauses; Eschenbach lebte am Tage seinen Geschäften, und wenn die Abendglocke erschallte, brachte er den Feierabend fröhlich bei den Seinigen zu. Ihre Ehe war bereits

ein Jahr mit einem Knaben gesegnet, als auch Amanda das Glück hatte, Mutter eines gesunden Knaben zu werden. Jener hieß August, dieser Wilhelm; beide waren gesunde, lebensfrohe Knaben, im fünften Jahre an Körperkräften einander ziemlich gleich, und nicht selten spielten sie in Lindenfels' Garten mit einander, bis Amanda, welcher das Betragen des kleinen August nicht vornehm genug schien, um länger mit ihrem hochgebornen, liebenswürdigen Wilhelm umzugehen, ersterem den Eintritt in ihr Haus ein für allemal versagte. Hiermit war die Scheidung der Pfade beider, einander sehr ähnlichen Knaben eingetreten, und da sie ein sehr lebendiges Beispiel abgeben, was menschliche Kunst in Verhältniß zur Natur vermögen (ein warnender Spiegel für alle Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt); so sei es mir erlaubt, zu schildern, was die Menschen an ihnen versuchten, und was aus ihnen wurde.

Die Väter beider hatten aus sehr verschiedenen Gründen das Erziehungsgeschäft ihrer Söhne den Müttern überlassen; Eschenbach konnte über der Herbeischaffung des Nöthigen keine Zeit erübrigen, und Lindenfels widmete sich nur dem Dienste Amor's und Bacchus'. Amanda liebte ihren einzigen Wilhelm sehr zärtlich, doch mehr, wie man ein Schooßhündchen lieb hat, als mit der vernünftigen Liebe bedachtsamer Eltern. Alle Fehler, die sie an sich selbst wahrnahm, jede üble Laune, eine nothwendige Folge des geschäftslosen Müßigganges, schrieb sie auf Rechnung ihrer falsch geleiteten Erziehung. Sie beschloß daher, ihrem Sohne eine, ihrem Stande und den Schätzen, die Wilhelm dereinst besitzen würde, recht angemessene Erziehung — nicht zu ertheilen, sondern ertheilen zu lassen, und sie engagirte daher, als Wilhelm das sechste Jahr eben angetreten hatte, einen

ihr sehr vortheilhaft geschilderten Erzieher. Der Mann entsprach zwar, vorzüglich was das Aeußere: Anstand, Sitten, feine Lebensart, Unterhaltungsgabe ꝛc. betraf, nicht ganz ihren Erwartungen; jedoch beschloß sie, ihr rege gewordenes Mißtrauen in die Lehrgeschicklichkeit desselben nicht laut werden zu lassen, sondern erst zu beobachten und zu prüfen. Wirklich schwand dasselbe auch von Tag zu Tag mehr; Wilhelm war gerne um seinen Hofmeister, und Amanda fing an, denselben hochzuschätzen, als sie eines Tages in einer der neuesten Erziehungsschriften den Satz mit allen möglichen, ihrem Bedünken nach ganz unumstößlichen Gründen aufgestellt fand, Elternliebe sei die höchste, reinste, uneigennützigste Liebe des Kindes und das Fundament, nicht nur aller Charakterfestigkeit, Gerechtigkeitsliebe und Tugend, sondern auch der Keim und Boden jeder Art schöner Entwickelung der Seele. Ihre übertriebene Eitelkeit spielte ihr den Streich, sie zu dem Glauben, oder eigentlich nur zu der Vermuthung zu führen, Wilhelm sei lieber in der Gesellschaft des Erziehers, als in der ihrigen; dieser entziehe ihr die Anhänglichkeit des theuren Sohnes, was allerdings auch, aber ohne die Schuld des Hofmeisters, der Fall war, weil derselbe seinem Zögling eine mäßige Freiheit, gesunden Gebrauch seiner Glieder, muntere Sprünge und unschuldige Heiterkeit erlaubte, während die Mutter nur darauf studirte, denselben in den zierlichen, genau abgemessenen Manieren vornehmer Zirkel zu üben und ihn durch Liebkosungen und andere künstliche Mittel zu gefälliger Artigkeit, Handküssen, Bücklinge-machen, feine Complimente hersagen, zu bewegen suchte. Von dem Augenblicke jener, wie Amanda glaubte, noch zur rechten Zeit gemachten glücklichen Entdeckung, studirte sie auf eine günstige Gelegenheit, des Hofmeisters mit Ehren

los zu werden, die natürlich nicht lange ausblieb. Denn die Folgen einer nicht unbedingten, gränzenlosen Mutterliebe von Seiten des Kindes waren in jenem pädagogischen Romane, dem Amanda ungemessenen Beifall zollte, so übertrieben dargestellt, daß sie es für ihre Pflicht hielt, einen Mann aus ihrem Hause zu entfernen, welcher das Herz ihres Kindes von ihr entfernen möchte. Mehrere Monate vergingen, ehe ein passendes Subject zur Besetzung der erledigten Stelle gefunden war. Diese Zeit glaubte die sorgsame Mutter nicht besser benutzen zu können, als wenn sie sich mit den neuesten Erziehungstheorien bekannt machte. Das Buch, welches ihr der Buchhändler, auf dessen kunstgerechtes Urtheil sie sich im Gefühl des Unvermögens der eigenen Wahl verlassen mußte, zuschickte, war das Product eines jugendlichen Phantasten, der nach allgemein absprechenden Urtheilen über die bisherigen Arcana sein System als das einzige Heilmittel der pädagogischen Officin anpries. Freigeboren sei, so behauptete der Superkluge, jedes menschliche Wesen; Freiheit sei die Mitgift und das Erbtheil von der Natur, das jeder mitbringe; Freiheit der Boden, auf dem allein ein kräftiges Gewächs hinreichende Nahrung fände; Freiheit sei das Element der Thiere und des Menschen; Freiheit das Ziel des Strebens aller Menschen; Freiheit Alles. Deshalb dürfe der junge Mensch zu nichts gezwungen, zu nichts angehalten werden, wozu er nicht von selbst Lust habe, was er nicht selbst wünsche und begehre. Während diese Ideen, welche allerdings einige Wahrheit enthalten, die Einbildungskraft unsrer Amanda erhitzten, ohne sie jedoch ganz zu überzeugen, trat der neue Hofmeister ein; ein Mann von mehr als mittleren Jahren, dem schon das Schicksal mehr als eine Falte auf die Stirne ge-

zogen hatte. Seine Anrede an die künftige Gebieterin, wie er die Mutter nannte, hatte etwas Graziöses, Anständiges, Würdevolles. Pathetisch bewegte er sich um Amanda, wie der Planet um die Sonne; er redete nicht, ohne vorher Weste und Haar in regelrechte Form gebracht und seinem ganzen Körper die gehörige Haltung gegeben zu haben. Kurz — der Mann war ein Pedant vom neuesten Zuschnitt, dessen Hauptvermögen ein enormes Gedächtniß war. Sechs Sprachen redete derselbe gramatikalisch richtig, Schiller's Werke wußte er fast von Wort zu Wort auswendig — er hieß mit Recht eine lebendige Encyclopädie. Was Wunder, daß der kleine achtjährige Wilhelm die Gestalt dieser Bildsäule floh, und weder Drohung der Mutter, noch Versprechungen des Alten waren im Stande, den Zöglich dem pedantischen Graukopf nahe zu bringen. Da überdieß die Mutter den grellsten Contrast zwischen jener Freiheitstheorie und der Zwangsmanier des alten Hagestolzen einsah, so gab sie den Bitten des, zärtlicher als je sich an sie schmiegenden Wilhelms nach, den neuen Lehrer wieder aus dem Hause zu entfernen. Frohlockend sah derselbe die Zimmer des Hauslehrers wieder leer, um hier ungestört seiner jugendlichen Laune Opfer bringen zu können.

Nicht lange nachher erschien ein dritter Hauslehrer. Was kommen mußte, kam. Dem kleinen Wilhelm gefiel die Ungebundenheit, welche ihm häufige Besuche und Grillen der Mutter in Abwesenheit eines Lehrers schenkten, über die Maßen. Mürrisch näherte er sich deshalb der Zeit der wiederbeginnenden Arbeit und des ihm unerträglichen Zwanges; er hatte nicht vergessen, daß er das Letztemal die Ursache der Entfernung des Pedanten gewesen war, und er wünschte eine Gelegenheit herbei, auch des neuen Despoten möglichst bald los zu werden.

Eines Tages hatte der Lehrer den Bedienten zur Besorgung eines Geschäfts in die Stadt gesandt, als die gnädige Frau die Schnelligkeit des dienstbaren Geistes in Anspruch nehmen wollte. Verdrossen über die Abwesenheit desselben flossen unüberlegte Reden über ihre Lippen gegen das Bedientenvolk und Hofmeisterwesen, die Wilhelm, der gegenwärtig war, benutzte, um vom Hauslehrer mancherlei zu erzählen, was nicht gerade der strengsten Wahrheit getreu war. Mit besonderer Redseligkeit legte er sich liebkosend an die schwache Mutter, sie bittend, ihm diesen Nachmittag von Lernstunden frei zu geben. Diese bescheiden vorgetragene Forderung, so wie die täglich wiederkehrende Wiederholung derselben, schien der Mutter ein unumstößlicher Beweis, daß der Lehrer die Neugierde des Knaben und seine edle Wißbegierde, wie sie das vorlaute Wesen des einzigen Söhnchens nannte, nicht zu fesseln vermöge. Sie hielt es unter ihrer Würde, mündlich darüber dem sonst einnehmenden Lehrer ihre Bemerkungen bescheiden mitzutheilen, oder, die Wahrheit zu gestehen, sie traute sich nicht Festigkeit genug zu, die Gründe zu widerlegen, welche der gescheute Mann — dafür galt er doch — für die Richtigkeit seiner Grundsätze anführen würde, und sie legte deshalb ihre halben Meinungen und unverstandenen Phrasen Anderer in einem Briefe nieder. Aber, was ein Wort oft thut, vermögen tausend Zeilen selten. Hätten Menschen, die einander sonst nicht hassen, immer ihre Mißverständnisse einander mitgetheilt, gegenseitig berichtigt und sich verständigt; wie manches Unheil wäre vermieden, wie manche Nacht weniger schlaflos zugebracht! Der Hofmeister unterdrückte die Wallung, welche das ungerechte Mißtrauen der Dame in ihm anfachte, und ließ sich herab, weitläuftig seine Erziehungs-Principien aus der

Natur des menschlichen Geistes abzuleiten und die Wahrheit und Richtigkeit derselben selbst durch Beispiele aus dem wirklichen Leben zu erläutern. Vergebliche Mühe, verschwenderische Anstrengung, eine eingebildete, dünkelhafte Eitelkeit beschwichtigen zu wollen! Amanda verstand die Darstellung nicht; sie gefiel ihr deswegen nicht, und sie hielt sie für falsch. Was sie bei sich und ihrem schon verzogenen Sohne hätte suchen sollen, dichtete sie den Mißgriffen des redlichen Mannes an. Um diesen für die Folge zu begegnen, schrieb sie selbst den Erziehungs- und Lectionsplan vom Morgen bis zum Abend jedes Tages, wie der Lehrer ihn befolgen sollte, vor. Dieser war aber zu consequent, seine mühsam erworbenen Grundsätze den Launen eines Weibes aufzuopfern, und hing den Plan in dem Lehrzimmer auf, ohne sich weiter dadurch stören zu lassen. Zufällig kam die Mutter eines Tages hin, dem Unterrichte beizuwohnen, und fand zu ihrem Erstaunen, daß die Religionsstunde, welche, in dem Wahne, daß Moral, welche die Geisteskraft wenig in Anspruch nähme, am besten während des Verdauungsgeschäftes des reichlichen Mittagsmahles eingenommen würde, auf die Nachmittagszeit verlegt war, gleich am Morgen die Einleitung machen sollte. Sie vergaß sich so weit, auf der Stelle ihren Unwillen laut werden zu lassen, und dem eifrigen Lehrer Mangel an Subordination vorzuwerfen. Von diesem Augenblicke an sah derselbe sich seines Vertrages entledigt, dem zufolge er als Gehülfe und Stellvertreter der Eltern bei der Anerkennung ihrer Unfähigkeit, das Kind zu erziehen, nicht als ein knechtischer Lakai in's Haus getreten war, und — er schied. Der kleine, schon nicht wenig verzogene Wilhelm empfand darüber aus bekannten Gründen große Freude, und die Mutter trug ernstlich Bedenken, nach drei mißglückten

Versuchen noch einen vierten zu machen, bei dem sie mit Recht vermuthete, wegen der nach ihrer Meinung erprobten, dünkelhaften Allwissenheit und stolzen Anmaßung der jungen und alten Erzieher die bisherige Erfahrung wiederholt machen zu müssen. Eine vertraute Freundin rieth ihr, Wilhelm in's Pestalozzi'sche Institut zu schicken, das eben damals anfing, großes Aufsehen zu erregen. Eine günstige Gelegenheit, welche sich ihr darbot, ihren Liebling sicher nach Yverdon zu spediren, vollendete ihren noch schwankenden Entschluß, und mit Schmerz trennte sie sich von dem zarten Knaben, der eben zehn Jahre alt geworden war. Ungeachtet der Verzogenheit und ungeachtet der guten Leckerbissen, an welche Wilhelm gewöhnt war, fügte er sich bald in die unter Pestalozzi's Kindern eingeführte Ordnung und Kost. Die wilde Ungebundenheit der Knaben, die große Freiheit, die man ihnen sowohl bei der Wahl ihrer Arbeit, als bei ihren Vergnügen gestattete, sagten dem verzogenen Stadtjungen sehr zu; seine Lernscheu fing auch nach und nach an, zu schwinden, und mit der erregten Körperkraft stieg das Bedürfniß nach geistiger Beschäftigung. Mit Vergnügen bemerkten die Lehrer die sichtbare Umwandlung Wilhelms, der das verhätschelte Wesen mit jugendlicher Unbefangenheit und Munterkeit zu vertauschen anfing, und man konnte mit voller Ueberzeugung der besorgten Mutter gute Nachricht von ihrem Sohne geben. Der Frühling war indeß herangekommen, und Amanda wünschte, ihren Liebling wieder zu sehen, seine gepriesenen Fortschritte zu bewundern und im Geiste sich seiner künftigen Größe zu erfreuen. Sie trat deshalb eine Reise nach der Schweiz an, und brachte nicht geringe Erwartungen von ihres Sohnes Fortschritten in geregelter Artigkeit und anständiger Sittsamkeit mit. Aber

wie groß war ihr Erstaunen und ihre Verwunderung! Anstatt der erwarteten liebkosenden Zärtlichkeit und fein entwickelten Artigkeit redete Wilhelm nach ihrer Meinung ein verdorbenes Deutsch, seine Haare flatterten um die braune Stirne, sein ganzes Wesen verkündete eher den Ursprung eines ganz bürgerlichen Jungen, als die Feinheit eines Jünglings, der für die große Welt bestimmt sei. Wilhelm sprach entzückt von kriegerischen Spielen, die sie belustigten, von gymnastischen Künsten, in denen sie geübt wurden, von hohen Bäumen, die sie erkletterten. Stumm und sprachlos nahm die betrübte Mutter ihren Sohn mit in's Gasthaus, schrieb ein erzwungenes Danksagungsbillet an den Vorsteher der Anstalt, und schob dringende Gründe vor, die es nöthig machten, ihren Sohn nach Haus zurückzunehmen. So sah Wilhelm seine Spielkameraden nicht wieder, und die Mutter gab sich von jetzt an alle mögliche Mühe, die kostbare, verlorne Zeit wieder einzuholen und ihren Sohn in die Schnürbrust der Konvenienz einzuzwängen. Wilhelm durfte der Mutter nicht von der Seite; freie Uebungen im Garten waren ganz untersagt, und ein geregelter Spatziergang an ihrer Hand wurde nur dann erlaubt, wenn er diese durch Folgsamkeit verdient hatte. Wilhelms Lernlust, welche die Mutter selbst auf würdige Gegenstände zu leiten beflissen war, nahm den Abschied; Zuckerbrod, oder entzogenes Mittagsessen waren die Aemulationsmittel, die sie anwandte, gleichsam, damit er ja frühe Essen und Trinken als die höchsten Erdengüter schätzen lerne. Hatte er im Winter, wo Wilhelm zuweilen Lust bekam, Schneebälle zu machen oder gar mit in's Zimmer zu bringen, alle diese Unarten vermieden, so durfte ihm das Bett am Abend mit Flaschen gewärmt werden; hatte er des Morgens die Mutter nicht durch allzu

frühes Lärmen in den Morgenträumen gestört und bis 8 Uhr ruhig im Bette ausgehalten; so wurde ihm mit einer doppelten Portion Bisquit und Wein beim Dessert aufgewartet. In der Ausführung dieser herrlichen Grundsätze trat durch eine anhaltende Unpäßlichkeit der klugen Amanda eine längere Unterbrechung ein, welche sie nöthigte, den Unterricht Wilhelms, der, wie sie zuletzt selbst gestand, doch einer gründlichern Basis bedürfe, mehreren Lehrern in der Stadt, welche stundenweise gedungen wurden, anzuvertrauen. Auf das einstimmige Zeugniß Aller, daß Wilhelm, in Verhältniß seines Alters und seiner Anlagen, sehr vernachläßigt sei, sollte nun durch doppelte Portionen nachgeholfen werden. Ob Appetit und Verdauungskraft da sei für die vorgesetzten Gerichte, für eins oder für alle, wer fragte darnach! Der Mensch sei, meinte man, ja nicht wie der Boden beschaffen, welcher gewöhnlich nur eine Frucht sehr vollkommen trägt, und der erst bearbeitet werden muß, ehe man säen nnd ärndten kann; der Mensch sei erhaben über das Thier, vermöge unendlich viel; dem schlechten Magen brauche man ja nur durch gute Zubereitung der Speisen, leckere Liqueure und andere lebenstärkende Essenzen nachzuhelfen; oder könne man nicht in möglichst kurzer Zeit am Ziele ankommen, so spanne man Pferde vor den Wagen, die den Reisenden des Gehens, des mühsamen Gebrauchs der eignen Kräfte, überheben möchten. Wenn man nur am Zielpunkte ankomme, den Kopf mit der gehörigen Summe von Gegenständen des Wissens, von denen in gebildeten Zirkeln die Sprache sein könne, gefüllt habe; wenn man mit der gehörigen Menge ausgesuchter Sentenzen versehen sei, die zur rechten Zeit der Tugend ihren Werth ab=, oder zusprächen, dem feinen Laster huldigten, oder es verdammten, nach Um=

ständen, Gelegenheiten, Verschiedenheit der Personen und Situationen; — so heiße die Bildung vollendet. Wilhelm erhielt darum täglich zwölf Stunden Unterricht in vier Sprachen, Moral, Religion, Zeichenkunst, Tanzkunst, Musik, Reitkunst, Mathematik und Naturgeschichte. Jedem der verschiedenen Lehrer wurde eingeschärft, die Sache nicht allzu ernstlich und gründlich, sondern mehr spielend zu betreiben, spielend müsse man Alles lernen, spielend groß, spielend ein Mann werden. Das Abmühen und Abarbeiten, Selbstdenken, Selbstergründen und Finden müsse man niedern Menschen überlassen. Wilhelm habe Geld, andere für sich denken zu lassen; aber auf schöne Bildung, graziöse Ausdrücke, zierlichen Anstrich kommen hier Alles an, und der sei der Meister seiner Kunst, der die tiefste philosophische Sache leicht zu tractiren wisse. — Auf die Tanzkunst folgte die Moral, auf diese die Grammatik; dann die Zeichenkunst, die mit der Mathematik wechselte; diese machte der Reitkunst Platz, an die sich die Religion anschloß. Der eine Lehrer hielt etwas auf die Bildung und Entwicklung des Verstandes; der zweite übte das Gedächtniß vorzugsweise; der dritte redete der Bildung der Phantasie, ein vierter der Befähigung des Anschauungsvermögens das Wort; der eine unterrichtete nach der Rochow-Basedow'schen, der andere nach der sokratisch-katechetischen, ein dritter nach der genetisch-heuristischen, ein vierter nach der pestalozzischen, ein jeder nach einer andern Methode. Oft glich freilich die Sache dem, nach welchem sie benannt wurde, wie das Licht der Finsterniß; der Basedowianer wußte nicht recht, was er eigentlich wollte, und er trieb die Aufrichtigkeit gegen sich so weit, dieses selbst zu gestehen; der Pestalozzianer lehrte in nichts weniger, als in Pestalozzi's Geiste, obgleich er die Einheitstabelle stets im

Munde führte; der Sokratiker that Fragen, auf die Niemand antworten konnte; ja ein Sonderling war unter den zwölf Lehrern, der eigentlich nach gar keiner Methode unterichtete.

(Wenn es mir erlaubt ist, hier einen Augenblick den standhaften Bericht, den ich als ein treuer Augenzeuge zu liefern angefangen, zu unterbrechen, so war der letzte allein ein gescheuter Mann. Denn die Methode ist größtentheils etwas subjectives; die für den Einen trefflich heißt und es für ihn ist, wendet der Andere ohne den geringsten Erfolg an; für diesen ist es eine andere, die ihn unter allen Menschen vielleicht allein zum Bessern führt, und so giebt es meiner Meinung nach so viele gute Methoden, als es gute Lehrer gegeben hat, d. h. unzählige; von einer Methode das Heil der Welt erwarten, ja nach der Methode eines Andern lehren, heißt den Geist in Fesseln schlagen und Freude haben am Geklirr eigner Ketten.) Vorzüglich viel hielt die Mutter auf die Stunden, die der Moral und dem Religionsunterricht (beide waren getrennt, weil Amanda unter ersterer Regeln der Klugheit verstand) gewidmet sein sollten. Den Religionsunterricht besorgte ein junger Geistlicher, welcher vor kurzem die Universität verlassen hatte, und sich sowohl durch seine Kenntnisse, als durch seine glühende Wärme für Tugend, Rechtschaffenheit und Liebe, der er bei jeder Gelegenheit mit emphatischen Reden, indem er den Blick andachtsvoll gen Himmel hob, das Wort redete, vortheilhaft auszuzeichnen schien. Ungeachtet der bezaubernden Worte, ekstatischen Momente desselben war Wilhelm in dieser Stunde gerade am unartigsten und unaufmerksamsten. Vorzüglich viel hielt der begeisterte Candidat auf sogenannte Knalleffecte, wie man sie im Schauspielhause zu nennen pflegt, und um diese hervorzubringen, legte er

sich auf künstliche Declamationen, in denen er mit emporgehobenen Augen die Wunder der Schöpfung, die unendliche Liebe Gottes zu dem sündhaften Menschen, oder unsre tiefe Schmach und unser geistiges Elend, wohl auch die Qual der Hölle und die unbegreifliche Seligkeit des Himmels schilderte. Ueberhaupt wußte er von unglaublichen und unbegreiflichen Dingen am entzückendsten und rührendsten zu sprechen. Diese Scenen, welche Wilhelm sehr liebte, weil er unterdessen ungestört mit seiner Uhr spielen, oder andern Muthwillen unter dem Tische treiben konnte, dauerten nicht selten eine Viertelstunde; und wendete sich nun der Virtuos, wenn er der auf's höchste gesteigerten Rührung seines Zöglings gewiß zu sein glaubte, an denselben mit einer Frage, deren Beantwortung das vollendete Entzücken des Zöglings über die unsichtbare Seligkeit des dritten Himmels aussprechen sollte; so wußte Wilhelm gewöhnlich nicht, wovon die Rede sei, oder er unterbrach auch bisweilen den redseligen Religionsschwätzer mit Bemerkungen und Fragen, welche mit dem Gegenstande in gar keiner Verbindung standen. Nach Verordnung der Mutter mußte er jedesmal aus diesen Stunden ein Zeugniß seines Verhaltens bringen. Enthielt dieses eine tadelnde Bemerkung, so mußte er fasten, oder man entzog ihm den süßen Wein beim Dessert und das herrliche Confect, das Wilhelm über Alles liebte. Diese Strafe war die höchste, welche auf tadelnde Bemerkung des Herrn Candidaten, oder wenn Wilhelm sich gegen die Mutter selbst Unarten erlaubt hatte, dictirt wurde. Er sah daher auch das Fasten oder Hungern, die Entbehrung der Süßigkeiten und köstlichen Leckereien, für die größte Pein an, und um ihr zu entgehen, stellte er sich in der Religionsstunde häufig sehr artig und gefällig, schien aufmerksam zuzuhören, fügte auch wohl eine

scheinbar von Wißbegierde zeugende Frage hinzu, um den Lehrer bei nachlassender Ecstase von Neuem zum Declamiren, die ihm das Fragen unmöglich machte und Wilhelm des Antwortens überhob, zu vermögen; und der Zögling brachte es endlich dahin, eine halbe oder ganze Stunde leblos auf dem Stuhle dazusitzen und, hindämmernd, das Auge auf einen Gegenstand zu richten, ohne irgend etwas zu denken. Für solche ungestörte Aufmerksamkeit belohnte den braven Schüler ein Belobungsschreiben, und diesem folgte die gehörige Portion Confect und Wein. — (Was — hier sei eine kleine Unterbrechung erlaubt — was, fragen wir, erstaunt und entrüstet über diese Behandlung eines hoffnungsvollen, jungen Menschen, konnte aus demselben werden? Gewiß eher Alles, als ein Mensch. Hätte man dich, junge, zarte Pflanze, dem Einfluß der belebenden Naturkräfte ausgesetzt gelassen, da, wo ein Auswuchs sich zeigte, dich beschnitten, wenn ein zu starker Sturm kam, dich gestützt, vor allzu strenger Winterkälte dich eingehegt, — o, du hättest vielleicht himmelan den stolzen Wipfel erhoben und Früchte getragen, vielleicht spät aber markig und saftig! So bist du, unglückliches Menschenkind! durch die Ansichten und Launen einer empfindelnden Mutter in ein Treibhaus gebannt, wo du vor lauter Nahrung nicht Wurzel schlagen, das Aufgesaugte nicht verarbeiten und das Eingegebene nicht verassimiliren kannst! Was Wunder, daß der Gärtner nur ein schwächliches, krummes Gewächs aus dir erzieht, frühe schon mit einzelnen Früchten bewachsen, deren Säfte aber dir zum gestärkten Wachsthum hätte dienen sollen. Eine stolze Eiche hätte die Natur aus dir geschaffen, wenn die Menschen es nicht vorgezogen, dich zu einem Strauche zu verkrüppeln. Wer kennt und würdigt genug den köstlichen Schatz,

welcher in dem Besitz einer mäßigen Freiheit liegt, die da ist ein Lebenswecker, Lebensüber, Lebensstärker, Lebensvater, Lebensmutter. Ohne Freiheit wird das sonst rüstige, schnelle, sehnenstarke, freudige Wildpret, zwar fett und mastig, aber sein Anblick gewährt uns wenig Freude; denn das energisch Kräftige, das Luft und Sonne und der freie Raum des Waldes geben, fehlet ja. Ohne irgend einen Spielraum jugendlicher Freiheit wird der Mensch nie frei. Unter steter Aufsicht eines Mentors, nie von der Hand des betagten Führers gelassen, lernt der Knabe nicht die Umstände, die Welt kennen, die Umgebung nicht beherrschen; sondern sklavisch schmiegt er sich unter die Aegide eines Mächtigern, oder da, wo er männlich wirken sollte, verzagt und erliegt er. Der Mann ist für das Leben und das Wirken unter Menschen geschaffen; er gehört auch dem Staate an, denn er ist ein Glied desselben; mit seinem tapferen Arme soll er ihn, wenn Gefahren kommen, beschützen; — deßwegen gehört der Knabe frühe in die Welt, in seine Welt, d. h. in die öffentliche Schule, in den muntern Kreis seiner Gespielen, wo Selbstsucht, Eigensinn, Rechthaberei, prahlerisches Dickthun am ersten entwurzelt werden. Selbst die Gassenbildung ist nicht so schlimm als die Stubenbildung, und das etwas rohe, äußere Kleid, das die erstere dem Kinde zum Schutz gegen Wind und Wetter umhängt, verfeinert sich, sobald es Zeit ist. Die Natur hat sich den größten Theil der Erziehung des Menschen vorbehalten; was menschliche Kunst verdorben, vernachläßigt, erdrückt, unentwickelt gelassen hat, das bessert sie oft noch aus, ersetzt sie, belebt den schlafenden Keim und entwickelt ihn zur Freude für Gott und Menschen und zu unserm Erstaunen, daß so viel Anlagen in dem Knaben gelegen. Was oft der studierteste Fleiß des Menschen nicht

vermag, was dem klügsten Pädagogen oft mißlingt, das fördert das Bedürfniß und die Noth. Ach, wenn reiche Eltern es doch begriffen, daß ohne Anstrengung nichts Reelles erworben, ohne Mühe nichts erübrigt, ohne Uebung die Kraft nicht gesteigert werden kann, daß das Selbsterworbene, Selbsterfundene tausendmal mehr Werth hat, als das durch höhere Hülfe Dargereichte, schmackhaft Zubereitete, vielleicht Vorgekaute, weil durch jenes die Seelenkräfte geübt, durch dieses die Verdauungskraft geschwächt, der vielleicht nicht hung'rige Magen überfüllt, die Gesundheit untergraben und auch der sonst gesunde Appetit vernichtet wird. Ißt denn der vernünftige Mensch auch ohne Hunger? Und wir wollten eine Rücksicht, die wir für den Körper für nöthig halten, bei der wichtigern Sorge für die Seele vernachlässigen? Wir stopfen durch unser Vielerleitreiben freilich vielerlei — aber nicht viel, wie die Alten durch wenig Materialien — in den Kopf und das Gedächtniß. Im 14. Jahre weiß mancher Knabe von 1000 Dingen zu reden, die sonst dem Manne ohne Schaden ganz unbekannt blieben; er weiß viele Dinge, die er nicht braucht, aber die er braucht, fehlen ihm oft; was die redseligen Lehrer ihm in den bezahlten Lehrstunden vorgesagt haben, das nimmt er ohne Ueberlegung an und spricht es nach; er fördert Gedanken zu Papier, ohne eigentlich zu denken; er lernt allerlei, um in Allem ein Stümper zu bleiben. O wenn das, was die Menschen verderben, die Natur, das Schicksal, die Noth nicht wieder gut machten, wir sähen noch mehr Verzogene; denn die Menschenkunst verzieht häufig mehr, als sie erzieht. Wir geben uns nicht die Mühe, zu untersuchen, welche Beschaffenheit der Boden hat, auf welchem wir diese oder jene Frucht pflanzen wollen; was Wunder, daß da, wo wir Wei-

zen zu ärndten gedachten, Disteln und Dornen wachsen, da, wo wir stolze Eichen zu sehen wähnten, krummes Fichtenholz und unregelmäßiges Gestrüpp gefunden wird? Aus einer Eichel wird nie ein Weinstock, und aus der Haselnuß keine Eiche, und doch versuchen Menschen nicht selten diese thörichte Kunst am Menschen. Wenn die Menschen doch nicht vergäßen, daß der Erzieher nichts schaffen, nichts in's Dasein rufen kann, was nicht da ist! Nimmt wohl die Pflanze Dinge an, die ihrem Wesen ganz fremd, ihr ganz ungleichartig sind? Nur entwickeln kann der Lehrer, oder auch das nicht einmal, nur die Entwickelung befördern, erleichtern, zu bearbeitenden Stoff zur Bildung der von der Natur gegebenen Kraft darreichen, dafür sorgen, daß der Sturm, welcher die Eiche zu immer tieferer Wurzelung anspornt, die Tanne nicht zerstöre. Hebammendienste nannte Sokrates das Geschäft des Lehrers, und das ist es. Und der ist der Meister seiner Kunst, der aus jedem das erzieht, was die Natur aus ihm erziehen wollte, oder der die Natur freithätig handeln läßt und Nachtheiliges abwehrt, der die jungen Menschen, wo es sein kann, gehen läßt und die große, schwerste Kunst versteht, das zu viel von dem zu wenig in der Erziehung zu unterscheiden, eine Kunst, die nicht erlernt werden kann, die also eigentlich keine Kunst ist, sondern als eine Gabe freundlicher Genien dem Menschen wird, und darum so schwer ist, weil für den einen leicht zu viel ist, was für den andern zu wenig ist. Doch ist das zu wenig besser als das zu viel, weil in der Erziehung nichts schlimmer ist als die Uebersättigung.)

Nach dieser langen Episode (diesem hors d'oeuvre?) lasset uns zusehen, wie Wilhelm sich jetzt befindet. Er ist fünfzehn Jahre alt, und wir sehen ihn in einem glänzenden Frauenzirkel, im Visitenzimmer der Mutter, und

er scheint an einem Fenster mit einem jungen Mädchen gleichen Alters sich lebhaft zu unterhalten. Lassen Sie uns doch hinzutreten, um zu hören, wovon die Rede ist! Sie sprachen vom Wetter, von den Vergnügungen des Landlebens, von reizenden Aussichten der Gegend, von den Bällen des nächsten Winters, und von allerhand Bagatellen mit einer Lebendigkeit und einem Interesse, als würden die wichtigsten Staatsgeschäfte verhandelt. Und erstaunt gestehe ich, daß Wilhelm über die nichtswürdigsten Dinge wirklich mit Gewandtheit zu reden wußte. Die Mutter wirft von Zeit zu Zeit selbstgefällige Blicke auf den hoffnungsvollen Sohn, der nun bald in den ersten Zirkeln der Stadt der erste sein wird, und dessen geschmeidiges, dienstfertiges, liebenswürdiges Betragen gegen Leute vom Stande und namentlich gegen das Frauenzimmer ihre Erziehungsgrundsätze als trefflich bewährte. Wilhelm hatte nämlich nach und nach in seinem Nothstall sich gefunden; die Maxime, die ihm täglich gepredigt wurde, hatte er befolgt, und seine Lehrer sämmtlich waren mäßig, oder, wie sie der Mutter versicherten, außerordentlich wohl mit ihm zufrieden. Denn er hatte es endlich gelernt, sich in die Menschen zu finden und das Gesicht zu machen, das man eben sehen wollte. In der mathematischen Stunde hatte er es mit einem bejahrten Manne zu thun, der Einwürfe und Zweifel gegen mathematische Wahrheiten für einen sträflichen Angriff gegen die absolute Infallibilität der Mathematik hielt; derselbe forderte unbedingten Glauben und mechanisches Nachbilden der geometrischen Sätze, und Wilhelm machte keine Einwürfe und sprach papageienmäßig nach. In der Moral wurde er bekannt gemacht mit der angebornen Verdorbenheit der menschlichen Natur und mit dem Unvermögen des Menschen zu allem

Guten und mit dem herrlichen Grundsatze, man dürfe keinem Menschen, bevor man ihn nicht genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, trauen; man müsse die Welt nehmen, wie sie sei, und sie sei arg und hinterlistig, pfiffig und kniffig, und es sei Dummheit, gegen den Strom schwimmen zu wollen; man müsse rechtschaffen und ehrlich sein, weil es auch Vortheil und Gewinn bringe und dergleichen Herrlichkeiten mehr, deren Einfluß auf Wilhelms Herz nicht geschildert zu werden braucht. In der Religionsstunde dagegen, in der sogenannten Glaubenslehre, welche inzwischen einem andern Lehrer übertragen worden war, wurde alles bewiesen; die Vernunft, die göttliche Vernunft saß auf dem Throne; was diesen Prüfstein nicht aushalten konnte, wurde verworfen; natürlich blieb von der Glaubenslehre blitzwenig übrig; Alles wurde zergliedert und bis ins Einzelnste verfolgt; das menschliche Gemüth ordentlich anatomirt, und die Anlagen des Herzens bis in die geheimsten Falten dargelegt. Doch wir kennen schon unsern Mann. Den höchsten Contrast bildete dieser Unterricht mit der Empfindelei und schwärmerischen Manier des ersten Religionslehrers. Durch diesen hatte Wilhelm schon frühe die heut zu Tage so gemeine Kunst gelernt, da von Gefühl zu reden, wo er nie gefühlt hatte, Empfindungen zu heucheln, und von Herzensergüssen, sanften Neigungen ꝛc. zu faseln, von denen das Herz nichts geahndet hatte. Als Wilhelm seinen siebenzehnten Geburtstag in einer ebenbürtigen Gesellschaft, und die Erziehung zur Convenienz in dem schmeichlerischen, galanten Benehmen Wilhelms gleichsam eben so viele Triumphe feierte, als heute zierliche Bücklinge anzubringen und niedliche Hände zn küssen waren; beschloß Amanda auf den einstimmigen Rath treuer Freundinen, den holden Jüngling noch ein Jahr in das Gym-

nasium des Ortes zu schicken, an dem sehr berühmte Lehrer arbeiteten, um ihn durch so geübte Meisterhände und durch klassisches Studium zu der Reise nach Italien vorzubereiten, welche Wilhelm in seinem achtzehnten Jahre antreten sollte. Amanda zweifelte gar nicht daran, daß es der umfassenden Kenntniß Wilhelms leicht sei, in zwölf Monaten alle Weisheit der Gelehrtenschule sich eigen zu machen. Aber was hörte sie aus dem Munde der redlichen, unbestechlichen Männer, die Scheinbildung von gründlichem Studium, angeflogenes, angepinseltes Wesen und Allerweltswisserei von kernhaftem Wissen wohl zu unterscheiden wußten und in Wilhelm nichts Anderes erkannten, als den eingebildeten Halbwisser, den glatten Wortmacher, den dünkelhaften Augendiener, den affenartigen Nachbeter, den empfindelnden und empfindlichen Firlefanz! Er müsse, so lautete der, der Mutter zugeschickte Bescheid, von unten anfangen, passe aber überhaupt nicht in die Anstalt; er wisse zu wenig, um seine Unwissenheit einzusehen, und zu viel, um Weniges noch zu lernen. Sie verglichen ihn mit einer abgetragenen, glatten Münze, ohne alles Gepräge, die so glatt sei, daß sie einem unter den Händen entwische. Man wisse nicht, wo man ihn fassen solle, denn er habe keine Ecken mehr; er rede von Allem oberflächlich und glaube Alles gründlich zu kennen. Da ihm nichts mehr neu sei, so habe er auch keine Neugierde, viel weniger Wißbegierde. — Die Mutter überzeugte sich, daß die Lehrer nicht eingeweiht seien in die neuen Unterrichtstheorien; sie nannte sie altmodische Pedanten, und hielt es für das klügste, worin sie Recht hatte, ihren hochgebildeten Sohn von einem Orte fern zu halten, wo er geschulmeistert werden sollte.

Noch einer Anlage Wilhelms und des ihre Ausbildung bezweckenden Unterrichts müssen wir gedenken, ehe

wir ihn auf seine Reise begleiten. Wilhelm besaß wirklich einiges dichterische Talent, eine poetische Ader, welche sich bei Gelegenheit eines Geburtsfestes der Mutter geöffnet hatte. Diese hohe Gabe, die den irdischen Menschen zu den Unsterblichen erhebt und den Besitzer und Andere beglückt, wenn er der Natur getreu bleibt, zeigte Amanda, daß Wilhelm bestimmt sei, einst ein schöner Geist zu werden, und da sie gelesen hatte, daß man keine Knospe unentwickelt schlummern, keine Kraft ohne Nahrung lassen und daß jeder Mensch allseitig gebildet werden müsse; so veranstaltete sie, daß jeden Abend ein poetisches Genie der Stadt mit Wilhelm zweckmäßige Uebungen im Versificiren anstellen mußte. Er brachte es darin so weit, daß er keinen Namens- und keinen Geburtstag der Mutter vorbeigehen ließ, ohne ihr ein Gedicht, an dem freilich der emsige Lehrer oft das Beste gethan hatte, zu überreichen, darin die Reize Amanda's, ihre herrlichen Eigenschaften als Mutter und Gattin, und seine Gefühle der Dankbarkeit und unnennbaren Liebe zu schildern. Wilhelm hatte gewöhnlich die Ehre, diese Arbeit in dem ganzen Kreise liebenswürdiger Damen vorzulesen und laute Bewunderung einzuärndten, bisweilen auch declamatorisch und rednerisch aufzutreten.

So vorbereitet ertheilte ihm Amanda im achtzehnten Jahre ihren Segen und einen gefüllten Beutel, mit welchem Wilhelm seine Reise nach Genf antrat, wohin ihn sein Lehrer der Poesie geleitete. Natürlich ließ man es an Empfehlungsbriefen an dortige große Häuser nicht fehlen, um ihnen die Talente des jungen Mannes als außerordentlich auzupreisen. In Genf sollte Wilhelm mit der großen Welt bekannt werden und nach einem einjährigen Aufenthalte eine Reise nach Italien antreten. Hören wir, warum er hier seine schöne Laufbahn beschloß!

Wilhelm besaß neben einem nicht zurückstoßenden Aeußeren die beliebte Gabe, über nichtsbedeutende Kleinigkeiten stundenlang interessant zu sprechen, einschmeichelnd Frauenzimmern sich zu nähern und ihnen den Hof zu machen. In seinem Betragen zeigte er eine schöne Außenseite, welche die vornehme Welt häufig für hohe Bildung nimmt. Deswegen sahe man ihn in den glänzenden Zirkeln der Häuser, an welche er Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte, sehr gern, und es fehlte ihm daher nie an zahlreichen Einladungen in die ersten Familien. Zugleich drängten sich junge Männer von gleichem Schrot und Korn an ihn heran, in deren Umgange er das angenehmste Leben von der Welt führte. Keine Gelegenheit zu Lustbarkeiten ging ungenützt vorbei; eine Parthie lös'te die andere ab; aus dem Schauspielhause flog man zum Banquet oder zum Balle, zum Spieltische und ähnlichen Dingen; kurz Wilhelm aß, trank, sang, lachte, tanzte, spielte unter Andächtigen den Andächtigen, sagte in einem Athem hundert schöne Lügen, und in ganz Genf sprach man von dem liebenswürdigen und reichen jungen Deutschen. Dieser Taumel der sinnlichen Freude wurde durch die Bekanntschaft mit einer Lais, wozu seine Kameraden ihm verhalfen, noch bedeutend erhöht. Allein dem ungemessenen Genusse folgte bald Gleichgültigkeit, welche nach Veränderung lüstern machte, die Wilhelm mit seinen Helfershelfern auch zu finden wußte. Der junge Wüstling befand sich bei diesem Leben ungemein wohl, und seine Körperkräfte schienen eher zu- als abzunehmen, und wenn an einem Tage keine neue Lustbarkeit von Andern verabredet war, so veranstaltete er selbst eine, wozu ihn die reichen Zuschüsse der Mutter, welche dafür mit einem Gedichte belohnt wurde, vermochten. Genf's schöne Welt buhlte um die Gunst des kräftigen

Jünglings; aber keinem glückte es, ihn zu fesseln. Auch Männer fanden seinen Umgang reizend und unterhaltend, und mancher Scheingelehrte hielt ihn für trefflich unterrichtet. Kam die Rede auf Naturgegenstände, so spielte Wilhelm das Gespräch auf das Perpetuum Mobile, oder die Quadratur des Zirkels, oder den Stein der Weisen, und überzeugte dadurch, daß er von dem Unbekannten, den Geheimnissen der Natur, von dem Unbegreiflichen und Unverständlichen, wenn auch unverständlich zu reden wußte, alle Zuhörer von der Gewißheit, daß ihm das Begreifliche bekannt und geläufig sei. Bei den heiligen Namen der Tugend, Gerechtigkeit, Selbstverleugnung, Liebe ging sein Mund über in Lobpreisungen, und er war im Stande, nach einer durchschwelgten Nacht eine Hymne zu dichten auf die Tugend der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Eben begann der Zeitpunkt zu nahen, wo sich Wilhelm vor lauter Glück unglücklich gefühlt haben würde; denn schon fing Alles an, ihm eckelhaft zu werden; vor lauter Vergnügen wurde er nicht mehr froh; weil er Alles genießen konnte, so mochte er nichts genießen; kein Gegenstand hatte für ihn mehr den Reiz der Neuheit, und nur, wenn der Taumel des Weindunstes seine erschlafften Sinne erweckt hatte, suchte er die gewohnten schändlichen Genüsse. So weit hatte ihn die unnatürliche Erziehung einer eitlen und unverständigen Mutter gebracht; die Natur hatte ihm alle Anlagen verliehen, welche, auf dem Wege der Natur ausgebildet, einen schönen, kräftigen Mann aus ihm erzogen hätten; in der Treibhauswärme war er vor der Zeit ein krüppeliger Mann geworden, ein Bäumchen, das jeder Sturm entwurzeln konnte. Dieser Sturm kam; eine Krankheit stellt sich als Folge der unnatürlichen Lebensart ein, die ihn wegraffte. Amanda war untröstlich und hielt den Tod ih-

res Lieblings für einen Verlust, den die Welt zu betrauern hätte.

Betrachten wir nun, auf welchem Wege August ein besserer Mensch wurde. Das Schicksal spielt mit den Menschen. Vertausche den Sohn des Armen mit dem des Reichen, und du änderst Schicksal, Verdienst und Glück zweier Menschen. Erziehung und Beispiel haben nicht weniger Einfluß auf den Charakter, auf das, was der Mensch leistet, auf seine tugendhafte, oder verbrecherische Gesinnung, als natürliche Lage. Deßwegen kann nur der Allwissende allein über das innere Verdienst eines Sterblichen urtheilen. Wie Mancher, der jetzt den Verbrecher richtet, würde sich beschämt vor dem armen Sünder verstecken, könnte man alle Umstände, jede verführerische Begebenheit, jedes Moment, das den Unglücklichen bestach, gehörig würdigen! Wie Mancher, dessen Namen die spätesten Enkel in die Liste der Menschenfreunde eintragen, würde vielleicht auf dem Rad gestorben sein, wären die Umstände, die ihn verführen konnten, eingetreten! Warum giebt es in den höheren Ständen keine Diebe und Straßenräuber? Weil sich der Vornehme nicht um des Bettels willen, den er stehlen könnte, die Nachtruhe versagt, oder sich durchregnen läßt und der Gefahr eines Katharrs aussetzt. Wer ist der größte Schurke, der, welcher, um die nach Brod schreienden Kinder zu sättigen, auf die Straße schleicht, einen Wagen plündert, in welchem die Gelder liegen, die ein sogenannter Menschenfreund mit 10% den Schuldnern abgenommen hat, oder der letztere; oder der, welcher mit den unentbehrlichsten Lebensmitteln wuchert und alle Jahre eine Summe in's Armenhaus schickt, wofür sein Name in der Zeitung unter den Wohlthätern genannt wird? Was

endlich ist das Einzige, durch dessen Anwendung Verbrechen vorgebeugt wird? Sind's Gesetze, die sich nur darauf beschränken, Verbrechen schonungslos zu strafen? Nein, es sind Erziehung, Aufklärung über das, was gut und bös ist, und Verhütung der Armuth und Noth. Und daß diese Erziehung zum Guten vorzüglich unter der Aegide der religiösen Mutterliebe und durch treue Mitwirkung eines redlichen Lehrers gelingt, bestätigt uns das Leben August's. Luise, August's Mutter, war eine Hausfrau im guten und eingeschränkten Sinne. Sie war nothdürftig unterrichtet worden, hatte in ihrem Leben kein Buch über Erziehung gelesen, kannte keines dem Namen nach, und es fiel ihr nicht ein, daß es eine Kunst der Erziehung geben könne. Dafür aber hatte sie Gott mit einem Herzen voll Liebe und einem zarten, weiblichen Gemüth und so viel Verstand ausgestattet, als man bedarf, daß die Liebe zu den Kindern nicht in thierische Affenliebe ausarte und durch Schwäche das verdorben werde, was durch die Liebe selbst angefacht wird. Wirklich war August ihrer unbegränzten Liebe würdig. Zwar folgte er nicht immer unbedingt den Befehlen der Mutter; aber er wurde doch, so oft sie schmälte, betrübt; es reute ihn, das Verbotene begangen zu haben, und er nahm sich vor, es nicht wieder zu thun, bis die jugendliche Vergeßlichkeit und der Reiz der Sinne ihn zu neuen Uebertretungen hinriß. Hatte er sich etwas zu Schulden kommen lassen, das eine ernstliche Rüge oder Strafe bedurfte, so züchtigte ihn der ernste Vater am Abend mit derben, wenigen Worten, oder, wenn diese nicht fruchten wollten, auch zuweilen körperlich. Denn er meinte, ein Knabe dürfe durch einen Schlag nicht in Nervenzufälle gerathen, und er hielt den kürzesten Weg hier für den besten. Er selbst hatte in seiner Jugend

Schläge bekommen, war brav geworden; warum sollte August nicht durch dieselben Mittel es werden?

Strenge überhaupt behandelte Eschenbach seinen Sohn, und Luise war klug genug, den bessern Einsichten des Vaters beizustimmen, obgleich ihr zartes Herz eine solche Consequenz ihr nicht erlaubt hätte. Doch consequent im strengsten Sinne des Wortes war auch Eschenbach nicht; sondern er behandelte seinen Sohn, wenn unangenehme Geschäfte ihn verdrießlich gemacht hatten, wirklich manchmal etwas hart und strafte oft jugendliche Streiche, die vielleicht nicht einmal hätten hart getadelt werden sollen. Darüber beruhigte ihn nachher der Gedanke, ein erwachsener Mensch müsse sich in allerhand Menschen und Umstände und in die Launen des Geschicks fügen; — warum nicht auch ein Knabe in die nicht besonders schädlichen Launen des Vaters? Je früher der Zustand des Kindes dem Leben der Erwachsenen ähnlich sei, desto besser. Und er irrte sich nicht. — Auf Ordnung hielt Luise sehr viel. August mußte regelmäßig und frühe aufstehen und zu Bette gehen, und zu bestimmter Zeit bekam er seine Speise. Er mußte von allen Gerichten, die aufgetragen wurden, essen, bis er sich gesättigt erklärte; sobald er ein Gericht verschmähte, wurde dieses für die stillschweigende Erklärung des gestillten Appetits angesehen. August hat noch in spätem Alter diese Strenge der Eltern gesegnet; denn ihr hatte er eine fortdauernde Gesundheit und die Freude zu danken, an allen Speisen in verschiedenen, fremden Ländern, die oft nichts weniger als ausgesucht waren, mit Vergnügen die Bedürfnisse seines Magens zu befriedigen. In Eschenbach's Hause vergaß man nie, Morgen- und Abendsegen zu lesen, zum Beginn und Schluß des Tages, um sich würdig auf die Geschäfte desselben vorzubereiten und

dankbar die genossenen Freuden und Leiden desselben zu beschließen. Jedem Male ging ein kurzes Gebet vorher, das August meist sprechen mußte. Die Mutter hatte ihn, als er kaum lallen konnte, ein Abendgebet gelehrt, das er vor Schlafengehen beten mußte, und noch im reifen Mannsalter sprach er die einfachen, schönen Worte desselben mit der tiefsten Rührung, ja es schien ihm, als umwehe ihn dann der Geist der frühe heimgegangenen Mutter, so wie er überhaupt die oben genannten, mit der Muttermilch eingesogenen Sitten in seinem ganzen Leben sehr hoch hielt und ausübte.

Schon vom sechsten Jahre an besuchte er eine wenig berühmte Schule eines ziemlich betagten, noch weniger bekannten Mannes, der den sämmtlichen Unterricht seiner Schule allein besorgte. Von den neuen pädagogischen Kunstgriffen hatte dieser wenig erfahren und noch weniger sich angeeignet. Allen solchen Reformationen feind, die das Gute oft verdrängen, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen; überzeugt, daß der Knabe dann gut und vollständig unterrichtet sei, wenn er das als Knabe lerne, was er als Mann brauche; überzeugt, daß alle Vielwisserei und künstlich gesteigerte Erkenntniß schädlich sei; und treu dem Grundsatze, den er durch zwanzigjährige Erfahrung bestätigt gefunden hatte, dem Grundsatze: „nicht Vielerlei, sondern Weniges gut und gründlich" hatte er zwar keines zahlreichen Zuspruchs, aber doch so vieler Schüler sich zu erfreuen, daß er leben konnte. Auf den mündlichen, zu gewissen Stunden regelmäßig wiederkehrenden Religionsunterricht hielt er nicht viel; so wie er auch meinte, daß Worte nicht das Beste seien und deßwegen auf die Belehrung und Bekehrung des Herzens durch Worte keine Bedeutung legte. Er selbst hatte

an sich die traurige Erfahrung machen müssen, daß durch zu genaue Zergliederung der Religionsbegriffe der ächt religiöse Geist leicht verscheucht werde; er wußte, daß es Gefühle, (heilige, ja die heiligsten) gäbe, die man in Begriffe zu fassen gar nicht versuchen dürfe, um sie selbst nicht zu vernichten, daß es Gefühle (und von der Art seien die meisten ächt-religiösen Gefühle) gäbe, von denen der Mund nicht überginge, sei das Herz noch so sehr damit erfüllt. Er sprach daher selten von Gott, Tugend und Liebe, weil er selten die Stimmung zu besitzen glaubte, von ihnen mit Kraft, Weihe und Salbung zu reden, auch nicht zu den Kraftmenschen gehörte, in eine Sache sich hinein zu versetzen, wenn er nicht darin, oder vielmehr, wenn sie nicht in ihm war. Aber die tiefe Rührung war nicht zu verkennen, die sich über alle Mitglieder der kleinen Schule verbreitete, wenn er ein kurzes Gebet sprach, oder Belehrung über Gott, Bestimmung der Menschen und Tugend ihnen mittheilte, ihnen die Lebensgeschichte Jesu und biblische Geschichten überhaupt erzählte, oder bei Gelegenheit eines Sterbefalles in der Familie eines Schülers Gedanken und Empfindungen über Wiedersehen und Seligkeit der Frommen ausdrückte. Eigene Uebungen zur Beförderung der Wahrheitsliebe, der Gerechtigkeit ꝛc. anzustellen, hielt er für lächerlich; dabei war er aber durchaus wahr und gegen seine Schüler unparteiisch und strenge. Was er angeordnet, befohlen, aufgegeben hatte, darauf hielt er mit außerordentlicher Strenge. Eigentlich war es ihm nicht so sehr um das Erlernte, sondern um das Lernen, Kraftüben, Steigern der Erkenntniß zu thun. Er führte deßhalb seine Schüler nicht auf dem kürzesten Wege, sondern auf dem, der die meiste Ausbeute für Geist und Herz versprach, weiter. Dem muthigen, kraftvol-

len zeigte er einen dornigen, mühsam zu erkletternden Pfad, einem schwächern eine mehr geebnete Bahn, indeß er dem schwachen und hülfsbedürftigen die Hand reichte, damit derselbe nicht strauchle und falle. Der Ruhepunkte, von wo aus man den zurückgelegten Weg gleichsam mit einem Blicke übersehen und die gemachten Erfahrungen in's Gedächtniß zurückrufen konnte, und wodurch den Schülern die erfreuende Ermunterung und der Wagemuth zur rastlosen Fortsetzung der Pilgerschaft wurde, gab es viele. Ja er machte zuweilen Streifzüge mit ihnen in's benachbarte Gefilde, um die Landschaft von verschiedenen Seiten zu betrachten und mannigfaltige Ansichten zu genießen. In der Geschichte der Menschen und Völker lag für ihn ein reicher Schatz zu erhebenden Betrachtungen, obgleich er sich dem sogenannten Moralisiren sehr ferne hielt. Wenn er auch aus der Weltgeschichte wenig dem Gedächtniß seiner Schüler übergab, so wußten sie doch noch nach Jahren eine, einmal erzählte Lebensgeschichte eines Friedrichs des Einzigen, eines Carls des Großen, eines Sokrates, Pythagoras fast wörtlich zu wiederholen. Die Geschichte sei eine Sache für das Herz und die Einbildungskraft, weniger für den Verstand, durch die der Zögling zu Hochgedanken und Hochgefühlen gelange; Gedächtnißübungen aber verscheucheten alle Einbildungskraft und alles uneigennützige Interesse an der Sache selbst. Er gebrauchte sie nicht dazu, für sie manche Erfahrungen daraus abzuleiten, überzeugt, daß die Erfahrung Anderer nicht klug mache, sondern daß das Leben und Erleben selbst die einzig mögliche Quelle aller wahren Erfahrung abgebe. Unser Schulmeister war, wie wir sehen, kein Mann nach der Welt, und am wenigsten ein alltäglicher. Vorzüglich gerne verweilte er bei Betrachtungen über Gegenstände der Natur, bei

den Wundern derselben in der Mineral-, Pflanzen- und Thierwelt, haßte aber auch hier alle Nomenclatur und systematische Beschreibung; er erzählte von ihnen, was die Natur uns werth und lieb macht und wodurch eine lebendige, ehrfurchtsvolle Scheu vor allen Dingen, die Gott geschaffen hat, entstehen konnte und entstand; er lehrte sie die Kenntniß der Sterne und ihre Bilder unter dem freien nächtlichen Himmel, wobei sich alle Schüler immer sehr nahe an ihn drängten, oft auch über die Betrachtung des prachtvollen Gewölbes eine solche Stille eintrat, daß man fast athmen hören konnte. August versicherte in seinem dreißigsten Jahre, daß die Rührung, welche der Lehrer einstmals unter ihnen verbreitete, als er nach dem Heimgang seiner einzigen Tochter ihren Geist angeredet habe, sich so oft wiederhole, als er in der Einsamkeit die Stille des Himmels betrachte. Wohl mochte August vielleicht zu den besten Schülern, die der wackere Mann gebildet hatte, gehören; aber gewiß trug der Ernst dieses Lehrers, seine Wahrheitsliebe und strenge Unparteilichkeit, seine ächte Religiosität, die in Worten sich nicht aussprach, aber über seinem ganzen Wesen dem Kennerauge, (und das Auge des Kindes ist sehr scharf,) unverhüllt und ausgebreitet da lag, und sein kindlicher, offener Sinn und seine Liebe zu den Menschen nicht wenig dazu bei, aus unserm August einen, mehr als gewöhnlichen Menschen zu machen. August hatte seinen Lehrer einmal belogen, wofür er derb bestraft wurde, und er versicherte, daß, so oft in der Folge eine Unwahrheit über seine Lippen schleichen wollte, der Ernst, womit jenes geschehen war, vor sein geistiges Auge trete und die Zunge ihm lähme. Uebrigens ließ die Schularbeit August noch viele Zeit übrig, welche er nach Gutdünken ausfüllen konnte. Gewöhnlich besuchte er mit seinen Kameraden den be-

nachbarten Wald, um hier kriegerische Spiele zu spielen, Vogelnester zn suchen ꝛc. Kam er vor Sonnenuntergang wieder zu Hause an; waren die Kleider nicht allzusehr beschmutzt oder zerrissen; und hatte er die ihm aufgetragenen Bestellungen seiner Eltern gut besorgt: so war nicht die Frage darnach, wo er gewesen, wenn es ihm nicht selbst Vergnügen machte, den geliebten Eltern davon zu erzählen. Durch diese Freiheit war für August eine Quelle der schönsten Jugendfreuden geöffnet, deren er sich stets mit der lebhaftesten Freude ohne die geringste, schmerzliche Rückerinnerung besann, und die jugendlichen Streiche, die er mit seinen Kameraden damals ausgeführt hatte, erheiterten sein Gesicht, so oft er davon sprach. Diese Freiheit stärkte und stählte frühe seine Körperkräfte; diese freien Bewegungen hielten ihn von Jugendsünden ab, oder er wurde gar nicht bekannt mit Dingen, welche für viele Kinder, die in engen Zimmern zusammengepfergt leben, eine wahre Pest werden. August trat, nachdem er bis in's sechszehnte Jahr diese Schule besucht und alles Nothwendige gelernt hatte, in das Geschäft seines Vaters. Der Ernst desselben hatte ihn frühe auf den Ernst des Lebens aufmerksam gemacht; der Liebe der Mutter verdankte er die außerordentliche Zartheit seines Gemüths. Die Erfahrungen, welche die gewöhnlichen Menschen traurige nennen und als den Grund ihrer egoistischen Verschlossenheit angeben, machte er zwar auch; aber sie verschlossen sein Herz nicht den Empfindungen des Vertrauens, der Freundschaft und des Mitleids, machten ihn nur vorsichtiger und bedachtsamer. Denn sein früheres, unbedingtes Vertrauen hatte ihn arglistigen Menschen in die Hände gespielt, die seine Gutmüthigkeit mißbrauchten. Heuchler und Lügner haßte er, und der Schmeichelrede gegen Höhere war

er todtfeind. Vornehmern verzieh er nicht gerne eine Beleidigung; gegen Niedere kannte er keinen Groll; mit Mächtigeren ging er schon deßwegen nicht gerne um, weil sie die ernste Wahrheit nicht gerne hörten, die August zu reden gewohnt war, und auch deßwegen nicht, weil Andere, wie er vermuthete, auf den Gedanken kommen könnten, er sei hochmüthig, oder er suche etwas.

Von seiner Umgebung, Dienstboten und Gehülfen, forderte er viel, weil er selbst viel leisten konnte und leistete; ein gewöhnliches, zwar nicht ganz sicheres Zeichen kräftiger Thatmenschen, nicht untrüglich, weil es auch eitle Müßiggänger, dünkelhafte Prinzen giebt, die in Forderungen eine wahre Virtuosität erlangt haben, ohne selbst etwas leisten zu können. Gegen sich selbst war er sehr strenge, und er übersah die tadelnden Bemerkungen der Welt, wenn sein Inneres ihn frei sprach. Ueberhaupt wollte er mehr sein, als scheinen, ja er war nicht klug genug, oder vielmehr, er war zu viel, um immer den bösen Schein zu meiden, um dessen Beschwichtigung er jeden Schritt für zu theuer erkauft hielt. Den Armen gab er gerne, half ihnen aber lieber durch Rath und That, als durch Geld, um sie, wo möglich, wieder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Vergebens hoffte der eine Unterstützung von ihm, der über sein, ihm beschiedenes Loos winselte und klagte; denn er meinte, der Mensch sei mehr zum Handeln als zum Genießen auf Erden, und mürrisch werden, in leeren Klagen sich ergießen, sei ein Beweis der Feigheit. Am liebsten gab er ungebeten. Nach dem Geben auf die Barmherzigkeit und Wiedervergeltung des himmlischen Vaters hingewiesen zu werden, schmerzte ihn; denn er hatte nicht gegeben, um wieder zu verlangen oder zu erwarten, und so wie August überhaupt als ein streng religiös moralischer

Mensch sich seines Glaubens nicht schämte, sondern ihn vertheidigte, wo er angegriffen oder belächelt wurde; so war er doch allen religiösen Empfindeleien sehr gram. In ihm wohnte die Biederkeit selbst; aber er machte nicht gerne Worte, weil er erfahren zu haben glaubte, daß die Thatarmen und Thatlosen am meisten breite Reden liebten; auch konnte er das Rühmen seiner Handlungsweise sehr hassen. Er war kein Mann für große Gesellschaften, die ihn meist stumm und in sich gekehrt machten, während er in kleinen, vertrauten Zirkeln sehr munter und anregend sein konnte. Die belehrende Unterhaltung kluger Männer schätzte er über Alles, vorzüglich, wenn sie die Thaten des deutschen Volkes und seinen politischen Standpunkt betrafen. Die Franzosen müsse ein ehrlicher Deutsche, wie er meinte, wegen ihres flatterhaften Leichtsinnes und ihrer wortreichen Großsprecherei, die Engländer wegen ihrer ungemessenen Selbstsucht hassen. Gegen das Böse stemmte er sich an, wo es ihm begegnete, und gegen den Strom schwimmend wollte er lieber untergehen, als dem Verderblichen huldigen. Jedem, der es bedurfte und wollte, reichte er gerne die helfende Hand, versprach sich aber in seiner Gutmüthigkeit von neuen Begebnissen mehr schöne Erfolge, als zuletzt herauskamen; ja er war im späten Alter noch im Stande, sich in schöne Träume von glücklicher Zukunft für die Menschen zu verlieren. Er meinte aber, dem, der nicht traue, sei nicht zu trauen; dem, der nichts glaube, sei nicht zu glauben.

August, der des häuslichen Glückes in so hohem Grade werth gewesen wäre, genoß es nicht; kaum ein zwanzigjähriger Jüngling hatte er in heftigem Liebesfeuer einem sechsundzwanzigjährigen Mädchen, die aber alle Reize bestens ausstaffirte, um vor Anbruch ihres Winters sich noch möglichst theuer zu verkaufen und an

den Mann zu bringen, sein Wort gegeben, und obgleich ihn eine geheime Stimme nach mehreren Jahren auf das ungleiche Verhältniß ihres Alters und andere Uebel seiner Braut aufmerksam machte, so unterdrückte er doch diese warnende Stimme, und er hielt männlich das jugendliche Wort. Leider fand August seine Furcht gegründet; sie war kränklich, reizbar, dazu eitel, voll Eigenliebe, Weltsinn, verstand den braven August gar nicht, gab sich auch keine Mühe, ihn zu verstehen oder sich zu ihm zu erheben, und August fühlte sich wahrhaft unglücklich. Aber hier, im Unglück, im größten, das deutsche und als solche einfache Männer kennen, im gestörten Hausfrieden bewährte August das Gold, das wir an ihm erkannt haben. Das Feuer läuterte ihn um so mehr. Er ertrug sein Loos männlich standhaft, christlich fromm, und wollte ihn wohl in Augenblicken einiger Unmuth anwandeln, so vergegenwärtigte er sich den Ernst seines Vaters, die Geduld seines Lehrers, die Liebe seiner Mutter, oder sprach in Gedanken das Gebet, das sie ihn gelehrt hatte und das jedesmal den Sturm seines Herzens beschwor und bändigte. So war August eine stolze Eiche, mit ihrem Gipfel über tausend Gesträuche, wie über die gewöhnlichen Menschen hervorragend, die von Sturm und Orkanen bewegt, aber nicht gebeugt und geknickt werden konnte, sondern die nur desto tiefere Wurzeln schlug, je mehr es um sie stürmte und wogte. In ihrem Schatten ruhten wenige; aber diese wenigen wußten die erquickende Kühle zu schätzen, die sie verbreitete.

IIII.

ueber

Französische Erziehung in Deutschland.

Nach Thatsachen.

Ein Beitrag zu der Nacht des Erziehungswesens.

Vieles und von Vielen ist über den französischen Nationalcharakter geurtheilt und geschrieben worden. Eine große Menge von Reisebeschreibungen von Deutschen und Nicht-Franzosen, welche, wie Ausländer überhaupt, die National-Eigenheiten eines fremden Volkes stets richtiger würdigen und in's Auge fassen, weil sie außer dem Gegenstande, den sie beschauen, stehen, als noch so aufgeklärte, vorurtheilsfreie Männer desselben Volkes, verbreiten sich über den Gesammtcharakter unserer westlichen Nachbarn. So wenig auch die hervorstechenden Eigenschaften irgend eines Volkes dem Menschenkenner entgehen, so ist es doch nicht immer leicht, in wenigen Worten ein getreues Gemälde desselben zu entwerfen. „Das Beste wird nicht klar durch Worte," sagt Göthe, und der Geist läßt sich nicht leicht in den Begriff einkerkern und durch Rede und Schrift mittheilen. Darüber aber sind wir wohl alle, durch Anschau-

ung belehrt, einig, daß dem Franzosen ein flüchtiges, leichtes Wesen, dem Deutschen mehr Ernst und Tiefe eigen ist; daß der Franzose mehr außer sich, der Deutsche mehr in sich lebt und ist. Der Franzose wirkt für Andere, lebt in Andern und für die Gesellschaft, dem Deutschen gilt sein Ich, seine innere Stimme mehr, als das Urtheil der Welt; jener schätzt vorzüglich die Tugenden, welche glänzend hervorstechen, Staunen und Bewunderung erregen. Ja die Tugend hat in seinem Auge oft nur in dem Grade Werth, als das Publikum sie anzuerkennen gesonnen und im Stande ist; der Deutsche achtet mehr auf den Beifall und die Mißbilligung des Gewissens, als auf die vergänglichen Lobsprüche und den trüglichen Tadel der Welt; jener liebt den Schein, dieser das Wesen; jener sucht daher den Schein und erscheint wirklich gewöhnlich mehr, als er ist; der Deutsche ist meist mehr, als er scheint, und wenn es ihn auch erfreut, seine Verdienste anerkannt zu sehen, so ist die von der dankbaren Mitwelt ihm zuerkannte Palme doch nicht das letzte Ziel seines Strebens; und indem der Deutsche die Ueberzeugung hegt, daß der Verlust der innern Zufriedenheit weder durch Stern noch Ordenskreuz, noch durch Ehrensäulen und glänzende Trophäen, noch durch den Besitz von Millionen ersetzt wird, findet sich der liebenswürdige galante Nachbar am höchsten belohnt durch Fürstengunst und Adelsbrief, durch einflußreiche Bekanntschaften und Frauenliebe.

Deswegen giebt der französische Erzieher den glänzenden Talenten seines Zöglings den Vorzug vor der tiefsten Gelehrsamkeit, die mehr für den Menschen ist, als für die Welt; vorzugsweise auf die Erstrebung einer schimmernden Außenseite des Zöglings bedacht, versäumt er leicht die innere, geistige Bildung desselben,

weil diese die Augen nicht besticht, weil sie dem Haufen nicht in die Augen fällt; er bildet nicht den Knaben, damit er für sich ein vollendeter Mensch werde, sondern damit er in vornehmen Gesellschaften, in den Salons der großen Welt, als ein Stern erster Größe funk'le; er bildet daher eigentlich für die Welt. Der deutsche Erzieher hat den Jüngling für sich im Auge, in der Meinung, daß, wenn derselbe für sich etwas Tüchtiges werde und sei, er auch in der Welt den Posten, den die Vorsehung ihm anweiset, ehrenvoll ausfüllen werde. Die Hebel der französischen Schulen sind Ehren- und Schandtafeln, öffentlich ausgesprochenes Lob und Tadel, und schon frühe wird dem Kinde das Urtheil der Welt als höchster Triumph oder als entehrendste Strafe aufgestellt. Im Jahr 1812 wurde auf den ausdrücklichen Befehl des französischen Kaisers in allen Schulen des Reichs dem besten Schüler jeder Klasse eine Denkmünze angehängt, die in einem Adler bestand, der auf Blitzen ruh'te. Das Betragen der Gassenjungen in Worms zeigte bei dieser Gelegenheit ihre deutsche Abkunft. Laut aufschreiend verfolgten sie den ersten Schulknaben, der mit dem neuen Theaterschmuck sich zeigte, und anstatt mit neidisch-eifersüchtigen Augen, wie die ausländische eitle Prunksucht sich geschmeichelt haben mochte, auf den glücklichen Inhaber hinzuschauen, sprachen sie ihren gerechten Unwillen durch Spott und Koth aus! So handhabt eine unverdorbene, scharfblickende Jugend oft die beste Polizei, und der Menschenkenner achtet gerne auf ihre treffenden Bemerkungen, die sich unverholen und wahr aussprechen.

In dem Bisherigen liegen die rechtfertigenden Gründe, warum ich die Erziehung, welche vorzugsweise die Bildung für die Welt beabsichtigt, welche die

Talente und Fertigkeiten, durch welche man die Augen der Menschen in besonderem Grade auf sich ziehen kann (Declamation, musikalische Fertigkeiten, Tanz- und Redekunst, die beliebten Gaben, sich artig und galant zu betragen, glänzenden Schein hervorzubringen, überhaupt ein Scheinleben zu führen), die französische nenne. — Nachfolgende Thatsachen, aus dem engen Kreise meiner Erfahrung, sollen zur Erläuterung des Vorstehenden dienen, und den traurigen Beweis liefern, daß man auch heut zu Tage in unserm Vaterlande noch oft den gefälligen Schein für innere Gediegenheit, das Außengepräge für den innern Gehalt nimmt. Könnten wir Alles, was dem deutschen Charakter ursprünglich fremd, Alles, was durch fast epidemisch gewordene Ausländerei uns angeflogen ist, von uns thun, mit einem Schlage, und an einem Tage zu der oft in Worten gepriesenen einfachen Geradheit unsrer einfachen Voreltern zurückkehren, der ehrbaren Sitte über verfälschte Handlungsweise den Sieg erfechtend — dieser Tag verdiente mit bleibenden Zügen den Tafeln der deutschen Geschichte eingegraben und mehr gefeiert zu werden, als die Tage der größen Völkerschaft, die uns die Freiheit des Leibes erfocht. — Nun die Thatsachen selbst.

1. Vor etwa einem Jahrzehend ist in A. eine sogenannte Zeichen-Akademie entstanden, die sich als Ziel vorgesteckt hat, durch wohlfeilen Unterricht den Sinn für die schöne Kunst des Zeichnens zu wecken und zu beleben. Sie soll dem verborgenen Talente Gelegenheit verschaffen, unter der Leitung geübter Meister an gelungenen Werken die rohe Anlage zum vollendeten Kunstsinn zu steigern, und eine möglichst vollendete Fertigkeit in Ausführung und Beurtheilung sich zu erwerben. Wer wollte diesen löblichen, menschlich-schönen Zweck tadeln? Steht nicht das Gefühl für das Aesthe-

tisch-Schöne, für gefällige Form und Anstand, in naher Beziehung mit dem Wohlgefallen am Moralisch-Schönen? Wer Schönes fühlt, denkt nicht häßlich, und die That ist der Ausdruck der Empfindungen und der durch sie erregten Ideen. Verdienten Beifall zollte man allgemein den Stiftern jener Anstalt, und großmüthig opferten patriotische Bürger jener wohlthätigen Stadt eine Gabe zur Begründung der Anstalt.

Leider aber hat der tändelnde Geist der Zeit, der Geist der Aufschneiderei und der Prunksucht die Vorsteher zu gefährlichen Mißgriffen verleitet. Mitten im Sommer versammelt sich die ehrbare Zunft der Maler, Anstreicher und Pinsler, um kunstrichterlich diejenigen Arbeiten der Jünglinge, welchen vorzugsweise Appollo's Blick zugelächelt hat, herauszusuchen, und um die Verfertiger derselben mit Ordensbändern und Medaillen zu belohnen und zu schmücken. — Wenn der Mensch begonnen hat, seinen Lohn nicht in dem erhabenen Gefühle der durch den glücklichen Erfolg belohnten Mühe, dem süßesten Bewußtsein der schrittweisen Annäherung zu dem fernen Gipfel, wo die Musen wandeln, sondern in dem rauschenden Beifall der unwissenden Menge, in dem Zujauchzen des tollen Pöbels zu suchen; so achtet er die Kunst nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern darum, weil ihre Verehrer, die daher auch gerne der Laune der Menge fröhnen und dem Aftergeschmack schmeicheln und sich zu unwürdigen Darstellungen gebrauchen lassen, wenn das Gemeine an der Tagesordnung ist, mit Ruhm und Ehre belohnt werden. Im Schauspielhause jener Stadt geschieht die öffentliche Preisvertheilung; im Halbkreise sitzen vor dem gafflustigen, zahlreich versammelten Publikum die Kunstrichter, und Pauken und Trompeten sind bereit, den Sieggekrönten schmetternd zu empfangen. Nun nennt der

Präsident den Namen des Helden. Ein unbärtiger Knabe tritt aus dem Kreise der versammelten Jugend hervor, und, den zarten Nacken beugend vor den verehrten Anwesenden, wird ihm eine goldne Medaille an schönem Bande angehängt. Rauschend fällt die Musik ein, und ein lautes Hurrah ertönt durch den weiten Saal. Ein Thränenstrom fließt über die Wangen der gerührten Mutter, im Uebermaß der Freude über den hoffnungsvollen Sohn, der ihrer mütterlichen Zurechtweisung, bei Schritt und Knicks ja nicht gegen die Gesetze der Tanzkunst zu verstoßen, alle Ehre machte und durch die viele Freimüthigkeit, mit der der kleine Held auftrat, sein schönes Talent beurkundete, dereinst in großer Welt sein Glück zu machen.

Ich erzähle nicht Dichtung, sondern Wahrheit. Dort in jener aufgeklärten, reichen Stadt treten unbärtige Kinder im öffentlichen Schauspiele nicht mit edler Freimüthigkeit, wie die mütterliche Affenliebe meint, sondern mit kecker Dreistigkeit und unverschämter Frechheit auf, werden wohl ordentlich vorher dazu angewiesen, damit das bischen Scheu und Schaam vollends aus dem jugendlichen Herzen verwischt werde. Keine Spur von jener liebenswürdigen Schüchternheit und Blödigkeit, diesen mächtigen Schutzgeistern der Jugend vor Verirrungen und Abwegen, wird es in frechem Leichtsinn übersehen, daß mit der Scheu vor Menschen auch die Scheu vor Natur und Gott schwindet. Ich habe 12—14 jährige Buben dort auf offener Bühne und vom Sitze des Rednerstuhles herab eingebläute Reden, deren Inhalt sie weder denken noch fühlen konnten, Gefühle der Dankbarkeit für die Wohlthaten der Bürger und der unverdienten Aufmerksamkeit des Publikums keck-frech heucheln hören, welche von den Erwachsenen mit allgemeinem Applaus aufgenommen wurden, so daß man

nicht wußte, ob man mehr dem Gefühle der Wehmuth über solche schreiende Mißgriffe, oder dem gerechten Zorne über die Verkehrtheit der Menschen sich hingeben sollte.

Aus unserer männlichen Jugend werden dereinst Männer, Staatsbürger, öffentliche Beamte und Vertheidiger des Vaterlandes. Die Welt ist ihre Laufbahn, nicht der enge Raum des Zimmers; die Anlagen der Wohlredenheit sollen daher geübt werden in der Jugend, damit die Jünglinge als thatkräftige Männer frisch, frei und treffend sich auszudrücken wissen. Wir sind nicht der einseitigen Meinung, daß es mit den Fertigkeiten, eine geregelte Correspondenz zu führen, seine Gedanken in wohlgeordnetem Vortrage dem Papiere anvertrauen zu können, genug sei; nein, das Rednertalent ist eine beneidenswerthe Kunst. Vor dem Richter und in bürgerlichen Geschäften, vor dem Gebildeten wie vor dem gemeinen Manne spreche der Mann verständliche und kräftige Worte. Die mündliche Rede hat eine wunderbare Kraft; wo viel geschrieben wird, wird meistens wenig gehandelt, und wir hören den Bekannten hundertmal, ehe wir ihn einmal lesen. Aber Kinderbälle, Theaterpomp, leere Aufschneiderei, hohle Heuchelei der Gefühle, ehe man fühlt, Gedankenschwulst, bevor man angefangen hat, zu denken, das ist französische Windbeutelei und Zierbengelei. Der unbärtige Knabe gehört zwischen die stummen Wände des Schulzimmers und unter die Augen des ernsten Vaters, der das unvollkommne Machwerk des unreifen Knaben gehörig würdigt. Der Mann, nicht der Knabe, nicht der Jüngling trete in die Welt und vor die Welt, fühlt er Kraft und Beruf dazu in sich. Dann werden, wenn mit Selbstvertrauen Bescheidenheit gepaart ist, die Weltverhältnisse ihn nicht zum aufgeblähten Höfling, son-

dern zum gediegenen Manne stempeln, der kräftig da handelt, wo Andere nur aufschneiderisch faseln.

2. Als ein würdiges Seitenstück des oben beschriebenen Jugendfestes stellt sich uns ein musikalischer Verein dar, welcher heranwachsende Jünglinge und Jungfrauen zart umschlingt. Hier versammeln sich wöchentlich mehrere Male junge Leute beiderlei Geschlechts, denen die Natur die Gabe der Philomele oder der Lerche verlieh, um sich dem Dienste der heiligen Cäcilie zu weihen. Wer möchte hier wieder die Sache tadeln, entspräche die Ausführung den Forderungen der Ehrbarkeit und der zarten Sitte? Die Gabe des Gesanges ist ja etwas Köstliches; daher ihn Luther zu den drei Dingen zählte, die vor Narrheit bewahren. Wer Böses im Schilde trägt, der Mörder, der Dieb, der Verleumder, der Heuchler, kann, mit seinen schwarzen Gedanken beschäftigt, die Kehle nicht zur Harmonie des Liedes stimmen. Nur die Reine kann rein singen, und grobe Vergehungen rächen sich alsbald durch den Verlust der Singorgane. Die reine Welt der Töne in schmerzlösender Harmonie oder in dem begeisternden Marsche, von der wildrauschenden Symphonie eines Beethoven bis zur schmelzenden Musik des Kuhreigens, erregt an sich gewiß nur edle, rein-menschliche Gefühle. Aber doch führt keine Beschäftigung so viel Gefahren für das unbewachte Herz herbei, als das Tändeln mit musikalischem Spiele. Daher sollte der besorgte Vater nur in ausgesuchtem Kreise seine Tochter singen und spielen lassen. Darum sollte der Vorsteher einer musikalischen Gesellschaft ein ernster, sittlicher Mann sein, und darum verdienen die Vorsteher jener Anstalt, und vor Allem die Eltern, weil dort bemanschettete Gecken und pomadisirte Helden eine Rolle spielen, die ernstesten Vorwürfe. Wie kann es anders sein, als daß

hier Gelegenheit geboten wird zur verderblichen Kokketterie und zum Unheil-bringenden Liebesverständniß. Wenn die Stimmen sich im Wechselgesang zart verschlingen, zum gefühlvollen Duette sich vereinigen, der Inhalt der italienischen Arien das Geständniß der Liebe erleichtert; so wird ja leicht die wichtige Wahl des künftigen Gatten durch das Ebenmaß der Stimmen irregeleitet, unbekümmert um den gleichen Klang der Herzen. Musik und Poesie zaubern uns ein Paradies vor, das die Wirklichkeit nicht kennt; sie berauschen Einbildungskraft und Phantasie, diese Trüger der sanften Empfindungen und der Liebe. Außerdem findet die jugendliche Eitelkeit in jenem Vereine volle Nahrung. Monatlich überzeugen sich Eltern und Freunde in einem öffentlichen Concerte von den Fortschritten des musikalischen Vereins, wo man unbedingtes Lob mit freigebigen Händen spenden sieht. Und wenn nun noch am Jahresschlusse den besten Sopranistinen Medaillen und Kreuze öffentlich umgehängt werden, wie es geschieht, so scheint wirklich Alles gethan, um das jugendliche Herz im Weihrauchdampfe zu berauschen. Würde es doch weniger vergessen, daß der schönste Wirkungskreis der Frauen der häusliche Verein ist, daß der Familienzirkel ihre Welt sein sollte, daß hier im Verborgenen die zarte Pflanze des weiblichen Herzens geschützt ist vor dem schreckenden Nord des ungeziemenden Lobspruches und der leeren Schmeicheleien, daß hier die schönste Tugend wahrer Weiblichkeit allein nur sich entfaltet. Wenn der Knabe und Jüngling den besten Theil seiner Bildung durch die Welt erhält, so behüte uns der Himmel vor der Bildung des Mädchens und der Jungfrau durch die Welt. Mögen Frauen mit männlichem Geiste in die Bahn der Männer treten, Schriftstellerinen und Heldinen, und, wer weiß, was sonst noch,

werden; mag die Geschichte eine Jungfrau von Orleans preiswürdig finden; mag jeder Mensch ergreifen und umfassen, wozu innerer Drang und Beruf ihn berechtigt: nur müssen Weltfrauen auf Männerliebe stets verzichten. Achten und bewundern können wir wohl die sogenannte große Frau, aber lieben nur die liebenswürdige. Wer einmal ergriffen ist von der verderblichen Begier, seine Tugend zur Schau zu tragen, der hat seinen Lohn dahin; in der Stille Gutes zu wirken, und sich begnügen mit dem erhabenen Bewußtsein der erfüllten Pflicht, ist nicht seine Sache, denn es wird ja nicht gesehen; groß zu werden vor Gott, nicht vor Menschen, durch ununterbrochene, strenge Uebung schwerer Berufspflichten, durch die stillen Tugenden der mäßigen Sparsamkeit und Ordnungsliebe, der unbestechlichen Redlichkeit und Gerechtigkeit — das mag die verdorbene Welt nicht, die sich mit schnellen Schritten in ein großes Theater umwandelt, auf dem Bettelprinzen, an Geist und Herz lügenhafte, verzuckte Tugendhelden spielen. Das ist das Schlimmste, was der ehrliche Deutsche von dem Franzosen gelernt hat, den die Natur zum Komödianten stempelte; das ist die gepriesene Aufklärung von jenseits, die uns gezeigt hat, daß es leichter ist, etwas zu scheinen, als zu sein, anstatt daß dem treugebliebenen Deutschen die Sittlichkeit mehr gilt als die Schicklichkeit.

3. In einer der ersten Städte des südlichen Deutschlandes wurde vor einem Jahrzehend von einem Erzieher ein merkwürdiges Beispiel gegeben, wie weit Irrthum und falsche Ansicht verleiten könne. Die Absicht dieses Mannes war, dieses Zeugniß bin ich ihm, meiner Ueberzeugung gemäß, schuldig, rein; er liebte das Gute, beförderte es nach Kräften, wo es sein konnte, und da er glücklich erziehen zu können wähnte, so un-

ternahm er ein „Töchterinstitut.“ Nach Analogie der damals mit Beifall aufgenommenen Gall'schen Organen- und Schädellehre hatte sich die Meinung in ihm festgesetzt, daß jede einzelne Tugend, von der andern gleichsam geschieden und in einem abgesonderten Gemache des Herzens thronend, zu ihrer Ausbildung ganz besondere Uebungen erfordere. Die Sache ist zum Scherze wirklich zu ernsthaft, und mir zu heilig, und der Erfolg zu lehrreich, als daß ich mir hier das Spotten erlauben sollte. Der vom Rechten wirklich ergriffene, aber irrende Mann stellte, also seinem Systeme gemäß und der sogenannten allseitigen Ausbildung wegen, Uebungen der Wahrhaftigkeit, der Treue, der offenen Rückhaltlosigkeit, der freundschaftlichen Gesinnungen, der aufopfernden Menschenliebe, der Eltern- und Geschwisternliebe, Uebungen des kindlichen Gehorsams gegen Gott und ihn, Uebungen der ungeheuchelten Frömmigkeit an; es gab Uebungen zur Bildung des Witzes, des Scharfsinnes, zur Belebung der Einbildungskraft, zur Steigerung der dichtenden Phantasie; ja der Mann ging in seiner anatomischen Zergliederung des weiblichen Herzens so weit, seinen Zöglingen vor der Lection zu verkündigen: jetzt wolle er diese oder jene Anlage, z. B. der Wahrhaftigkeit, der Frömmigkeit, des Witzes, der Phantasie ꝛc. in Thätigkeit setzen und ausbilden. — Der Irrthum dieses Mannes war stark, sehr stark; aber gestehen wir es (und diese Erfahrung wird jede aufmerksame Mutter bestätigen), in der Erziehung der Kinder ist das Rechte und Wahre immer zu treffen, schwer und Irrthum sehr leicht; und wer jedes Kind nach Verhältniß seines Temperamentes und seiner Gemüthsbeschaffenheit, die unter Geschwistern oft himmelweit verschieden ist, unter allen Umständen und Begebenheiten des häuslichen Kreises, ohne daß augenblick-

liche Laune auf die zur Richtschnur genommene Consequenz nachtheiligen Einfluß hätte, stets zweckmäßig zu behandeln weiß, es nicht nur weiß, daß bei diesem Kinde zu viel ist, was jenem nicht genüget, sondern auch in den Mitteln zum Zwecke nicht fehlgreift, der ist der wahre Meister seiner Kunst, einer Kunst, die man, was auch Andere sagen mögen, niemals auslernen und noch weniger durch Worte erschöpfend darstellen kann. Sie, die wahre Erziehungskunst, ist die Mitgift der Natur, der köstlichste Schatz der schönen Weiblichkeit, die leitende Stimme eines freundlichen Genius. Was ohne die natürliche Anlage zu diesem schönen Berufe der rechnende und prüfende Verstand, die kalte Speculation vermag; in welches unselige Labyrinth von vergiftenden Irrthümern der pure Verstand verwickelt, sehen wir an jenem Beispiel. Diese Bemerkung könnte den guten Vater, die liebende Mutter, ängstlich und verzagt machen, und Aengstlichkeit und verzagte Unentschlossenheit schaden nirgends mehr als in der Erziehung. Vernünfteln und Klügeln ist hier das Verderblichste. Nichts Besseres aber wüßte ich dem Verlegenen zu rathen, als jenem Grundsatz zu huldigen, den der Handelsstand gegen jenen Monarchen, welcher die Frage an sie richtete, welche Mittel zu ergreifen wären, um der Industrie und dem Handel zu immer steigendem Flore zu verhelfen, durch die Antwort äußerte: Sire, laissez nous faire. Thätig sein, spielen, kindlich leben, tüchtig lernen und üben lasse man die Kinder, und wenn der erzürnte Vater, die entrüstete Mutter hier und da sich zu einem übereilten Schritte hinreißen läßt, so mögen sie bedenken, daß ein derber Ritterschlag das Kind noch nicht verdirbt, wenn Eltern und Kind übrigens im rechten Verhältniß zu einander stehen. Wir Erwachsene müssen uns so manchen empfindlichen Schlag des

Schicksals gefallen lassen und hinnehmen, warum nicht auch die Jugend? Wahre Elternliebe weiß in dem eintretenden Momente, wo nachzulassen und wo zuzufahren ist; aber freilich bleibt es, obgleich die Erfahrung es lehrt, daß die Natur das meist wieder gut macht, was die Menschen in ihrer Beschränktheit verderben, und daß Zufall, Verhältnisse und Noth, diese mächtige Hälfte des Duumvirats unserer Weltherrschaft, wahrhaft erziehen, indem wir oft nur verziehen — dennoch bleibt es untrügliche Wahrheit, daß in manchen Erziehungshäusern auf eine ewig-unverantwortliche Weise gesündigt wird.

Wenn jener feindliche General auf die Frage: was er zur glücklichen Führung des Krieges für nothwendig erachte, drei Dinge verlangte: Geld und wieder Geld und nochmals Geld, so fordert der weise Erzieher drei Dinge für das glückliche Gedeihen der Jugend: Gehorsam und abermals Gehorsam und nochmals Gehorsam. Gehorsam ist des Kindes erste, heilige, ja einzige Pflicht. Und diesen Gehorsam will des Kindes Natur. Alle Kunst, so lange sie Kunst bleibt und nicht Natur wird, ist gefährlich und verderblich, und nochmals sei es gesagt, daß Speculation allein zu Irrthum verleitet, den wir in der Art und Weise, wie jener Erzieher, von dem ich rede, die öffentliche Prüfung veranstaltete, bis zum Aeußersten gesteigert sehen. Nachdem er anderthalb Jahre an heranwachsenden Mädchen aus gebildeten Ständen seine Kunst versucht hatte, lud er in sicherem Bewußtsein seines guten Willens und in der lebendigen Ueberzeugung eines glücklichen Erfolges, das achtbare Publikum zu einem öffentlichen Examen ein. Man fand sich in Menge ein; auch die Studenten des Ortes — es war eine Universität dort — kamen zahlreich, zur Befriedigung ihrer Neugierde. Um

einen untrüglichen Beweis seiner strengen Gewissenhaftigkeit zu geben, forderte unser Ehrenmann jeden Anwesenden auf, gefälligst die Prüfung selbst zu übernehmen, und namentlich über die weiblichen Tugenden an die Jungfrauen Fragen zu richten. So wie der verleumdungssüchtige Bösewicht jeden ungerufen erscheinenden Anlaß gerne benutzt, um durch zweideutiges Achselzucken, oder durch schlimmdeutige, hingeworfene Redensarten, oder durch frei ausgesprochene, halbwahre Erzählungen das Gift der Schlange, die an seinem verdorbenen Herzen Nahrung findet, über den unbescholtenen Ruf eines beneideten Mannes auszugießen; so benutzten einige kecke Akademiker jene Einladung, um ihren frivolen Spott mit jenen aufblühenden, jugendlichen Blüthenknospen zu treiben, und sie verlangten von den zu Prüfenden Erklärung über die Tugenden des Weibes. Anstatt, daß zu wünschen gewesen wäre, eine ihrer inneren Würde sich bewußte Jungfrau hätte durch die erste Antwort die frivolen Witzlinge so abgeschreckt, daß ihnen die Lust zu einer zweiten Frage vergangen wäre, so hatte es der verdiente Lehrer in seiner abrichtenden Kunst so weit gebracht, daß die Schülerinen ohne Schamröthe die strengsten Definitionen zu geben wußten über das, was wahre Frömmigkeit heiße, was man unter Ordnungsliebe, häuslichem Sinne, ehrbarer Sitte, kindlicher Liebe und andern Tugenden verstehe. Mit königlicher Freude endigte der Lehrer diesen bezaubernden Akt damit, daß er die vorzüglichsten Jungfrauen, d. h. diejenigen, welche am regelrechtesten über die edelsten Güter der Menschheit zu schwatzen wußten, mit Medaillen und Kränzen schmückte. Anstatt hier unserm Ehrenmann gebührend den Text zu lesen, möge es mit der Erwähnung der Bemerkung eines schlichten Bürgermannes, der zugegen war, genug

sein, welcher meinte, die Sache gefiele ihm nicht recht, und es rege sich in seinem Innern ein Gefühl, das dunkel zu ihm spräche, mit diesen Redensarten sei es doch eigentlich nicht gethan. Vermuthlich verbreitete sich diese Ansicht nach und nach weiter, als für die Blüthe der Anstalt gut war; denn nach wenigen Jahren sah der Gärtner seine Pflanzschule von so wenigen besucht; daß er sich entschloß, unter günstigerem Himmelsstrich an dankbareren Menschen seine Künste zu versuchen.

In der bisherigen treu geschichtlichen Darstellung haben wir nur die Mißgriffe von Männern kennen gelernt, durch welche sie sich an demjenigen Theile der Gesellschaft, von welchem eine höhere Bildung der Menschen vorzüglich abhängt, oft gegen ihren Willen und ihre Absicht versündigten. Gemeinlich rühmt man, an dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise ein feines Gefühl, einen geschickten Takt, mit dem es weiter reichen soll, als die Männer mit ihrem geschärften Verstande. Vielleicht sind also Frauen vor ähnlichen Mißgriffen durch diese schöne Gabe der Natur, welche sie, ohne daß sie oft selbst wissen, warum, mit einem neuen Gegenstände in freundschaftlich-sympathetische, oder in widermärtige Lage versetzt, bewahrt geblieben, und vielleicht wäre die Erziehung der Jugend ihren zarten Händen am besten zu überlassen. Leider rechtfertigt die Erfahrung, die hierüber allein ein entscheidendes Urtheil zu fällen im Stande ist, diesen frommen Wunsch nicht, was die nachfolgenden zwei Beispiele beurkunden, in deren Erzählung ich mich aller zu weit führenden Nebenbetrachtungen möglichst zu entschlagen suchen werde.

Im Winter $18^{16}/_{17}$ erhielt ich in einer freundlichen pfälzischen Stadt, der Wiege der dramatischen Kunst am Rhein, wo ich einige Tage zubrachte, eine Einla-

dung zur Theilnahme an einem Familienfeste einer mir als sehr gebildet bekannten Dame. Eine große Gesellschaft war hier beim Thee versammelt, die Damen in schönem Kranze sitzend, die männlichen Glieder der Assamblee ringsum stehend, entweder in den Ecken zusammengedrängt und den losen Faden der Unterhaltung mühsam festhaltend, oder hin und wieder den Damen gefällige Artigkeiten sagend, was man aus der holden Miene, mit welcher das schöne Geschlecht die Bemerkungen derselben aufzunehmen geruhte, leicht erschließen konnte, wenn man auch gerade nicht so glücklich war, nahe genug zu sein, um von der geistreichen Unterhaltung Einiges zu profitiren. Die Gesellschaft schien überhaupt zu gemengt und die Interessen der Einzelnen zu ungleichartig, als daß es zu einer allgemein belebenden Unterhaltung gekommen wäre, und man begnügte sich damit, hier und da vorsichtig einen Vorposten auszuschicken, um die Gesinnung der Anwesenden zu recognosciren. Ehe auch der Wein das beklemmende Zungenband lösete, verkündigte die verwittwete Frau des Hauses, daß heute ihr Geburtstag gefeiert werde, und daß sie innig wünsche, die verehrte Gesellschaft durch ein kleines Schauspiel, welches ihre theure Schwägerin (die von einer gelehrten Reise kürzlich aus Griechenland zurückgekommen war, aus jenem gelobten Lande den Doctortitel mitgebracht, und durch ihr sichtbares Bestreben, die Unterhaltung auf schön-geistige, gelehrte Gegenstände zu lenken, unsre volle Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte) ihr zu Ehren ausgearbeitet habe, wenigstens nicht zu langweilen. Sämmtliche Anwesenden antworteten mit einer Verneigung. Die Männer beugten ihre geschmeidigen Rücken, wie die Pappel vor dem wüthenden Orkane und legten dadurch den Beweis ab, wie ungerecht man unserm Geschlechte

den Vorwurf der Derbheit und des ungalanten Betragens mache. Indem eröffnete Frau X., so will ich die heute Geborne nennen, den langen Zug zu einem Saale, der durch seine reiche Verzierung und glänzende Beleuchtung unsere Augen blendete; indem wir vor einem niedergelassenen Vorhange höflichst Platz nahmen. Jetzt rollt derselbe in die Höhe; auf einem Altar brennt eine Opferflamme und vor demselben knieen drei reichgeschmückte Kinder (Tochter und Sohn der Frau X. und die Tochter der gelehrten Schwägerin); die Binde schmückt ihr Haar, seltene Blumen ihre Brust und mit gen Himmel gerichtetem Blicke erhoben sie die zarte Stimme, eine Hymne abzusingen. Der Inhalt war ein Lob- und Danklied gegen den Menschenvater, der die liebende Mutter, die gute Tante ihnen geschenkt und bis diesen Tag erhalten habe. So eben verlor sich der letzte Ton der Melodie, als die Griechin hinter den Coulissen hervorsprang, und mit verstellter Verwunderung nach der Bedeutung des seltsamen Betragens der Kinder fragte. Dieses gab denselben Gelegenheit, des Zweckes des Festes zu erwähnen, und die Tugenden der verehrten Mutter auseinanderzusetzen. Hier hörten wir die unermüdliche Liebe und Sorgfalt der Frau X., ihre mütterliche Zärtlichkeit, die hohe Bildung ihres Geistes und andere schönen Eigenschaften, an denen zu zweifeln fürwahr Niemand mehr einfiel, enthusiastisch lobpreisen aus dem Munde der zarten Kindlein; ihre Begeisterung über die Erhaltung des hohen Wesens, das sie Mutter zu nennen das unverdiente Glück hätten, erhob sich in gereimten Versen bis zu den Wohnungen der Unsterblichen; die gekrönte Schwägerin fiel in künstlichen Jamben ein, und führte emphatisch das Bild aus, zu dem die Kinderwelt die ersten schwachen Farben aufgetragen hatte, und vollendete so schön das

schöne Ganze. Dann führte sie das Drillingsgestirn zur strahlenden Sonne hin, und von den knienden Kindern empfing die thränengerührte Mutter den schönen Kranz aus Rosen, Vergißmeinnicht und Veilchen, die ein emsiger Fleiß in der Treibhauswärme der kargen Natur abgetrotzt hatte, künstlich geflochten.

Die Anwesenden schienen ganz dem Irdischen entrückt, denn ihre stammelnde Zunge setzte ungereimte Worte zusammen, die ihren verdienten Beifall, ihre innigen Wünsche für die möglichst lange Lebensdauer der gütigen, vortrefflichen Frau X., und ihre Hoffnung, den süßen Lohn ihrer Bemühungen durch das glücklichste Loos so trefflicher Kinder belohnt zu sehen, bezeigen sollten. Erst spät trennte man sich, und in den nächsten Wochen erzählte man sich allenthalben von der geschmackvollen Anlage des Festes und dem ausgezeichneten Talente, mit dem Frau X. ihre Kinder erziehe. — Wo die Sache für sich spricht, da bedarf es nicht der Auslegung und der Deutung.

5. Daß die meisten Menschen durch Umstände und eigne Wahl auf einem Posten stehen, der von einem Andern besser ausgefüllt werden könnte, und daß sie dagegen an einer andern Stelle zum Heil ihrer selbst und der Welt nützlicher würden, ist eine eben so alte, als wahre Bemerkung. Ist es nicht wahr, daß der Verstandesmensch nach Phantasie, der Einbildungsreiche nach logischer Tiefe, der Ehrlose nach hohen Ehrenstellen, überhaupt viele nach Dingen streben, die sie zu erreichen, von Natur und Verhältnissen nicht bestimmt sind? Verbinde den Erwerb eines Gutes, das der Sterbliche, weil es ihm nahe liegt und der Genuß desselben ihm täglich erlaubt ist, nicht schätzt, mit einem fast unübersteiglichen Walle von Hindernissen, und du siehst ihn aus allen Kräften darnach ringen! Leider be-

stätigt sich jene Erfahrung, daß wir uns in Verhältnisse hinein drängen, zu denen uns die Natur nicht berufen hat, auch im wichtigen Berufe des Erziehers. Ueber alle Schwierigkeiten sich hinaus setzend, sich tröstlich mit dem buchstäblich-wahren Sprichwort: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand" (das nur in der Anwendung, die man davon macht, grundfalsch ist, indem Menschen, vorurtheilsvolle, leichtsinnige Menschen oft denen das wichtige Amt der Menschenerziehung anvertrauen, die besser hinter dem Pfluge hergingen, und leider da Gewerbefreiheit gestatten, wo die größte Beschränkung statt finden sollte), von allen Forderungen des Amtes an den Mann aber absehend, sehen wir ausgediente Invaliden, verdorbene Kaufleute, entlaufene Friseurs und exilirte Emigranten in's Erziehungsfach sich eindrängen, und ihren Nothanker an das Seelenheil junger Menschen anknüpfen. Es giebt wenig geborne Könige, Gesetzgeber und Dichter; aber nicht mehr Erzieher, die die Natur dazu stempelte, und was die Kunst allein hier vermag, sehen wir allzu deutlich an den verkrüppelten Zierpuppen, an den glatten Allerweltsmenschen, welche in den Instituten, diesen Treibhäusern der Menschenbildung, verflacht und so geglättet worden, daß zwar keine Ecke mehr an ihnen ist, an die man sich stoßen könnte, denen aber auch die Handhabe fehlt, an der sie zu greifen wären. Zu allem Andern verdorben, hält der Schlechteste zum Schulmeister sich noch für gut genug; und wer das Bürstenbinden nicht lernen konnte, ist noch zum Erzieher nicht verdorben. Den meisten Instituts-Vorstehern und Vorsteherinen war die Bildung der Jugend eine Aushülfe in der Noth; Frauenzimmer, denen die Natur Reize und Plutus den Mammon versagte; die vergebens sich bemühten, mit dem lockenden Köder an der

Angel mit Ehren sich an den Mann zu bringen, werden Gehülfinen der Eltern, Kammerjungfern, oder sie fangen eine Schule, ein Institut an. Und die Menschen sind thöricht und gewissenlos genug, ihr liebstes, ihr köstlichstes Kleinod Leuten zur Erziehung hinzugeben, die selbst unerzogen sind, die vormundschaften wollen, da sie doch selbst des Vormundes bedürften; ja die Menschen sind an vielen Orten so verkehrt, daß, ungeachtet sie beim Ankaufe der geringsten Waare auf Dauerhaftigkeit, innern Werth und Gehalt sehen, bei der Bildung der Jugend oft den leeren Schein für das Sein, die glänzende Aussenseite für Gediegenheit, die schimmernde Ausstaffirung und Anpinselei für baare Münze und innern Gehalt nehmen. So wollen es viele Menschen, und diese Verkehrtheit benutzend und die Welt betrügend, weil sie scheinbar betrogen sein will, verbergen viele Erzieher ihre elende Erbärmlichkeit hinter ein vornehmes Aushängeschild, und machen das, was die Welt sein Glück machen nennt. Glaubt ihr, daß ein redlicher Mann, ergriffen von der hohen Bestimmung des Menschen, und durchdrungen von der innern Wichtigkeit seines Berufes, und auf's gewissenhafteste seine schwere Pflicht in der Stille erfüllend, ohne äußeres Gepränge, ohne leeres Wort- und Schellengeklingel, ohne lobsprecherisches Dickthun und Aufschneiden, glaubet ihr, daß dieser seltne Mann von der Mehrzahl der Vornehmen er- und gekannt, gesucht und geschätzt, geliebt und geehrt sein, und sein Glück machen werde, daß seine Anstalt vor allen andern wie sie es verdiente, eine beträchtliche Anzahl von Zöglingen zählen würde?

Nichts weniger; Hunger und Kummer würden an vielen Orten sein Loos sein. Ferne sei es daher, daß wir bei dieser verderblichen Scheinsucht der Menschen,

über das Bestreben derer, welche ihrem Garten eine gefällige Außenseite zu geben bemüht sind, rücksichtlos den Stab brechen, und lieblos aburtheilen, wenn anders ihr Wille unwandelbar auf das Gute und Wahre gerichtet ist und ihnen ein Ideal vorschwebt, dem sie ernstlich entgegenstreben, sollte es auch nimmer erreichbar sein. Nur seien wir stets überzeugt, daß da, wo persönlicher Vortheil im Spiele ist, die Menschen uns ihre schönste Seite zeigen, hinter welchem dem aufmerksamen Beobachter die Schattenseite nicht verborgen bleiben kann. Dazu ist das Beispiel der Frau M. ein Beleg. In ihrem weiblichen Erziehungsinstitute pflegte sie im Laufe des Winters zuweilen größere musikalische Unterhaltungen zu veranstalten und zur Theilnahme an demselben die Eltern der mit ihren musikalischen Fertigkeiten auftretenden Kinder, auch andre Freunde und angesehene Personen einzuladen, deren Anzahl sich wohl manchmal auf hundert belief, so daß also eigentlich ein zahlreiches und gemischtes Publikum versammelt war. Einem solchen Abende hatte ich das Vergnügen beizuwohnen, und es möge mir erlaubt sein, den Hergang der Sache mit wenigen Worten zu erzählen.

Die musikalische Unterhaltung eröffnete ein Chorgesang sämmtlicher Mädchen unter Begleitung des Flügels, den die Gehülfin der Frau M. spielte. Dann folgten die einzelnen Mädchen und Jungfrauen, mit Spiel und Gesang abwechselnd auftretend. Unter denen, welchen eine Arie aufgegeben und die als Sängerinen auf dem Repertorium angegeben waren, befand sich ein erwachsenes Frauenzimmer von ungefähr achtzehn Jahren. Sittsamkeit und bescheidener Anstand verrieth ihr schönes Aeußere, und mit sichtbarer Verlegenheit und blöder Schamhaftigkeit trat sie, bereits mehrmals dazu

aufgefordert, an den Flügel. Ihre ängstliche Beklommenheit erlaubte ihr kaum hörbare Töne hervorzuzwingen, und bei den Bessern der Gesellschaft erregte diese Scene gewiß eine innige Theilnahme an dem zart fühlenden Mädchen, dessen Schüchternheit nur dazu geeignet sein konnte, Hochachtung und Liebe zu erwecken. Wer hätte sie nicht gerne in den verborgenen Winkel abtreten sehen, um ihr die beklemmende Angst und sich selbst eine peinvolle Lage zu ersparen! Nicht so die Vorsteherin; überzeugt, daß so übergroße Schüchternheit dem gebildeten Frauenzimmer wenig anstehe, und die wenigsten Männer ein verborgenes, lieblich duftendes Veilchen zu finden wissen, daß dagegen die stolz aufgeblühte Rose den Blick aller Kenner unwillkührlich auf sich ziehe; überzeugt, daß der demüthigen, zurückgezogenen Bescheidenheit selten Wolken von Weihrauch duften, und daß, um sein Fortüne in der großen Welt zu machen, freie Unterhaltungsgabe, und die Kunst, seine Talente geltend zu machen, unumgängliche Erfordernisse seien; vielleicht auch, weil sie durch den wirklich schönen Gesang der Jungfrau einen Haupteffect auf die Herzen der Zuhörer erwartete; kurz, Frau M. nöthigte das arme Mädchen durch drohende Feuerblicke und zwar zierlich klingenden Zuspruch, der aber durch ein Etwas, das wohl empfunden, nicht beschrieben werden kann, in jedem Falle aber sehr beißend war, zu einem Wiederholungsversuch, der, zu meiner, ich leugne es nicht, innigsten Freude, noch mehr mißlang und mir die zärtlichste Theilnahme an dem herrlichen Mädchen einflöß'te. In meiner Nähe hörte ich bei dieser Marterscene einen lorgnirenden, pomadisirten Straßburger Stutzer, der, wie die meisten jener Stadt, die schlechten Manieren und Grundsätze der Franzosen mit ihrer Sprache angelegt und den tiefen Ernst der Deutschen

abgelegt hatte, ohne des Bessern des französischen Charakters theilhaftig zu werden, die feine Bemerkung machen: „Schade, sehr Schade um diese Junogestalt, die ohne diese fatale Ziererei sehr liebenswürdig sein könnte, indessen hoffe ich, wird sich das wohl noch geben;" — Nachdem hierauf einige kleine Kinder ihr Möglichstes zum Besten gegeben, worauf das versammelte, gebildete Publikum mit allgemeinem Applaus einstimmte, wahrscheinlich, um ja recht frühe den Keim der weiblichen Eitelkeit in den jungen Herzen zu befruchten, stellte eine reife Jungfrau den heitern Frühlingsmorgen auf dem Antlitz der Frau M., welches sich durch die oben beschriebene Sprödigkeit in düstere Falten gelegt hatte, wieder her, und überall, wohin sich Frau M. nur zu wenden beliebte, lächelte das männliche Publikum ihren scharfsichtigen Bemerkungen, noch ehe sie, wegen des langsamen Wellenschlags der Luft den weiten Weg von dem Munde zu den gespitzten Ohren der Gebückten zurückgelegt hatten, ungetheilten Beifall und einstimmig unbedingte Huldigung zu. Ich glaube gar bemerkt zu haben, obgleich ich noch jetzt meinen Augen nicht recht traue, daß ein ergrauter Kriegsheld, mit Ordensband und derbem Schnurrbart geziert, an dessen Fuß der Sporn klirrte, zum Handkuß zugelassen wurde; oder ist's besser, wenn ich sage, zum Handkuß sich erhob, oder erniedrigte? Denn bei dieser kitzlichen Frage kommt doch Alles auf das Verhältniß der Menge der Ahnen, leider in Conflict gerathenen Parteien an! — Eine Jungfrau also trat auf, besser eine Demoiselle, denn ihr Anstand war zierlich und graciös, ihre Haltung superb, ihre Manieren göttlich, ihre ganze Tournüre einzig, und zeigte von eben so feinem Geschmack als ihre Reden von zarter Delikatesse, so daß sie die ungemessenen Lobsprüche des lorgnettirenden deutsch-

französischen Zwitters aus Straßburg zu verdienen das Glück hatte. Derselben Meinung war ein anwesender Erzieher desselben Ortes von ausgezeichneter Celebrität, dessen Ruhm durch die Posaune des weisen Morgenblattes von der Quelle des Rheins bis zur Mündung der Weichsel erschollen war, und welcher der preiswürdigen Demoiselle seinen Beifall durch vertrauliche Tätscheleien zu erkennen gab. Von jetzt an hat man es als einen Charakterzug der Deutschen erkannt, daß sie auf den Inhalt der Rede mehr sehen, als auf die Form, mehr auf den Geist des Buchs, als auf den Einband, weniger auf das Kleid, als auf den Mann, mehr auf Handlung, als auf Worte; und um diesem nicht genug geschätzten Vorzug, so viel an mir war, nachzustreben, fiel mir die Frage ein, welches der Text der schönen Arie sein möchte, welche die Demoiselle so graciös vortrug. Die Demoiselle sang — hiermit endigte jener musikalische Abend und zugleich mein standhafter Bericht — eine Arie, deren Strophen jedesmal mit dem Seufzer endigten:

Holder Schäfer!

Nur einen Kuß! Nur einen Kuß! Nur einen Kuß!

Im December 1817.

Nachschrift.

Vorstehender Aufsatz wurde, wie die Unterschrift bezeugt, vor sieben Jahren geschrieben. Der Unwille über die darin geschilderten Verkehrtheiten diktirte ihn mir. Von jener Zeit ruhte er in meinem Pulte, und ich hätte ihn vergessen, wenn nicht neuere Erscheinungen in Deutschland die Erinnerung an die vergangene Zeit und das Gift, das sie erzeugt hat, in mir aufgefrischt hätte. Darum zog ich ihn hervor, und ich gebe

ihn jetzt gerade so, wie er damals niedergeschrieben wurde, ungeachtet, Gott sei hoch gelobt! das Wetter in unserm Vaterlande, auch am Rhein, heiterer geworden ist. Welchen Zustand zeigte das Barometer der Pädagogik im Jahre 1813 am Rhein, und welche Veränderungen in einem Jahrzehend! Im Gebiete der Erziehung und des Unterrichts ist am Rhein Alles anders geworden; die neu entstandenen Anstalten sind mit denen vor zwölf Jahren in keiner Weise zu vergleichen. Und wenn auch das Meiste für die Bildung der Studirenden geschehen ist, so hat doch auch der bessere Geist der Zeit schon sichtbar belebend in's Volksschulwesen eingegriffen. Es ist schon Vieles unendlich besser geworden und es wird noch Vieles besser werden. Daß wir Volksschullehrer nicht dahinten bleiben! Aber freilich wird der Rost, von dem, während einer Zeit von zwanzig Jahren, das Metall angefressen worden ist, nicht so schnell weggeätzt, und noch steckt hier und da, auch in den für höhere Erziehung thätigen Gliedern der Gesellschaft, der Dorn tief im Fleische. Darum möchte es nicht ungerathen sein, auch jetzt noch an das tief eingefressene Uebel zu erinnern!

Mörs 1824.

Also schrieb ich vor sieben Jahren, im Begriff, diesen Aufsatz einem pädagogischen Journal zu überantworten. Zufällige Umstände hinderten dieß. Jetzt ziehe ich ihn wieder hervor, da mich neue Erfahrungen und Ereignisse, die ich im Laufe des letzten Jahres selbst erlebt habe, auf's stärkste auf seinen Inhalt aufmerksam gemacht haben.

In den Rhein. Blättern ist von den schlechten Eigenschaften, unter welchen ein großer Theil der Jugend unserer Zeit erscheint, die Rede gewesen; ich habe ge-

sagt, daß sie an den Grund- und Wurzelübeln der Unbescheidenheit, Keckheit oder Frechheit leide, und daß es an der Zeit sei, diesen Krebsschaden scharf in's Auge fassen und an seine Heilung, nicht durch Palliative, sondern durch eine Radicalkur zu denken. Zuerst kommt es bei einer vergeblichen oder vermeintlichen Krankheit darauf an, daß man ihr Dasein constatire, sich von ihrem Vorhandensein durch unwiderlegliche Thatsachen und Gründe überzeuge. Denn sonst ficht man, wie der Ritter vor der traurigen Gestalt, mit Windmühlen und Walkmühlen, und wendet, wenn man weiter geht, Arzneimittel auf einen gesunden Körper an, d. h. man ruft dann eine Krankheit oder wenigstens eine Verstimmung des Körpers hervor, wo ein klares Auge früher nur blühende Gesundheit entdeckte. Die Schädlichkeit dieses Verfahrens liegt zu Tage.

Daß nun die Jugend unserer Zeit — um mich möglichst gelind auszudrücken — nicht so bescheiden, gefügig, einschicklich und gehorsam sei, als es um der höchsten Zwecke: der Selbsterziehung der Einzelnen und um der Erziehung für den Staat — willen gewünscht werden muß; Solches kann auf mehrfache Weise nachgewiesen werden. Entweder man zeigt auf das Benehmen und Betragen der Knaben und Mädchen, der Jünglinge und der Jungfrauen hin, von welchen die Rede ist, wie es in den Häusern, Schulen und im öffentlichen Leben beobachtet werden kann; oder man hört darüber das Zeugniß solcher Männer und Frauen, welche davon Kenntniß haben und vergleichen und nachdenken können; oder man schaut in den Spiegel der Geschichte und hält die glänzendsten, herrlichsten und erhabensten Erscheinungen der Welt mit unsern Zeiten, und das Leben der Jugend in jenen Zeiträumen mit dem Treiben derselben in dem Jahrzehend, in welchem

wir leben, zusammen; oder man betrachtet aufmerksam und nüchtern die Erziehungsweise der neueren Zeit und folgert aus psychologischen und andern Gründen, welche Resultate daraus hervorgehen müssen. Der letztere Weg wäre gewissermaßen ein apriori'scher. In früheren Aufsätzen habe ich mich mit meinen Lesern auf den Standpunkt der Erfahrung gestellt; es möchte der Mühe nicht unwerth sein, auch die vorliegende Sache einmal aus diesem zu betrachten.

Es ist eine wichtige Angelegenheit, von der hier geredet wird. Denn die Erziehung bedingt zum Theil das Privatleben der Einzelnen und das öffentliche Leben der Gemeinschaft. Irren wir daher in den Erziehungsmitteln; verziehen wir, anstatt zu erziehen; wirken wir, statt bildend und organisirend, verbildend und verrenkend auf das heranwachsende Geschlecht: so ergießen sich aus diesen verkehrten Einwirkungen zahllose Nachtheile über das Leben der Einzelnen und des Ganzen.

Was ich, wie gesagt, von dem apriori'schen oder rationellen Standpunkte aus, jetzt dem obigen Aufsatze anhängen will, steht mit demselben in genauester Verbindung. Denn ich will von einer in französischen*) Schulen und Instituten üblichen, und zum Theil von da her zu uns eingedrungenen Sitte oder Unsitte spre-

*) Wenn der ganze Inhalt dieses Aufsatzes der Ueberschrift: „Ueber französische Erziehung" untergeordnet wird, so hat dieselbe einen weit umfassenderen Sinn, als wenn man unter ihr nur die Bildung durch französische Sprache verstehen wollte. Das Erlernen dieser bekämpfe ich ebenso wenig, als die Benutzung der französischen Literatur, weil dieses sehr gut neben dem deutschen Geiste und Charakter bestehen mag. Wer Französisch lernen will, kann und soll als Deutscher und auf deutsche Weise es thun. Aber der französische Geist und Charakter bleiben uns fern! Solches meint auch Herder, wenn er in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität sagt: „Eine sogenannte französische Erziehung in Deutschland muß deutsche Gemüther nothwendig mißbilden und irre führen."

senen, vor dem versammelten Publikum hat, benehmen, dadurch benehmen, daß ihr ihm dasselbe, als aus gewöhnlichen Menschen zusammengesetzt, schildert; ihr müßt ihn lehren, daß es edel, preiswürdig und ehrenvoll sei, mit festem Selbstvertrauen zu erscheinen, aber kindisch, einfältig und jämmerlich, sich vor den Alten zu scheuen, oder gar zu fürchten. Der ermuthigende Lehrer sieht sich genöthigt, auf seine Lehrer-Autorität zu verzichten; er muß sich dem Knaben gleich stellen, um ihn dadurch mit sich hinaufzuheben und mit dem Gefühle der Selbstständigkeit zu durchdringen. Sehet, Freunde! das ist nicht Scherz, sondern baare Wahrheit und Wirklichkeit. Aber ich frage euch, was thut ihr hier? Erziehet ihr so die Jugend zur Zurückgezogenheit, zur Bescheidenheit, zur Verehrung der Alten und zu den höchsten menschlichen Tugenden; — oder ist das etwa eine Erziehung zur Gottlosigkeit und zur Frechheit? Ich frage euch nur; antwortet selbst! Ich frage euch: welche Früchte muß solche Erziehungsweise zeitigen?

Endlich erscheint der glänzende, hehre Tag. Die Festfeier ist angeordnet, der Saal geschmückt; festlich gekleidete Menschen erscheinen in gehobener Stimmung; Alles verkündigt, daß man Würdiges und Großes begehen und von höheren, allgemeinen Dingen sprechen wolle. Oder meint ihr das nicht? Denket ihr etwa nur an Formen, äußeren Brauch, oder an Moden? — Nun, dann spreche ich im Namen des Genius der Jugend und der Menschheit den Fluch des Verderbens über euer Thun; denn ihr stehet dann im Dienste der Lüge und des Betrugs, und ihr führet für euch und Andere dann ein Gaukelspiel auf, wie es der entarteten Zeit der römischen Kaiser würdig ist. — Ich setze den besten Fall: ihr seid von dem Gefühl einer

würdigen Festfeier ergriffen. Es sollen die wahren Tugenden des Regenten geschildert und die Gesinnungen des Gemeingeistes, der Vaterlandsliebe und des Patriotismus erregt werden. Schön, edel und preiswürdig. Aber sehet, das kann kein Knabe, kein unreifer Mensch. Ja das darf ein solcher nicht können, und der wahre Jugendfreund wird sich eher über den freuen, dem das Wagestück mißlingt, als über den, dem es gelingt. Ueber die Eigenschaften des Fürsten und über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen, geziemet sich nur für Männer, die ihre Gedanken nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben geschöpft und ihre Gesinnungen durch die That bewährt haben. Was hilft und wirkt denn auch alle andre Rednerei? Wie tief greift denn eine Rede auf das Vaterland und den Gemeinsinn in das Gemüth und das Leben, wenn der Redner nicht ein thatenreiches Leben unter und hinter sich und wahren Patriotismus in sich trägt? Sehet, so weit seid ihr zum Theil von der Wahrheit entfernt, daß ihr das auch in der Regel gar nicht erwartet, und so sehr ist die Lobhudelei und die eitle Rednerei Brauch geworden, daß man vor solchem leeren Gaukelspiel nicht mit Abscheu zurückweicht. Möget ihr Erwachsene es über euch gewinnen, in eurem Privatleben euch selbst und eure Umgebung zu täuschen; nur entwürdiget damit nicht öffentliche Rednerbühnen, und dringet mit eurem heillosen Thun nicht ein in die Hallen, wo die Jugend erzogen wird! — Glaubt es mir, die Jugend hat ein scharfes Auge und einen feinen Sinn, den Mann der That von dem Duns der Schönrednerei zu unterscheiden; alle leere Redensarten gehen spurlos an ihnen vorüber; ihr glaubt Andere zu täuschen, und die Getäuschten seid ihr doch nur selbst. In unserm öffentlichen Leben ist das Laster der Lobhudelei und der Auf-

schneiderei so weit verbreitet, daß die Vermuthung einigen Grund hat, man veranstalte hier oder da Feierlichkeiten und Feste, selbst mit einem Aufwande von Kosten, um nachher in Zeitungen darüber schreiben zu können. Wer vermag es zu ändern? Aber das fordern wir, daß die Jugend nicht methodice mit diesem Gifte inficirt werde. Ihr entwurzelt dadurch den ächtdeutschen Geist, den Geist der Geradheit, Offenheit, Ehrlichkeit, Einfachheit, und ihr impft ihm den Geist des Scheins und der Lüge ein. Mögen die Franzosen selbst bedenken, was zu ihrem Frieden dienet! Mögen sie — es paßt vielleicht ganz zu ihrem Nationalgepräge, und ist darum gut — ihre Knaben und Jünglinge um Orden und Zeichen, um Preise und Accessit's öffentlich debütiren lassen; mögen dieselben von Jung und Alt beklatscht werden: aber es paßt nicht auf deutschen Grund und Boden, und ursprünglich war die Gleißnerei und Aufschneiderei bei uns ein fremdes Gewächs. Auf, laßt es uns ausreißen mit Stumpf und Stiel!!!

Es gab eine Zeit in unserm Vaterlande, wo es anders war; eine Zeit, wo Sittsamkeit, Bescheidenheit, Zurückgezogenheit und Ehrfurcht vor dem Alter die köstlichen, verborgenen und stillen Tugenden unsrer Jugend waren; eine Zeit, wo der heranwachsende Mensch für unreif gehalten wurde und sich selbst dafür hielt; wo er schwieg, wenn Männer sprachen, damit er erfahre, was das Leben den Menschen lehre und was preiswürdig und edel sei. Damals waren wir in höherm Sinne Deutsche, als wir es jetzt sind; denn es galten im Leben nur wahrhaft deutsche Tugenden, nur Mannessinn und Manneskraft, nur Wahrheitsliebe und Offenheit. Jetzt ist die Jugend fast so weise wie das

Alter, und die Jungen gebehrden und benehmen sich wie die Alten.

So war es nicht in der schönsten Zeit menschlicher Entwicklung; so nicht zur Zeit der Blüthe griechischer Freistaaten. Es ist lesenswerth und der Betrachtung in höchstem Grade würdig, wie griechische Jünglinge erzogen wurden, die als Männer Alles übertrafen, was seitdem die Welt gesehen hat. Als Gegensatz gegen obiges Scheinwesen bedenken wir nur Einiges, um, in den Spiegel der Geschichte blickend, das Wesen und Unwesen unsrer Zeit um so deutlicher zu erkennen. Wir entnehmen darum Weniges aus den „vermischten Schriften von Jacobs", der von Jedermann als ein gründlicher Kenner des Alterthums und als ein deutscher Mann verehrt wird. In dem dritten Theile charakterisirt er die griechische Erziehung also:

„Die Sittsamkeit der hellenischen Jugend, so lange sie der Zucht in den Gymnasien noch nicht entwachsen war, und wenn man einzelnen Ausnahmen nicht ein zu großes Gewicht beilegt, ist genugsam beglaubigt. Bei der spartanischen Jugend, sagt Xenophon, sei Lykurgus vor Allem bemüht gewesen, ihr Sittsamkeit und Scham einzuflößen. Daher gebot er ihnen, auf der Straße die Hände in dem Gewande zu halten und still einher zu gehen und nicht umzuschauen, sondern nur vor die Füße zu sehen. — Da zeigte sich denn, fährt der jungfräuliche Xenophon mit freudiger Bewunderung fort, daß das männliche Geschlecht auch in der Sittsamkeit kräftiger ist, als die weibliche Natur. Denn minder vernähme man eine Stimme von ihnen, als von steinernen Bildern; und minder vermöchte man ihren Augen eine andere Richtung zu geben, als den Augen eherner Statuen, und seltsamer möchten sie scheinen als die Jungfrauen im Frauengemach. — Nicht

weniger ernst als in Sparta war zu Athen die Erziehung der Jugend, ehe ihre Schranken durch die Frechheit des Alcibiades und einiger ihm Aehnlichen durchbrochen wurden, und die Gesetzgeber zeigten in diesem Gegenstande, auf dem, ihrer weisen Ansicht gemäß, das Heil des Staates ruhte, eine Strenge, die sich nicht scheute, bis zu dem Kleinsten herabzusteigen. Erwägt, sagt Aeschines in der für die Geschichte der Sitten wichtigen Rede gegen Timarchus, welche Sorge Solon, der alte Gesetzgeber, und Drako auf die Erhaltung der Ehrbarkeit gewendet haben. Denn erstlich geben sie Gesetze in Beziehung auf die sittliche Zucht eurer Knaben, indem sie genau bestimmten, was ein freigeborner Knabe treiben, und wie er erzogen werden solle; dann in Beziehung auf die Jünglinge; endlich auch für die andern Altersstufen; und diese Gesetze haben sie euch überliefert und euch zu Wächtern derselben bestellt. ꝛc." — „Ueberall fing die Gesetzgebung mit der Erziehung an, wobei sie vor Allem Ehrfurcht vor den Göttern, Gehorsam gegen die Eltern und Scheu vor dem Alter geboten. Daher war es herkömmlich, daß die Jünglinge sich in Gegenwart der Bejahrteren zurückhaltend zeigten, ihnen auf der Straße aus dem Wege traten uud ihnen in den Versammlungen ihre Plätze einräumten. An den schönsten und edelsten Jünglingen wird ihre jungfräuliche Blödigkeit gerühmt; wie sie mit gesenkten Blicken einhergingen, die Arme in den Mantel gewickelt, wortarm in Gegenwart älterer Männer, und erröthend, wenn zu ihnen gesprochen wurde. (Vergleichet, Zeitgenossen! damit unsere, auf der öffentlichen Rednerbühne erscheinenden Tertianer und Quartaner!) Und aus dieser blöden Jugend erwuchsen die Männer, die den Staat im Krieg und Frieden lenkten, dem einheimischen Tyrannen und dem auswärtigen Fein-

de kühn in die Augen sahen, und lange Jahrhunderte durch Weisheit und Beredsamkeit, durch redende und bildende Kunst belehrt und entzückt haben. Denn während die Erziehung und der Gebrauch des gesitteten Lebens die überschwengliche Kraft durch heilsame Schranken in sich zurückdrängte, verstattete sie dem Geiste freie Entwickelung, in dem sie nur die Ziele bezeichnete, nach denen sein Streben gerichtet sein sollte. Die neuere Pädagogik hat sich dagegen bei ihren zahllosen, wohlgemeinten Versuchen bisweilen bis zu einer Willkühr verirrt, die durch die milden Formen, unter denen sie sich verbarg, nur gefährlicher wurde." —

Mit diesen Vorschriften kann das Bild der alten, ehrenfesten Strenge verglichen werden, welches die Wolken des Aristophanes aufstellen, ein Stück, dem durchaus das Lob der alten, wohlgesitteten Zeit im Gegensatze mit frevelhaften Neuerungen in der Religion und in den Sitten zu Grunde liegt."

Diese Züge edler, griechischer, wahrhaft naturgemäßer, tief ergreifender Erziehung haltet zusammen mit der Erscheinungsweise unsrer Jugend! Nein, wahrlich, wir haben nicht Ursache, in dieser Beziehung auf jene (heidnische!) Zeit hinabzuschauen; wir können sehr viel von ihr lernen. Vergleichet die stille Bescheidenheit und die jugendliche Kraft eines griechischen Jünglings mit unsern jungen und unreifen Gelbschnäbeln; bedenket, wie diese nicht selten ohne Scheu vor Gott und Menschen, ohne Respekt vor Obrigkeit und Alter schon in früher Jugend Alles für erlaubt halten, wozu nur die Mündigkeit berechtigen sollte; bedenket, wie sie zur gleißnerischen Redefertigkeit herangezogen und zur dünkelvollen Selbstgefälligkeit herangebildet wird; bedenket, was Alles sie sich in der Schule und in dem elterlichen Hause, auf der Straße und auf den Märkten erlaubt; be-

denket, daß es uns zum Theil deßwegen an wahrer Mannhaftigkeit fehlt, weil wir den unendlichen Unterschied der Jugend und des Alters verwischen! Wohl möchte man dann eine Zeit zurückwünschen, wo der Knabe nicht vor den Jahren ein Mann wurde, damit er dafür aber auch als Mann Thaten verrichten könne, welche Alles überstrahlen, was die Welt sonst noch gesehen hat. Wer es weiß, was einem Knaben und einem Jüngling zukommt, den ekelt es an, Unbärtige vor Männern auftreten zu sehen, damit sie seine Frühreife und seine Milchweisheit bewundern mögen. Und wähnet nur nicht, daß ihr dadurch das in Deutschland übersehene Rednertalent ausbilden möget! So herrliche Gabe wird nicht durch Schulkünste, sondern einzig und allein durch hohe Geistesanlagen und ausgeprägten Willen gewonnen. So lange wir des öffentlichen Lebens entbehren, wird kein Cicero und kein Demosthenes auftreten, von welchen wir nicht wissen, daß sie als Milchbärte im Deklamiren geübt worden seien. Lasset aber erst würdige Formen des öffentlichen Lebens entstehen, und Männer der That werden auch Männer des Wortes sein*). Denn das Herz macht beredt. Wie flossen, ja wie strömten die ergreifendsten Gedanken aus dem Munde des alten deutschen Feldmarschalls Vorwärts, die er nicht in der Schule gelernt hatte, und wie wirkten sie Leben und Begeisterung! Solche große Dinge giebt kein Redeactus und keine Schule. Allein das Leben bildet so den Menschen. Aber wenn ihr die Jugend einmal durchaus vor dem Publikum auftreten lassen wollet, so thut es darin, worin sie etwas leisten kann! Das sind nicht Kenntnisse, Ansichten, Erfahrungen, die sich aus Büchern nicht ler-

*) „Schaffet uns ein Athen her; die Demosthenes und Perikles werden von selbst werden." Herder.

nen lassen, sondern das sind gymnastische Uebungen. Richtet den Knaben einen Turnplatz, eine Paläſtra ein, und lehret sie die körperliche Kraft ausbilden und stärken, Mühseligkeiten und Strapatzen ertragen! In körperlichen Uebungen kann der Jüngling etwas leisten und an Gewandtheit den Mann übertreffen. Darum möge er darin vor den Augen des Publikums erscheinen. In geistigen Dingen aber geziemt es ihm, wenn Männer versammelt sind, zu hören und zu schweigen.

Ich breche ab. Ich wollte Sitten und Unsitten schildern, welche auch in Deutschland eingerissen sind. Sollte die Sache nach eurem Bedünken so schlimm nicht sein, als ich sie dargestellt habe, desto besser. Ich selbst werde mich darüber freuen. Aber daß Manches in der Erziehung zu lassen und zu ändern sei, wird gewiß Niemand bestreiten. Zum Besseren mitzuwirken, ist jetzt und immerdar mein Bestreben.

Mörs, den 4. August 1831.

IV.

Ansichten
der Mystiker
über das Schulwesen.

Vorbemerkungen.

Zwei Bemerkungen muß ich dem nachfolgenden Aufsatze, welcher im J. 1826 geschrieben wurde, vorausschicken; eine, welche die Sache, eine andere, welche meine Person betrifft.

Die erste besteht darin, daß ich einige Worte sagen muß über den Begriff der Mystik, welche dem Aufsatze zu Grunde liegt. Es ist den Lesern bekannt, daß der Mysticismus von sehr verschiedenen Seiten angesehen werden kann und angesehen worden ist, nicht nur deßwegen, weil die Menschen in dieser Beziehung auf verschiedenen Standpunkten stehen, sondern auch, weil der Begriff des Mysticismus eine engere, oder eine weitere Sphäre hat. Nothwendiger Weise muß deßhalb einer Untersuchung oder Besprechung über denselben ein Verständniß über sein Wesen vorhergehen. Denn wenn z. B.

Jemand die Religion, so weit sie Sache des religiösen Gefühls ist und im Zusammenhange betrachtet wird, Mysticismus nennen wollte, so würde er etwas ganz Anderes darunter verstehen, als was ich im nachfolgenden Aufsatze so sehr bekämpfe und verwerfe. Ich verstehe unter dem Mysticismus nur Verderbliches, nur eine unklare, vernunftwidrige, schwärmerische Seelenstimmung, welche in dem Wahne lebt, sich unmittelbar mit dem höheren Wesen verbinden und des Gebrauchs der Vernunft in religiösen Dingen entbehren zu können. Der Mystiker achtet die Gränze zwischen dem, was dem endlichen Menschen erkennbar ist und dem ewig ihm Unerkennbaren nicht; phantastisch sucht er jene Gränze zu überspringen, und er hält die Ergebnisse seiner dunkeln Vorstellungen für die unmittelbar gewisse, höhere Wahrheit. — Der Mystiker lebt in seinen Gefühlen, und je weiter er in seinem System fortgeschritten ist, desto mehr schließt er sich vom praktischen Leben ab, weil es ihm nach und nach rein verschwindet. Sein Heil ist unmittelbare Vereinigung mit Gott; aber nicht eine moraiische, in welcher der Mensch den Willen Gottes mit klarem Bewußtsein zu dem seinigen macht, sondern eine unmittelbare, psychische oder hyperpsychische, welche dem Menschen durch gänzliche Aufhebung seiner Willenskraft und durch Versenkung in die Tiefen der Gottheit zu Theil werden soll. Darum ist absolute Passivität das Merkmal eines vollendeten Mystikers, Passivität sowohl des Erkennens, als des Begehrens und Wollens. — „Seliges Nichts," sagt die Guyon, „wie glorreich endest du! Entblösung, Verlassung, Vernichtung, ihr Schauder und Schrecken des mystischen Todes, wie überschwenglich wird dir vergolten!"

Die Grundlehre dieses Mysticismus ist darum die Augustinische Darstellung der Lehre von der Erbsünde,

die Ansicht, daß der Mensch aus eigenem Vermögen einen guten Gedanken, oder irgend etwas Gutes hervorzubringen, durchaus unfähig sei. Der wahre Mystiker hat daher ein Bestreben, den Menschen aller Vorzüge möglichst zu entkleiden, in dem Wahne, in demselben Grade die Gottheit zu verherrlichen, und, ganz consequent, würde er sich, um sein vorgebliches System dadurch zu stützen und auszubreiten, über eine gänzliche Abschwächung aller Kräfte der menschlichen Natur nur freuen.

Begreiflicher Weise gehen viele Mystiker so weit nicht, weil es ihnen unmöglich ist, allen gesunden Sinn in so hohem Grade zu verleugnen; mehr und weniger predigen sie aber alle, entweder durch ihr Wort, oder durch ihre That, das Unvermögen des Menschen zum Guten. Darum halte ich das ganze System dieses Mysticismus und alle Erscheinungen desselben für verderblich und unheilbringend, und ich wollte es deßhalb versuchen, seinen nachtheiligen Einfluß auf das öffentliche Schulwesen in populärer Darstellung darzuthun.

Die andere Bemerkung betrifft mich selbst. Ich könnte nämlich der ernstlichen Besorgniß Raum geben, nicht nur, von eigentlichen Mystikern der unchristlichen Gesinnung beschuldigt zu werden, sondern auch, bei vernünftigen Christen den Gedanken zu erregen, als beabsichtige ich durch die Bekämpfung dieses Mysticismus zugleich einen Streifzug gegen das Christenthum selbst. Denn, leider! pflegt man nur noch gar zu häufig geläufig gewordene Redensarten über Genugthuung, Erbsünde u. dgl. für eben so viele Beweise christlichen Glau-

bens zu erachten, und eine Bekämpfung mystischer Lehrformeln und unverständlicher Ansdrücke für den Beweis einer Feindschaft gegen die Gotteslehre des Christenthums anzusehen. Einem solchen möglichen Argwohne gegen meine Gesinnung weiß ich nichts Anderes als das entgegengesetzte Bewußtsein gegenüber zu stellen, indem ich in Bekämpfung des Mysticismus dem wahren, vernünftigen, thatkräftigen Christenthume zu dienen meine. Dabei entschlage ich mich der Sorge, ob mir nicht hier oder da ein Ausdruck, der möglicher Weise getadelt werden könnte, entwischt sein möchte, den Lesern vertrauend, daß sie das Einzelne im Sinne und in der Tendenz des Ganzen aufzufassen geneigt sein wollen. Sonst möchte ich sie noch an ein Wort Schleiermacher's erinnern, das er in seinen Reden über Religion bei ähnlicher Gelegenheit ausspricht und also lautet: „Denn wie sich mancher im Streite gegen eine abweichende Meinung bei Vertheidigung der seinigen bis zu einem häretischen Ausdruck verlieren kann, ohne irgend etwas Häretisches zu meinen, das leuchtet ein."

Wenn in diesem Aufsatze von der Mystik die Rede sein wird, in so fern sie auf die Gestaltung des gesammten Schulwesens, des höheren und niederen, Einfluß ausübt oder ausüben möchte, so geschieht dieß unter der doppelten Voraussetzung, daß die Mystik bereits auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen Deutschlands eingewirkt habe, und daß Gefahr vorhanden sei, daß sie mehr und mehr darauf einwirken werde. Diese Voraussetzung stehe hier einstweilen als bloße Behauptung, deren Grund oder Ungrnnd in der Folge nachgewiesen werden

kann. Der Verfasser dieser Zeilen ist in diesem Augenblicke nicht gesonnen, den Beweis zu liefern, daß die Mystik bereits in höhere und niedere Schulen eingedrungen ist; auch gehört dieser Beweis und die Einstimmung in die aufgestellte Behauptung nicht nothwendig zur Begründung der folgenden Behauptungen, wenn nur, was ich hier ebenfalls als wahr voraussetze, zugegeben wird, daß die Mystik in der neueren Zeit Raum gewonnen habe und noch fort und fort im Weiterschreiten begriffen sei. Wer der Meinung sein sollte, daß unser Zeitalter, d. h. unsre Literatur und die Bestrebungen der Zeitgenossen gar nicht von mystischem Stoffe durchdrungen seien, dem werden die nachfolgenden Gegensätze sehr überflüssig erscheinen. Der Verfasser derselben glaubt aber auf die Beistimmung seiner Leser rechnen zu dürfen, wenn er sich die Voraussetzung erlaubt, daß sich wirklich viele unsrer Zeitgenossen der Liebe zum Mysticismus ergeben haben. Ueberhaupt liegt ja diese Voraussetzung dem Gesammtstreben der Herausgeber dieser Zeitschrift*) zu Grund, und dieselbe würde mit Phantomen und Gespenstern zu kämpfen sich vorgenommen haben, wenn ihr vermeintlicher Gegner „Mystiker" gar nicht existirte, oder noch zu gar keinem Grade der Machtvollkommenheit gelangt wäre. Deßhalb darf sich also auch dieser Aufsatz der Mühe überheben, erst zu beweisen, was als wahr angenommen werden darf, da demselben allgemein bekannte Erscheinungen zu Grund liegen. Wenn es daher wahr ist, daß die Ansichten unsrer Zeitgenos-

---

*) Obiger Aufsatz sollte einem Journale einverleibt werden, das im Jahr 1826 unter dem Titel: der Anti-Mystiker, erscheinen sollte. Dieser Plan ist nicht zur Ausführung gekommen.

sen zum Theil mystisch zu werden begonnen haben; wenn es wahr ist, daß Gelehrte und Ungelehrte, Civilisten und Militärpersonen, Geistliche und Laien, kurz daß Menschen aus allen Ständen von dem Mysticismus ergriffen sind: so ergiebt sich daraus von selbst, daß die Gefahr vorhanden sei, daß diese verkehrte Richtung des Geistes auch in die Schulen Eingang finden werde, wenn es auch vielleicht noch nicht geschehen sein sollte. Denn der Geist, welcher die Schulen treibt oder nicht treibt, ist von dem Geiste, der die Lehrer treibt, unmittelbar abhängig; wie die Lehrer, so die Lehre und der Geist der Lehre. Die Lehrer selbst sind aber wieder Zöglinge und Schüler höherer Bildungsanstalten: der Universitäten, der gesammten Literatur und der bewegenden Principien des Geistes der Zeit. Wie nun überhaupt ein bekannter Erfahrungssatz, dessen Nothwendigkeit auf psychologischen Gesetzen ruht, lehrt, daß sich der Kräftigsten Einer nicht leicht gegen die Gesammtrichtung seiner Zeit zu verschanzen im Stande ist; wie jeder mehr oder weniger, zum Glück oder zum Unglück, den, seine Zeit bewegenden Kräften Folge leistet, wenigstens von ihnen, als einem (bei der Mehrzahl der Sterblichen sehr mächtigen) Factor, in der Richtung, welche sein Geist nimmt, bestimmt wird: so werden auch die Lehrer der Jugend von den bewegenden Principien ihrer Zeit angesprochen, mit fortgerissen, wenigstens influencirt. Ist daher der Mysticismus in der That einer der Factoren, welche den Geist unsrer Zeit bestimmen, so kann sich nicht leicht irgend ein Mensch ganz gegen seinen Einfluß verwahren, und es wird nicht fehlen, daß auch die Lehrer der Jugend, und zwar in dem Maaße, als sie selbst von der Zeit gehoben zu werden wünschen, oder selbstbestimmende Kraft ihnen mangelt, mehr oder weniger von mysti-

chen, nämlich von der Gewohnheit, Knaben und Jünglinge bei öffentlichen Gelegenheiten: Schulfesten, öffentlichen Prüfungen, Geburtsfesten des Landesfürsten ꝛc. mit Deklamationen und Reden vor dem versammelten Publikum auftreten zu lassen. Also ist es ja bei uns Sitte geworden. Wir sind darin weiter gegangen, als die Franzosen selbst. Bei ihnen treten Schüler nur bei eigentlichen Schulfeierlichkeiten redend auf; wir aber lassen auch bei allgemeinen Festen, z. B. bei Geburtsfesten der Fürsten, unsere männliche Jugend in Reden sich ergießen. Diese Sitte mag sich vielleicht in Frankreich, für Franzosen und für französische Kinder, rechtfertigen lassen, trägt dort vielleicht zur Entwicklung guter Keime in den Herzen der Jugend bei, oder das daraus hervorsprießende Gute überwiegt das unvermeidlich damit verbundene Schlimme; aber — wir wollen das hier nicht weiter untersuchen — was bei der einen Nation heilsam und gut erscheint, ist es darum noch nicht auf fremdem Boden. Daß jene Sitte in Deutschland, unter uns, sehr nachtheilige Folgen haben kann, ja nach meiner Meinung haben muß; daß es ein Gebrauch ist, der die schönsten Blüthen des Jugendlebens: Bescheidenheit, anständige Blödigkeit, Zurückgezogenheit und Ehrfurcht vor dem Alter ꝛc. zerstören kann: davon können wir uns, wie ich sage, wohl apriori überzeugen. Ich will euch beschreiben, was vor und bei diesem öffentlichen Auftreten der Jugend geschieht und geschehen muß — vielleicht habt ihr es so nicht im Zusammenhange überlegt — und dann möget ihr die Folgen und Resultate selbst ziehen. Die Sache läßt sich leicht begreifen.

Um dem Gegenstande die möglichste Anschaulichkeit zu geben, rücken wir die Betrachtung aus ihrer abstrakten und allgemeinen Sphäre heraus, und sprechen von

einem einzelnen, speciellen Falle, um so gleich mitten in die Sache (in medias res) einzutreten.

Gesetzt den Fall: das Geburtsfest des Landesfürsten soll gefeiert werden.

Es soll auch von der Schuljugend gefeiert werden. Ich mißbillige dieß nicht. In emphatischen Redensarten ergieße ich mich aber bei dieser Gelegenheit absichtlich nicht. Wir haben der Redensarten über genug. Wie wird nun dieß Fest von der Schuljugend oder mit der Schuljugend gefeiert? — Was geschieht vorher und während desselben? — Tage und Wochen vorher erscheint ein Festprogramm, prachtvoll und kostbar gedruckt, zur Vertheilung unter dem Publikum.

Der Inhalt desselben ist eine Angabe des Ganges der Feierlichkeiten, ein Verzeichniß der Reden und Gesänge, die gehalten und aufgeführt werden sollen ꝛc. Das Alles möchte nicht zu tadeln sein, wenn nur Männer aus eigenem Antriebe aufträten und diese Gelegenheit wahrnähmen, das Publikum auf wichtige, allgemeine Gegenstände aufmerksam zu machen. Aber wir lesen zu unserm Erstaunen auch die Namen von Schülern, nebst Angabe dessen, womit sie debütiren sollen, und wir erfahren, daß es zum Theil Sextaner, Quintaner, Quartaner ꝛc., also acht-, neun- und mehrjährige Knaben sind.

Nun frage ich euch, ihr Verfasser dieser Programmen: Warum macht ihr diese Namen bekannt? durch den Druck bekannt? Nennet vernünftige Gründe für diese Sitte, einfache, klare und wahre Gründe! Oder überleget ihr gar nicht, was ihr thut? Oder meinet ihr, daß das gar keine Folgen habe für eure Schüler? — Dann würdet ihr die Menschen gar nicht kennen. Es schmeichelt dem Stolze der Eltern, den Namen ihres Söhnchens gedruckt zu lesen, es in einem solchen

Programm und bei solcher Gelegenheit der Welt offenbart zu sehen, daß ihr Knäblein schon mit öffentlichen Leistungen, an dem fürstlichen Geburtstage, auftreten und sich zeigen kann. Der Name des kleinen Helden steht mitten unter und zwischen den Namen der Lehrer und öffentlichen Beamten, die auch reden oder debütiren wollen; aller Unterschied zwischen Jung und Alt ist fein hübsch aufgehoben, und der sonst für unreif gehaltene Sohn zeigt vorzeitig eine anständige Reife. Zu welchen Hoffnungen berechtigt ein solcher Sohn! Mit welchen Gefühlen hebt die Beschauung seines Werthes der Eltern Brust! Wie wird das ganze Haus bestrahlt von dem Ruhme, den der Quartaner einärndtet, schon dadurch einärndtet, daß sein Name der ganzen Stadt und Umgegend bekannt gemacht wird!

Und wie muß dieses auf den Knaben selbst wirken? — Es ist ja bekannt, daß es Menschen genug giebt, die auf ein Buch subscribiren, weil die Namen der verehrlichen Herren Subscribenten dankbarlichst der Schrift vorgedruckt werden. Dieses selige Gefühl können unsre Quintaner schon leichter haben. Sie brauchen nur eine Fabel von Lafontaine oder eine Geschichte von Lips Tullian auswendig zu lernen und Keckheit genug sich anzueignen, dieselbe auch öffentlich vorzutragen, und ihr Name glänzt schon ein Jahrzehend früher, als das Gesetz sie für mündig erklärt, in den Annalen der Stadt.

Aber nicht bloß der Name der großen und kleinen Redner wird abgedruckt; auch theilt man, zu paßlicher Vorkost, den Inhalt der Rede und Declamationsstücke dem Publikum mit. Wir wollen voraussetzen, daß sie alle passend gewählt sind und daß nirgends Uebertreibungen und Unwahrheiten vorkommen (ich denke und sage dieses cum grano salis, da von wissentschaftli-

cher, oder buchstablicher Wahrheit hier nicht die Rede sein kann); aber ist es nicht die gewöhnlichste Erscheinung, Schüler mit selbstverfertigten Reden über den Fürsten, über die Zeitverhältnisse, über Staatsaufgaben und über andere sehr schwere Gegenstände, die in jedem Falle über dem Horizonte aller Schüler Deutschlands liegen, auftreten zu sehen? ! Womit wollt ihr Führer und Lehrer der Jugend (ich denke doch ihr Lehrer der Wahrheit) dieses nun rechtfertigen? Oder sucht ihr ein Mittel, die unreife Jugend möglichst frühe daran zu gewöhnen, über die schwersten Gegenstände des Nachdenkens frischweg abzuurtheilen, sie zu leeren und hohlen Redensarten zu veranlassen und Gefühle und Gesinnungen aussprechen zu lassen, die sie höchstens nur vom Hörensagen kennen kann? Wollt ihr dieß, wahrlich, dann habt ihr ein treffliches Mittel gewählt.

Natürlicher Weise soll der auftretende Knabe seine Sache gut machen; er soll anständig und gut deklamiren, ohne Verlegenheit und Bangigkeit sich zeigen. So verlangt es der Vater und die Mutter, deren Freude und Glanz dadurch bedingt sind; so will es die Anstalt, deren Ehre daran geknüpft ist; so wünscht es der Deklamator selbst. Nicht wahr, das deutsche Gefühl läßt euch bei dem Namen „Deklamator" etwas empfinden, ein Knabe — ein Deklamator! Sehet, dieses Gefühl sagt euch das Rechte; euer Unternehmen ist verkehrt und verderblich und heillos.

Was muß nicht Alles geschehen, wenn der Knabe nur einigermaßen erträglich sein Probestück ablegen soll! Ihr müßt ihn zu Hause und in der Schule ermuthigen, seine natürliche Blödigkeit (diesen Schmuck der Jugend) abzulegen; ihr müßt sie ihm methodisch austreiben; ihr müßt ihm die hohe Meinung, die er vor den Erwach-

schem Gifte angesteckt werden. Ein jeder Mensch theilt aber nur von dem mit, was er selbst hat, von dem guten oder bösen Schatze seines Herzens; der Rationalist wird, selbst ohne absichtliche Bestrebungen, begünstigend für seine Ansicht wirken; wie der Supernaturalist für den Supernaturalismus, so der Mystiker für den Mysticismus. Neigen sich daher unsere Zeitgenossen der letzteren Ansicht in religiösen und andern Gebieten des Geistes und Lebens entgegen, so wird auch schon sehr bald eine solche Ansicht in den Hörsälen der Jugend und innerhalb der Schulwände sich geltend machen. Die Herausgeber dieser Zeitschrift halten diese Gefahr theils für sehr nahe, theils für wirklich schon eingetreten; und sie haben es daher, kraft ihrer lauteren, festliegenden Ueberzeugung von der großen Verderblichkeit des Mysticismus, für Pflicht gehalten, diese Gefahr näher aufzuspüren, ermittelte Resultat der Oeffentlichkeit zu übergeben, und das gefährliche Princip, wo möglich, zu beschwichtigen. Es ist dieß der nächste Zweck dieser Zeitschrift. Hat sich erst einmal ein mystischer Geist der Jugendbildung bemeistert; wird die Jugend aller Stände damit inficirt: dann durchdringt dieses geistige Miasma nach und nach alle Glieder des Volkes, und die Reinigung von so weit verbreitetem, tief wirkendem Uebel wird dann nicht leicht auf andern Wegen gelingen, als auf den gewaltsamen, wie ungewöhnliche Witterungsereignisse sie herbeiführen, durch Sturm, Erdbeben und Revolution. Zwar wirkt der Geist der Jugendbildung zur Bestimmung des Charakters des Zeitgeistes nur wie eine Potenz zweiten Ranges, und der Einfluß des Zeitgeistes auf Natur und Art der Pädagogik ist viel bedeutender und eingreifender, als der Geist der Erziehung auf die Gestaltung eines bestimmten Zeitgeistes. Dieser ist ein Kind allge-

waltiger Factoren, die da heißen: Geschichte, positive Religions- und Staatsverfassung, Literatur u. s. w., und die Natur des Zeitgeistes bedingt die Natur des Geistes der Schulen. Schon hatte zu den Zeiten Luther's die Reformation eine feste, die alten Einrichtungen umbildende Gestalt angenommen, als in den Schulen noch vieles beim Alten war. Daher schleicht die Verbesserung des Schulwesens langsam hinter der Verbesserung und Vervollkommnung der Ansichten her, und nur auf langsame Weise und auf mühsamen Wegen kommt die Umbildung feststehender Institute zu Stande. Aber um so mehr Gefahr bringt jede Umbildung bestehender Einrichtungen, wenn die Umbildung, statt eine Verbesserung zu sein, eine Verschlechterung ist. Denn wie es schwer ist, bestehenden Institutionen einen besseren Geist einzuverleiben, eben so schwer ist es, sie von einem schlechten zu befreien. Wenn sich z. B. die Ansichten der Mystiker so weit verbreiten sollten, daß alle Lehrer an höheren und niederen Schulen, an Akademien, Gymnasien, Seminarien und Volksschulen von ihnen ergriffen würden, so möchten sich in der Folge der Zeiten wohl die besseren, frei dastehenden Männer noch von ihnen wieder lossagen können, aber viel länger würde es dauern, ehe auch solch' ein Geist aus den feststehenden Instituten des Staats, aus Kirchen und Schulen, gebannt wäre. Darum möchte es mit der Besorgniß, daß der Mysticismus auch in die Schulen Eingang finden könne, oder bereits Eingang gefunden habe, recht ernstlich zu nehmen sein. Und daß der mystische Geist dem Gedeihen des Erziehungs- und Unterrichtswesens wirklich im höchsten Grade nachtheilg sei, daß er daher, wie ja die künftige Generation aus der heutigen Jugend heranwächst, dem gesammten Zustande der menschlichen Gesellschaft sehr ernstliche Gefahren

bringen werde: davon wird diese Zeitschrift die vorurtheilsfreien Leser ohne allen Zweifel bis zur Untrüglichkeit überzeugen. Für jetzt möchte der Verfasser dieses Aufsatzes den ersten Schritt dazu thun, indem er gesonnen ist, die Ansichten eines mystischen und eines nicht-mystischen Lehrers über die wesentlichsten Unterrichtsgegenstände einander gegenüber zu stellen; wozu der Verfasser daher hiermit übergeht.

Daß die Schule vorzugsweise das Erkenntnißvermögen des Menschen in Anspruch nehme, ist allgemein bekannt. Und das mit allem Fug und Recht. Denn das Erkenntnißvermögen ist die Quelle und eigentliche Wurzel aller verständigen und besonnenen Thätigkeit des Menschen. Man muß zuerst den Gegenstand, die Idee, richtig erfaßt und erkannt haben, bevor man zur Erreichung und Erstrebung derselben die rechten Mittel und Wege zu finden im Stande ist. Nur der ist recht zu handeln im Stande, welcher richtig denkt; und nur der ergreift die rechten Mittel, welcher die rechten Zwecke menschlicher Bestrebungen erfaßt hat. Wer aber falsch denkt, Irrthümer, Wahn und Aberglauben für untrügliche Wahrheiten nimmt, der opfert nothwendig mit seinen Handlungen diesen falschen Götzen. Je mehr Kraft, geistige oder körperliche, einem solchen Verleiteten innewohnt, desto gefährlicher ist ein solcher Mensch, und desto mehr schändet er die Würde der menschlichen Natur. Denn diese ist geistigen Wesens, deren Fundament die Erkenntnißthätigkeit ist. Daher legt jede wahrhaft menschliche Erziehung einen ganz entscheidenden Werth auf die Ausbildung aller Erkenntnißkräfte des menschlichen Geistes. Es soll Licht werden in dem Geiste, wo es jetzt noch dämmert oder dunkelt. Klar und hell soll der Mensch seine eigne

Natur und die Natur der Dinge erkennen, die Ursachen der Wirkungen erforschen und diese aus jenen abzuleiten im Stande sein. Angeboren ist dem Menschen eine natürliche Wißbegierde, welche ihn überall zu Fragen nach dem Wie und Warum hindrängt. Schon das Kind will nicht nur wissen, was ist, sondern auch, wie es ist, und warum es so ist, wie es ist. Diese natürliche Forschlust benutzt der Menschenerzieher, um allmählig die Nebel des kindlichen Geistes durch das Licht reiner Erkenntniß zu verdrängen. Er benutzt die Begierde, das Wahre zu erkennen, um sie zur Kraft, das Wahre durch eigne Anstrengung zu finden, zu steigern. Denn nicht dadurch bilden sich die Kräfte des menschlichen Geistes, daß man die Wahrheit empfängt, leidend empfängt, sondern daß man sie mit Anstrengung sucht und durch eigne Anstrengung findet; und nur so viel nutzt dem Menschen die Wahrheit, als er sie selbst zu finden im Stande ist. Gegebene und leidend aufgenommene Wahrheiten wirken auf den Geist, wie ein tödtender Ballast, der des Schiffes schnellen Lauf hemmend verlangsamt. Die in Passivität aufgenommene Wahrheit lähmt des Geistes Flug, wie unverdauliche Speisen die Verdauungskraft des Magens lähmen. Nur so weit wird der menschliche Geist durch die Wahrheit lebendig, als er dieselbe als Wahrheit, und deshalb als ein Heiligthum und als eine heilige Majestät erkennt; und nur die Wahrheit erkennt man recht und ganz, zu deren Auffindung man bereits die Kraft erlangt hat. Deshalb will der Menschenerzieher dem Zögling die Wahrheit gar nicht also geben, daß er sich dabei leidend verhalte; sondern er leitet, lenkt und stärkt nur seine Kräfte, daß er selbst suche und finde. Die Schule betrachtet der wahre Erzieher daher nur als eine Anstalt, welche den Schüler zum Forschen,

Prüfen, Lernen veranlaßt, ihn freundlich einlädt, seine Anlagen anzustrengen, damit sie zu Fähigkeiten und Kräften erstarken. Wie der Mensch nicht dadurch Herr der äußeren Natur wird, daß er in passiver Ruhe sich den Eindrücken, die sie auf seine Sinne ausübt, hingiebt; sondern dadurch, daß er mit beobachtendem Nachdenken die Erscheinungen auffaßt, über den Verband der Ursachen und Wirkungen nachsinnt, und durch künstliche Veranstaltungen die Natur zwingt, ihm Antwort zu geben auf seine Fragen: also verhält es sich in geistiger Hinsicht. Der Mensch muß selbst denken, prüfen, forschen, untersuchen, damit sich ihm der Geist der Wahrheit erschließe, und damit er frei werde von Irrthum und Wahn. Nicht die auf Treu und Glauben angenommene Wahrheit macht den Menschen frei; sondern die selbstgeprüfte und in der ernsten Prüfung bewährt gefundene. Die leidend empfangene Wahrheit gleicht den ausgeprägten Münzen, welche der Geizhals, wie ein todtes Capital, in seinem Kasten verbirgt, mit denen er nichts anzufangen weiß, und die ihm nicht nützen, sondern ihm nur in der freien Anwendung seiner Kräfte schaden; die selbst aufgefundene, geprüfte Wahrheit aber gleicht den Gold- und Silberbarren, aus welchen die durch die Erforschung jener gestählte Kraft Münzen prägt, je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse für alle Lagen und Verhältnisse. Daher schließt der wahre Erzieher seine Thätigkeit an die dem Zögling eigene Lern-, Forsch- und Wißbegier an, wohl wissend, daß die Kraft desselben in dem Maaße zunimmt, als derselbe sie zur Erforschung der Wahrheit benutzt.

Freilich findet alles menschliche Forschen irgendwo eine Gränze, ein endliches Ziel. Denn der menschliche Geist ist ein endliches Wesen, und darum vermag keiner, wie weit ihn auch seine Kraft über den gewöhnli-

chen Horizont der meisten Menschen hinausführen möge, die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, keiner die Unermeßlichkeit der Tiefen aller Wahrheit zu ergründen. Aber möglichst weit die Nebel des Wahnes zu verscheuchen, möglichst weit das Licht von der Finsterniß zu scheiden, möglichst Vieles und möglichst gründlich zu erkennen, das will die Natur des Menschengeistes. Ungewißheit, Halbwahrheit, Zweifel und ungewisse Wahrscheinlichkeiten beunruhigen und quälen ihn; und nur dann beruhigt er sich bei der Unmöglichkeit, sie alle zu beschwichtigen, alle Ungewißheiten zu entfernen, alle Zweifel zu lösen, alle Wahrscheinlichkeit in untrügliche Gewißheit zu verwandeln, wenn er den Grund dieser Beengtheit alles menschlichen Erkennens erkannt, wenn er den Zusammenhang zwischen dieser Erscheinung und der Natur seines Geistes aufgefaßt hat. Nimmer aber ruht sein Streben, daß es da für ihn zu tagen beginne, wo es jetzt noch dunkelt. Wie sollte er sich daher nicht als Erzieher des heranwachsenden Geschlechtes freuen über die Anstrengung jugendlicher Kräfte, zu wachsen durch eigene Kraftanstrengung in Wahrheit und Erkenntniß; nicht freuen über die Menge der Fragen über Wie, Warum und Wozu; nicht freuen über die Beklommenheit der jungen Köpfe, wenn das Verständniß der Sache ihnen erschwert wird durch unverständliche Redensarten und Worte; nicht sich Mühe geben, ihnen die Wahrheit über Alles, ja über Alles theuer und werth zu machen; nicht alle Kräfte aufbieten, sie wirklich frei zu machen durch die Wahrheit!

Stellen wir diesen, nach unserem Bedünken unumstößlichen Ansichten entgegen die dunklen Ansichten eines Mystikers unsrer Tage!

Nicht selbst finden soll nach seiner Ansicht der Mensch die Wahrheit; sondern er soll sie leidend empfangen.

Sie soll ihm gegeben, im eigentlichen Sinne des Wortes mitgetheilt werden. Und wollte er sie aus selbsteigner Kraft suchen — er vermöchte es nicht. Er kann die Wahrheit nicht finden. Aus eigner Kraft ersinnt er nur Lug und Trug, Irrthum und Wahn. Sein Geist ist verfinstert, wie sein Herz. Was die sogenannten Aufklärer und Selbstvergötterer Verstand und Vernunft nennen, sind trügerische Irrlichter, die den Menschen in die Finsterniß des Aberglaubens und in die Nacht des Unglaubens hineinführen. Diese sogenannten höchsten menschlichen Kräfte helfen ihm Gründe aufsuchen zur Vertheidigung der Selbstsucht und die Mittel zur Befriedigung dieser Alles vernichtenden Leidenschaft. Alles, was durch die eigenen Kräfte des Menschen ohne höhere, unmittelbare Hülfe gewonnen wird, gehört der Erde an, ist vergänglich wie sie, ist Heu, Holz, Stroh und Stoppeln, die das kleinste Feuer, vom Himmel entzündet, in Asche verwandelt. Darum kann man nicht frühe genug dem Kinde die göttliche Wahrheit vorhalten, die es nimmer zu ergründen im Stande wäre. Noch bevor dem Geiste die Schwingen wachsen, soll das Kind, wenn auch nur mit dem Gedächtniß, die ewige Wahrheit erfassen, damit sie ihm werde ein Keim zu ewiger Seligkeit. Ueberall in der ganzen Jugenderziehung darf daher der Erzieher nie den verderblichen Stolz, daß der Mensch hohe Wahrheiten aus sich selbst entwickeln könne, aufkommen lassen. In unbedingter Unterwürfigkeit soll er an ihre Untrüglichkeit glauben, aufstoßende Zweifel als Versuchungen des bösen Geistes ansehen und durch Gebet um festen Glauben an die seligmachende Wahrheit bitten. Denn aus sich selbst erzeugt der Mensch nur aufblähende Scheinwahrheiten, welche ihn zu Hoch- und Uebermuth verleiten und sein Herz verschließen gegen die Wahrheit, die man aufneh-

men muß wie ein Kind. Daher hat der Jugendbildner keine wichtigere Aufgabe als die, den Uebermuth des Wissens unterdrückt zu erhalten, den Zögling zu gewöhnen, seine Geisteskräfte gefangen zu nehmen unter die alleinige Herrschaft des Glaubens, und den Gedanken der neueren Pädagogik, daß der Mensch selbstthätig sich an der Erforschung der Wahrheit üben solle, gleich einer Alles verderbenden Geistespest zu fliehen. Es bedarf daher gar nicht mühsamer Entwicklung des Verstandes und der Vernunft. Im Gegentheil ist es dem Menschen viel heilsamer, wenn er diese kleinen Irrlichter nicht zu einer hellodernden Flamme anfacht, sondern wenn er in demüthiger Unterwerfung die einmal vorhandene Wahrheit leidend empfängt, annimmt und befolgt. Das Licht, welches der Mensch aus sich selbst schöpft, ist ein blendendes Nordlicht, mit trübem, gefärbtem Schein ohne allen Schimmer — die gegebene Wahrheit durchleuchtet und durchglüht den Menschen, wie die Sonne des Himmels.

Führen wir die Ansichten dieser Verdunkler der Zeit und dieser Vernunfthasser hier nicht im Allgemeinen weiter aus, sondern gehen wir zu einigen speciellen Betrachtungen über, die wir in Gegensätzen aufstellen wollen. Zuerst einige, welche das Schul- und Erziehungswesen im Allgemeinen, dann andre, welche das höhere und niedere Schulwesen im Besonderen betreffen.

1. Der Menschenerzieher hält es für die höchste, pädagogische Weisheit, die Natur des Subjects, das er erziehen und bilden soll, zu erforschen, die Menschennatur im Allgemeinen, die Kindesnatur im Besonderen, und den Gang der Entwicklung der Kindesnatur zur vollkommnen, harmonischen Einheit kennen zu lernen. Es ist ihm dieß eine heilige Angelegenheit. Denn wie kann er erziehen und bilden, wenn er das Wesen, die

Anlagen und Fähigkeiten der zu Bildenden nicht richtig erfaßt hat? Daher legt er auf die Psychologie einen entscheidenden, hohen, absoluten Werth.

Eine ganz andre Ansicht hält der Mystiker fest. Ihm zufolge verlohnt es sich gar nicht der Mühe, die radikal verderbte Menschennatur kennen zu lernen. Da aus dem menschlichen Herzen nur Böses hervorgeht, so darf man sich um die Natur des Menschen gar nicht bekümmern, und die Meinung, daß die Kenntniß der Entwicklungsgesetze des menschlichen Geistes die verständige und weise Thätigkeit des Erziehers bedinge, ist eine der verderblichen Behauptungen, welche uns die Afterweisheit der französischen Aufklärer gebracht hat. Die Psychologie erzeugt, wie alle Philosophie und Menschenweisheit, jenen Dünkel, in welchem der Mensch sein eigner Gesetzgeber sein will, statt sich in aller Demuth den gegebenen Gesetzen zu unterwerfen.

2. Der Menschenerzieher hält es für pädagogische Weisheit, dem freien Entwicklungsgange der menschlichen Natur hülfreiche Hand zu leisten, überall die Winke der Natur respektvoll zu befolgen und naturgemäß zu verfahren. Die Naturgemäßheit ist das höchste, formale Gesetz seiner pädagogischen Grundsätze. Er will nur das aus dem Menschen machen, was die Natur aus ihm machen will. Er erkennt diese Bestrebungen der Natur aus den Anlagen, welche sie ihrem Günstling, dem Menschen, verlieh. Er will alle Anlagen des Menschen harmonisch ausbilden; denn er ist der Ueberzeugung, daß die Natur ihn mit allen den Anlagen ausstattete, welche ihn zur Erstrebung seines irdischen Zieles führen können, daß die Mutter Natur ihm nichts versagte, was ihm zu einem wahrhaft menschlichen Dasein unumgänglich nöthig ist. Darum horcht er auf die Stimme und Winke der Natur, die er, als eine Krea-

tur des Allweisen, hochachtet nnd verehrt. Der Menschenerzieher belauscht daher diese Natur in sich, im Kinde und in der ganzen lebenden Schöpfung. Das einfache Leben der Pflanze erleichtert ihm die Kenntniß der allgemeinsten Gesetze organischer Wesen, zu denen die Thiere und Menschen gehören. In den Thieren erkennt er die Gewalt und Macht des Instinkts, ohne den kein Thier leben und seines Daseins Zwecke ereichen könnte, und welche der Mensch mit dem Thiere theilt. So lernt der unbefangene Erzieher überall von der ganzen, belebten Schöpfung, ihren Gesetzen nicht entgegentretend, sondern ihr sich als ein dienendes und helfendes Glied anschließend, damit er das allgemeine Gesetz der Naturgemäßheit nicht frevelnd übertrete.

Nicht also der Mystiker. Ihm ist die Menschennatur, wie sie sich in der Wirklichkeit vorfindet, nur eine Karrikatur dessen, was sie sein sollte. In ihr ist nichts Gutes, auch nicht Etwas. Der Mensch erzeugt aus dem eignen Herzen, durch eigene Kraft, nur Böses. Denn der Mensch ist von Natur nur geneigt, Gott und seinen Nächsten zu hassen. Wer daher naturgemäß verfährt, d. h. die Natur in ihrer Entwicklung begünstigt, ihrem Streben nicht einen undurchdringlichen Damm entgegensetzt, sie nicht gleich in ihrem ersten Keimen erstickt, wirkt in dem Dienste des bösen Princips. Nicht naturgemäß und naturbegünstigend soll der Erzieher wirken, sondern naturunterdrückend und naturwidrig. Wehe dem, der das von Welschland, von jenem Volksverführer Rousseau herrührende, und von dem, zwar ehrlichen, aber getäuschten Pestalozzi aufgegriffene Princip der Naturgemäßheit zur Richtschnur seines Handelns macht! Segen aber über den, der sich zu dem allein wahren Princip der Naturwidrigkeit bekennt! Nicht aus der eignen Brust schöpft der Mensch die heil-

bringenden Ideale; die müssen ihm gegeben werden. In sich selbst findet er nur ein Irrlicht, Vernunft genannt, das erblassen muß, wie die Sterne vor der Sonne, wenn die ächte Wahrheit ihm aufgeht. Wie weit haben sich denn jene hochgepriesenen, heidnischen Helden, die nur von eignem Lichte erleuchtet waren, erhoben über die gemeine Natur der Alltagsmenschen, die nach der Tiefe blicken und Erde essen? Was jene verrichteten, was Ihr, falsche Aufwiegler! bewundernswürdige Weisheit und preiswürdigen Tugendsinn nennt; was selbst Euer Held Sokrates erkannte und verrichtete: was waren es anders, als leere Seifenblasen, an deren Farbenspiel das sinnliche Auge sich ergötzt, was anders waren ihre hochgerühmten Tugenden, als glänzende Laster! Darum erkennet die Natur des Menschen in ihrer absoluten Nichtswürdigkeit und radikalen Verderbtheit, auf daß Ihr klug und weise werdet!

3. Des nicht-mystischen Lehrers Hauptbestreben ist dahin gerichtet, die wichtigste Seelenkraft auch vorzugsweise auszubilden. Da nun der höhere Gedankenlauf den niederen beherrschen soll, und der Verstand jenem, das Gedächtniß diesem angehört, so legt er mehr Gewicht auf die Bildung des Verstandes, als auf die Bildung des Gedächtnisses. So wichtig auch ein schnellfassendes, treues und weites Gedächtniß sein mag, so bleibt es doch immer eine untergeordnete Seelenkraft, die zur Selbstständigkeit des Menschen unmittelbar nichts beiträgt. Diese große erhabene Eigenschaft des Menschen, die Selbstständigkeit und geistige Mündigkeit, wirket ein recht ausgebildeter, scharfer Verstand, und darum ist seine Ausbildung des bildenden Lehrers vorzügliches Augenmerk. Er vermeidet mit emsiger Sorgfalt den großen Fehler, der noch immer so häufig in der Bildung der Jugend begangen wird, daß man sie nicht

zu reifem Nachdenken gewöhnt. Hierin liegt zum Theil das große Geheimniß, der menschlichen Seele Stärke und Festigkeit zu geben, indem man sie veranlaßt, überall durch eignes Nachdenken das Wahre zu erforschen. Es folgt hieraus, daß ein solcher Erzieher im Unterricht dem Rationellen das Uebergewicht über das Historische zu verschaffen sucht. Denn die historische Kenntniß oder der historisch behandelte Unterrichtsstoff schläfert leicht das forschlustige Gemüth der Kinder ein; ihre Wißbegier wird zu frühe und auf eine naturwidrige Weise gestillt, und die Lust, sich selbst den Weg zu bahnen, ihnen geraubt. Daher soll man von dem Was nie das Warum trennen, damit der Mensch nicht in den Schlummer geistiger Gleichgültigkeit eingewiegt werde. Eine nicht anregende Unterrichtsweise raubt leicht dem Schüler alle Strebkraft, und er begnügt sich dann in der Regel sein Lebenlang mit der ihm eingegebenen aber nicht mit seinem Fleisch und Blut assimilirten Masse, wenn nicht besonders günstige Umstände die Lebenskräfte des gelähmten Geistes in neue Thätigkeit versetzen. Natürlicher Weise wird daher ein von den eben angedeuteten Ansichten ergriffener Lehrer gleich vom ersten Tage des Schulbesuchs eines Kindes an den schlummernden Verstand auf alle Art zu wecken bemüht sein. In diesem Sinn und Geist und ausdrücklich in dieser Absicht haben die neueren Pädagogen den elenden Gedächtnißkram der alten Schulen durch eine verständige Behandlung aller Unterrichtsgegenstände, der Natur des einzelnen Objectes und der Altersstufe des Kindes gemäß, zu verdrängen gesucht; an des bleiernen ABC Stelle ist die bildende Methode des Lautirens getreten, welche das Kind anleitet, Alles, was es thut, mit Bewußtsein zu thun. In jeder gut organisirten Schule werden in der unteren Klasse

besondere Stunden der Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens gewidmet; man hat Anschauungs-, Denk-, Sprech- und Sprachübungen in den Kreis des ersten Schulunterrichts aufgenommen, und man ist bemüht gewesen, die Schule dem Leben möglichst anzuschließen und erregend auf den Geist der Kinder zu wirken. Man strebt überall nach Gründlichkeit im Unterricht, damit das Kind begründen lerne und seinen Geist durch gründliches Lernen übe und stärke. Denn ohne geistige Ausbildung, ohne Geübtheit des Verstandes gelangt der Mensch nimmer zur Selbstständigkeit.

Ganz anderer Meinung ist der Mystiker. Nur zum Verderben führt nach seiner Meinung die sogenannte Selbstständigkeit des Menschen, die Ausbildung der Verstandeskräfte, welche die Anmaßung hegen, aus sich selbst die Wahrheit schöpfen zu können. Deßwegen gehört es zu den größten Verirrungen der neueren rationalistischen Pädagogik, daß sie ihr System auf die Ausbildung des Verstandes gebaut hat. Ganz auf der entgegengesetzten Seite findet sich das Heil der Jugend und Menschheit. Das Gedächtniß ist die Grundkraft des jugendlichen Geistes, und sie ist es, welche durch die Aufnahme der ewigen Wahrheit befruchtet werden muß, damit der junge Mensch gleich von Anfang an die lautere Milch der Wahrheit koste und an ihr einen Schatz gewinne, der ihn in allen Lagen des Lebens tröste und erquicke. Deshalb soll der Lehrer überall das Gedächtniß in Anspruch nehmen. Es bedarf dazu durchaus nicht irgend einer künstlichen Methode. Der Mündige setzt dem Unmündigen die Speise vor, und dieser nimmt sie mit Vertrauen und Glauben an. So vom ABC an durch alle Künste und Wissenschaften des Schullebens hindurch. Nur der eitle Hochmuth der Rationalisten hat die Chimäre der geistigen Selbstständ-

digkeit ersonnen; das Volk, d. h. bei weitem der größte Theil des menschlichen Geschlechts ist nie selbstständig gewesen, wird und soll nie selbstständig werden. Weg daher mit dem Hirngespinnst geistiger Selbstständigkeit, und fort mit allen Methoden, welche auf dieses Phantom gebaut sind! Nicht vorwärts in der Erstrebung vollkommnerer Lehrmethoden — denn wie sollte das Heil der Welt von Methoden abhängen können? — sondern rückwärts zu der Weise der alten Lehrer, welche viel leisteten, weil sie nicht den unreifen Verstand, sondern das reife Gedächtniß ausbildeten.

4. Nicht weniger Zwiespalt und Gegensatz findet sich in den Ansichten der Mystiker und Antimystiker in Betreff des Religionsunterrichts. Hier tritt vielmehr der stärkste Gegensatz auf. Des Nicht-Mystikers Ansichten über diesen Gegenstand sind ungefähr diese.

Wie man überall in dem Unterrichte und in der Erziehung mit dem Naheliegenden und Nächsten beginnen, an das Bekannte das Unbekannte anreihen muß; wie es in der Ausbildung des Geistes nirgends Lücken und Sprünge giebt, sondern wie jede Entwickelung von Stufe zu Stufe, in lückenlosem, allmähligem Fortschreiten begriffen ist: so soll das Kind auch allmählig und stufenweise zur Erkenntniß Gottes und seiner Bestimmung, zur Einsicht in die Gesetze der Sitten- und Glaubenslehre geführt werden. Wenn es ferner wahr ist, daß das Kind nicht besonders deßwegen Religionserkenntnisse lernt, damit es dieselben dereinst in seinem künftigen Leben anwende und übe; sondern damit es jetzt, in seinem Kindesleben zur Tugend und Frömmigkeit geführt werde, weil es gewisser ist, daß ein frommes Kind ein frommer Mensch werde, als daß ein nicht frommes Kind als Erwachsener sich der Frömmigkeit zuwende: so sollen die Religionserkenntnisse sich dem kindli-

chen Geiste genau anschließen, und ganz anders ist ein Kind, ganz anders ein Erwachsener in der Religion zu unterrichten. Für jenen ist die Milch, für diesen die Speise. Diesen Ansichten zufolge giebt der denkende Pädagog dem Kinde im ersten Unterricht nicht die ganze Wahrheit der Religion, sondern er sucht sein Gemüth für dieselbe vorzubereiten und es den erhabenen Lehren der Religion zu erschließen. Es geschieht dieses theils durch moralische Erzählungen aus dem Kreise der Kinder, theils durch einfache Verse, welche fromme Gefühle und Empfindungen auf kindliche Weise aussprechen, theils durch die Mittheilung der schönsten Momente der Geschichte der Patriarchen mit Uebergehung aller der Umstände, welche für unsere Zeit als unbrauchbar erscheinen, also mit besonnener Auswahl und weiser Vorsicht. Späterhin schließt sich an diesen Vorbereitungsunterricht eine zusammenhängende Erzählung der biblischen Geschichte des alten und neuen Testamen[illegible] die besondere Betrachtung des Lebens Jesu; und [illegible] zeitig mit diesem historischen Religionscursus wird [illegible] Glaubens- und Sittenlehre vorgetragen und behandelt. Anders ist die Behandlung der letzteren in Volksschulen, anders in höheren Bildungsanstalten. In letzteren, wo des Jünglings Geist überall zur Auslegung, Begründung und Beweisführuug angehalten wird, genügt der gewöhnliche Confirmations-Unterricht der Prediger, wie er für die große Menge des Volks leider noch genügen mag, durchaus nicht; hier muß die Religion wissenschaftlich begründet werden, soll sie dem Herzen des Jünglings nahe treten. Es ist eine ganz ungebührliche, unnatürliche Forderung, daß er, der überall zum ernsten Nachdenken Aufgeforderte, sich des Fragens und Erforschens in religiösen Dingen enthalten müsse. Zwingt ihr ihn dazu, so verhält er sich in der Religionsstunde

aus Herkommen und Zwang ruhig; aber die Religion wird weder Angelegenheit seines Kopfes, noch seines Herzens. Deshalb bedarf die Religionswahrheit für den Gebildeten einer wissenschaftlichen Begründung, einer psychologischen Basis. Auf ihr wird zuerst fest und sicher die Sittenlehre aufgeführt und dieser durch die Glaubenslehre die rechte Weihe gegeben. Ist ja doch die Moral nicht eine Art der Religion, sondern das Gemeinschaftliche, der Kern aller Religionen. Nicht eine andere Moral lehrt das Christenthum als die Philosophie. Jenes stützt sie nur mit anderen, oder anders abgeleiteten Gründen. Darum legt der Antimystiker in dem Religionsunterricht einen sehr hohen Werth auf feste Begründung des auf psychologischem Wege zu Begründenden. Wer diesen gewandelt hat, der erkennt die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnißkräfte; für den bedarf es keines Beweises mehr, daß die Offenbarungs-Religion Lehren enthalten könne, welche der endlichen Vernunft unzugänglich sind; aber doch ist seine Sittlichkeit nicht einzig auf das Ansehen der positiven Religion gegründet. Und sollte dereinst — wer vermag das zu verbürgen? — sein Glauben an dieses oder jenes positive Dogma der Religion wankend werden, seine Sittlichkeit und sein Glaube an die ewige Wahrheit der Religion Christi wankt darum doch nicht. Damit darüber kein Zweifel obwalte, so soll der Religionsunterricht für den wissenschaftlich gebildeten Menschen wissenschaftlich begründet werden. Eine schwere, aber auch sehr wichtige und lohnenswerthe Aufgabe für den wissenschaftlich gebildeten Religionslehrer, eine unerlaßliche Aufgabe, wenn das Christenthum fernerhin den gelehrten Ständen mehr sein soll, als es gewesen ist. Das Christenthum muß sich der Wissenschaft, oder die Wissenschaft muß sich des Christenthums bemächti-

gen, wenn zwischen Wissenschaft und Christenthum nicht eine immer weiter und weiter werdende Kluft entstehen soll.

Ganz entgegengesetzter Ansicht lebt in allen Stücken der Mystiker. Begründung der Religionswahrheiten, Begreifen und Prüfung dessen, was in den heiligen Urkunden uns aufbehalten, ist nicht Sache des Mystikers. Seiner Meinung nach ist die Religion nicht Sache des Verstandes und der Vernunft, sondern einzig Sache des Gefühls, Sache des Glaubens im engsten Sinne des Wortes. Nicht Selbsterforschung und Selbstprüfung ist daher Recht und Pflicht des Menschen, sondern demüthige Annahme des Offenbarungsglaubens, Gefangennehmung der Vernunft unter dem Glauben. Für Irrlehrer sind daher diejenigen zu erklären, welche die Vernunft für eine Quelle der Religion erklären, welche den heranwachsenden Menschen zu der Sünde verleiten, die göttliche Wahrheit vor den Richterstuhl des endlichen Verstandes zu ziehen, und ihm die Frechheit anreden, in Sachen des Glaubens sich eigne Prüfung, folglich die Annahme dessen, wovon man sich überzeugt zu haben beredet, und die Verwerfung dessen, was man für Wahn nnd Aberglauben ansehen zu dürfen wähnt, zu erlauben. Was ihr Moral, Ethik und Sittenlehre nennt, ist nur trügerische Menschenweisheit oder erborgt aus der reinen Lehre der Offenbarung, die nun der Mutter spottet, nachdem sie das Beste ihres Besitzthums von ihr entlehnt hat. Heilig werde daher auch der Luther'sche Katechismus in der Beziehung gehalten, weil er die einzig wahre Methode des ersten und letzten Religionsunterrichts für die Jugend aufgestellt hat. Da ist nicht die Rede von moralischen Salbadereien, nicht die Rede von der Entwicklung der Religionswahrheiten aus dem verkehrten menschlichen Her-

zen; sondern die Offenbarungsreligion wird dem Kinde in einfachen, klaren Aussprüchen, auf die dem Kinde gemäßeste Weise, in kurzen Fragen und längeren Antworten — goldne Aepfel in silbernen Schaalen — mitgetheilt. Wie hoch erhaben steht diese, aus der heiligen Schrift selbst entlehnte Unterrichtsweise über der Alles entwässernden Methode der neueren Schulweisheit, der allbeliebten katechisirenden und sokratirenden Lehrkunst. Ihr sokratisirt und katechisirt, bis des Kindes Gemüth ein leerer Schlauch geworden ist, in welchem sich nichts findet als der Wind eurer Lehre. Ihr sucht, um mit Pestalozzi zu reden, Eier in Nestern, in die doch gar keine gelegt worden sind. Ihr wollt ärndten, wo Ihr nicht gesäet habt. Was das Resultat ist solcher hohlen Verstandesaufklärung, solches Dünkels, die religiösen Wahrheiten selbst prüfen zu dürfen, das hat die neuere Zeit uns warnend gelehrt. Aber Tausende sind taub gegen solche ernste Warnungen; darum kehren wir zu der alten Weise des Religionsunterrichts wieder zurück. Es ist eine Blasphemie des heiligen Evangeliums, daß dasselbe nicht für jeden Menschen, nicht für jedes Alter passend eingericht sein soll; nein, es ist eingerichtet für alle Geschlechter und Alter. Darum darf und soll in dem Religionsunterrichte kein Unterschied gemacht werden zwischen Gelehrt und Ungelehrt, zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Alt und Jung. Die Hauptlehren des Christenthums hat daher der Anfänger im Christenthum auch zuerst zu lernen. Darum soll das Kind vor allen Dingen von der Verkehrtheit der menschlichen Natur, von ihrem Tichten und Trachten nach dem Bösen von Jugend auf, von dem Unvermögen des Menschen zum Guten aus eigner Kraft, von dem Dogma der Erbsünde überzeugt werden, damit es frühe den Kern aller religiösen Wahr-

heit kennen lerne. Gleich von vorn herein soll es die Gewißheit erlangen, daß wir Sünder sind allzumal, und daß es von der Geburt an gar mannigfaltig gesündigt habe, damit es nicht dem eignen Willen des bösen Herzens vertraue und nicht den verderblichen Wahn nähre, als vermöge der Mensch etwas aus eigener Kraft. Das Christenthum soll daher gar nicht von den verfinsterten Kräften der menschlichen Seele beurtheilt, es soll mit Verzichtleistung auf alles Verständniß angenommen werden.

5. Das Wesen der Bildung sucht der Mystiker in dem Gefühl, der Antimystiker in dem Verstand im weiteren Sinne des Wortes, ohne dem Gefühle seine Rechte zu vergeben. Aber der Verstand ist ihm die Hauptpotenz in dem Charakter des Menschen, nicht das schwankende, trügerische, veränderliche Gefühl. Menschen von hellem, klarem Verstande, nicht Gefühlsmenschen, die eine Beute sind jedes Windes der Lehre, will der Antimystiker bilden. Denn er erkennt im Verstande die Kraft der Selbstbeherrschung, durch welche er seines geistigen Lebens Meister wird. Der Verstand ist ihm der Vermittler des Gehalts, den auf der einen Seite ihm die Sinnlichkeit, auf der andern Seite ihm die Vernunft zuführt. Er erstrebt die Einheit zwischen diesen beiden Quellen menschlichen Wissens, von denen die eine den Gebieten des Raumes und der Zeit, die andre der Ewigkeit angehört. Der Verstand erzielt die Einheit des Lebens. Er allein bringt in alle Gebiete des Geistes Festigkeit und Bestand, indem er dem Bewußtsein die festen Regeln vorhält, nach welchen sich das Erkennen, Fühlen und Wollen zu richten hat. Er ist der Meister des Lebens. Aber so groß auch der Werth des Verstandes ist in jeder Rücksicht, so verkennen wir doch keineswegs die Beschränktheit seiner

Natur, die Gränzen seines Gebietes. Denn außer und neben ihm stehen die Gefühle des Herzens, die Andacht und der Glauben. Wohin der Verstand mit seinem endlichen Auge nicht reichet, dahin dringen die Gefühle des Herzens. Das aber ist der große Gewinn des psychologischen Studiums, daß man jedem Vermögen des Geistes sein Recht angedeihen läßt auf seinem Gebiete, jedem Vermögen aber auch seine bestimmten Gränzen steckt und nicht zugiebt, daß es in despotischer Willkühr Länderstriche sich unterwerfe, welche einem andren Herrn dienen. Darum erkennen wir die Rechte des Gefühls in Sachen des Gefühls an, wie die Rechte des Verstandes in Sachen des Verstandes; jenes nicht diesem, und diesen nicht jenem zum Schiedsrichter und zur höheren Instanz hinsetzend. Genügend können wir hier die Gränzstreitigkeiten zwischen Verstand und Gefühl nicht berichtigen. Aber so viel werde hier schon zum voraus bemerkt, daß es unsre Ansicht ist, daß das klare Erkennen der Dinge, insonderheit der sittlichen Wahrheiten, für die feste, sittliche Lebensgestaltung eine ganz unerlaßliche Bedingung sei; daß das dunkle Gefühlswesen nirgends Zuverlässigkeit und Festigkeit eines männlichen Charakters herbeiführe; daß die tiefe Erkenntniß eines Gegenstandes von dem mächtigsten Einfluß auf das Gefühl und den Willen begleitet sein müsse; daß, wo diese Folge sich nicht zeiget, auch der Grund nicht gehörig gelegt sei; daß der Mensch nicht nur das Recht, sondern die Pflicht habe, die unerlaßliche Pflicht habe, sich eigne Ueberzeugung in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens zu erwerben; daß jeder Glaube, der auf das Ansehen eines andern Menschen angenommen worden, eigentlich auf Vorurtheilen ruhe, wo nicht zum Aberglauben zu rechnen sei; daß das Rechtfühlen und das Rechthandeln durch das Recht-

denken bedingt sei; daß das klarere Christenthum auch das wahrere und bessere Christenthum sei; daß, je klarer die Einsicht, desto besser in der Regel der Mensch, desto besser der Bürger. Diese Behauptungen sollen in der Folge eine genügende Begründung erhalten. Wer diese Ueberzeugungen theilt, wird sich mit den Mystikern, welche einzig die Autorität dunkler Gefühle gelten lassen, in entschiedene Opposition gesetzt fühlen, und als Lehrer wird er die Bedeutung der Aufgabe kennen, welche ihm seine Ueberzeugungen auflegen. Er huldigt für sich selbst dem Spruche: „Prüfet Alles und behaltet das Beste!" und er führt seine Zöglinge zur Anerkennung der Nothwendigkeit dieser großen Lebensregel mit dem weiten Kreis von Pflichten, welche eben diese Anerkennung mit sich führet.

6. Da der Mystiker überhaupt kein Freund ist der hellen, lichten Erkenntniß, kein Freund der Forschung und Prüfung, kein Freund der individuellen Ueberzeugung; so ist er überhaupt ein Feind gründlicher, wissenschaftlicher Bildung, und darum auch mit der heutigen Einrichtung unserer wissenschaftlichen Bildungsanstalten, mit Gymnasien und Universitäten unzufrieden. Es gehört zu den Erfahrungssätzen des Verfassers, daß diejenigen, welche im Amte Mystiker sind, oder den Mystiker spielen — denn wer vermag es, in diesem Nebellande Schein und Wahrheit von einander zu scheiden? — in der Regel auf Gymnasien schon den akademischen Burschen, und auf der Akademie den Renommisten, nämlich den sogenannten Maul-, Stroh- und Bierrenommisten gespielt haben, und mit nichten unter den ersten in der Reihe derer, welche nach wissenschaftlicher Bildung strebten, zu finden gewesen sind. Und gerade dieser Umstand beweiset eben die absolute Nothwendigkeit wissenschaftlicher Bildung zur künftigen Ab-

wehr der Mystik von denen, welche zu den höheren Ständen der Gesellschaft gehören sollen, und von welchen die Richtung der Zeit zum Theil mit bestimmt wird. Gelänge es erst den Mystikern, den wissenschaftlichen Geist von den Gymnasien und Universitäten zu verbannen, und alle Lehrstühle mit Leuten ihres Schlages zu besetzen, so würden wir in wenigen Jahrzehnten die Barbarei des Mittelalters zurückkehren sehen. Auch die Wissenschaft, die Wissenschaft! die bösen denkenden Köpfe! die verrückende Gründlichkeit der Philologie! die den Verstand auf den Thron setzende Mathematik! die leidige Profangeschichte! und obendrein die ganz unnütze Logik, mit dem seichten Geschwätze von Psychologie und Ethik! — Ja wenn der Mystiker diese bösen Wissenschaften in die Unterwelt beschwören könnte, dann wäre ein weiter Spielraum gewonnen für seine Aussaat. Aber, Dank unsern erleuchteten Regierungen, heißen Dank unsrer Preußischen Regierung! daß sie alle Provinzen unseres Staates mit wissenschaftlichen Lehranstalten versehen hat; daß der Geist der freien Forschung noch nicht von den Universitäten vertrieben ist, daß unserer Jünglinge unbefangener Geist mit gründlichen Sprachkenntnissen, mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der reinen mathematischen Wahrheit bereichert und ausgebildet wird. Wessen Geist nicht schon von dem mystischen Gifte angesteckt ist, der erkennt in der gründlichen Behandlung der Sprachen, wie überhaupt ein treffliches Bildungsmittel, so im Besonderen in der genauen, wörtlichen und sachlichen Zergliederung der Sätze und Perioden, kurz in der gründlich betriebenen Philologie ein herrliches Mittel, die mystischen Nebel zu verscheuchen. Fängt ein Jüngling an, den Kopf hängen zu lassen, und, um das innere Licht wahrzunehmen, nach

der Nasenspitze zu schielen, dann nöthigt ihn, 6 Wochen lang einen alten Klassiker nach allen möglichen Beziehungen zu erklären — und ich bürge Euch dafür, daß Ihr vergebens noch nach einer Spur von Kopfhängerei forschet. Die Erforschung der Sprachen und des Sprachgeistes macht den Geist nüchtern, besonnen, klar und verständig. Mit dunklen Gefühlen lassen die Klassiker sich nicht interpretiren, und mit Bildern, Allegorien und symbolischen Redensarten kommt man auch nicht weit. Darum fördert gründliches Sprachstudium in vorzüglichem Grade die wissenschaftliche Bildung.

Ein Gleiches ist von der Geschichte zu rühmen, sobald man über trockne Namen, Zahlen und allgemeine Thatsachen hinaus ist. Denn die Geschichte zeigt uns den Gang der Entwicklung des menschlichen Geschlechts, die Fortschritte, welche der menschliche Geist gemacht, die ungeheuern Irrthümer, welche er begangen, die hohe Gesinnung, welche der Mensch bewähren kann, und die niederträchtigen Mittel, mit welchen man den Fortschritt der menschlichen Cultur darnieder zu halten versucht hat. Wenn die Geschichte der Völker keinen andern Werth hätte, als daß sie uns zeigte, welche Meinungen die Menschen in den verschiedensten Zeitaltern über religiöse Dinge gehabt haben, auf welche Weise die Religionsverfassungen entstanden sind — uns nichts zeigte, als daß der Mensch unter allen Himmelsstrichen und unter jeder Verfassung Edelsinn und Hochherzigkeit sich anbilden kann — uns keinen andern, als den negativen Gewinn brächte, daß die Kenntniß der Geschichte es erschwerte, daß man uns etwas weiß machen könnte: so verlohnte es schon sehr der Mühe, der heranreifenden Jugend diesen Schatz nicht zu verschließen. Und darum legen unsere Bildungsanstalten hohen Werth auf gründliche geschichtliche Kenntnisse. Der

Mystiker aber schreibt jede Geschichtsstunde als Verlust an, welche der Betrachtung des Lebens heidnischer Völker gewidmet, und der gemüthlichen Erbauung in den Geschichtsbüchern der Israeliten und der Kirchenväter entzogen wird. Wenn es seiner Meinung nach geht, so lernt der Jüngling fortan nur noch die Geschichten der Israeliten und die christliche Kirchengeschichte. Denn nach seiner Ansicht bringt die Kenntniß der hochgepriesenen Tugenden der Heiden dem christlichen Gemüthe unberechenbaren Schaden. Weg daher aus unsern Schulen mit sogenannten Klassikern der heidnischen Welt; weg mit den unchristlichen Geschichten der Römer und Griechen! Zeigte ja doch der große Philologe Heyne an sich selbst die Frucht dieser historisch-philologischen Bildung, da er sich rühmte, daß er den heidnischen Schriftstellern mehr verdanke als den Kirchenvätern!

Und nun noch obendrein die Mathematik! Es ist gerade so, als habe man mit allem Scharfsinn die Mittel aufgesucht, der edlen Mystik allen Boden, auf dem sie emporschießen möchte, zu entziehen. Die den Verstand in seiner Anmaßung begünstigende Mathematik, in der nichts Gegebenes vorkommt, welche alle ihre Objecte und Begriffe aus dem eignen Geiste herausholt, das Gedächtniß ganz brach liegen läßt, nur mit Definiren, Dividiren, Begründen, Beweisen, Construiren und Schließen sich beschäftigt, einen Satz aus dem andern ableitet, auf nichts fußet und nichts anerkennt, als wenige unleugbare, für und in sich gewisse Postulate und Axiomate, und von ihnen aus ein wissenschaftlich künstliches Gebäude aufführt! Sie, diese Mathematik, welche sich der mannigfaltigsten Methoden zu bedienen weiß, bald der analytischen, bald der synthetischen, bald der heuristischen, bald der progressiven,

bald der regressiven — bald der directen, bald der indirecten und apagogischen Beweisart; welche jetzt vom Bekannten ausgeht, um durch einfache Combinationen das Unbekannte daran zu reihen, dann selbst das Unbekannte als Ausgangspunkt wählt, um die Brücke zu suchen, welche dasselbe mit dem bereits Festliegenden verknüpft, um so den Weg zu dem unbekannten Lande zu entdecken! Diese wunderbare Wissenschaft, welche eine solche Behandlung erlaubt, wie es der jedesmalige Geisteszustand des Einzelnen, des Stumpfsinnigsten wie des Klügsten, fordert, deren Gewinn also jeder Mensch nach Maaßgabe seiner Kräfte theilhaftig gemacht werden kann; welche daher in der unteren Klasse der Elementarschule als Pestalozzi'sche Anschauungen und erste Elemente der Form und Größe auftritt, und in den höheren Klassen der Gymnasien, ja selbst auf den Universitäten des Jünglings und Mannes Geist durch die Consequenz und Strenge im Calcul und in der synthetischen Demonstration zu fesseln im Stande ist — eine solche Wissenschaft sollte der ächte Mystiker nicht hassen? Dann müßte er selbst vergessen haben, was die Herrschaft seines Reiches fördert und hindert. Denn da die Mathematik, wie kein anderer Zweig der Wissenschaften, auf festen, unwandelbaren Grundsätzen ruht, wie kein anderer Unterrichtsgegenstand den kleinen Verstand von Stufe zu Stufe zu einer höheren Reife führt, nicht Meinen, Wähnen, Rathen und Wahrscheinlichkeiten zuläßt, sondern alle Behauptungen durch untrügliche Schlußreihen sichert: so ist keine Disciplin der Mystik so gefährlich, als die Mathematik. Sollte daher Einer Eurer Jünglinge schon in so hohem Grade von dem Kopf- und Herzenspips — Mystik genannt — befallen sein, daß eine sechswöchentliche Uebung in der wörtlichen Zergliederung eines

alten Klassikers nicht hinreichend befunden würde, seinem Verstande vollends wieder auf die Beine zu helfen; so beschäftigt ihn in den folgenden sechs Wochen mit mathematischen Theoremen und Problemen, z. B. mit der Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln, mit den Gesetzen und Regeln des algebraischen Calculs, mit der Lehre der commensurabelen und incommensurabelen Größen — und ich stehe Euch mit Leib und Leben dafür: ehe die sechs Wochen vergehen, ist seine nüchterne Besonnenheit vollends zurückgekehrt. Darum liebt der Antimystiker, darum haßt der Mystiker die Wissenschaft der Wissenschaften — die Mathematik. —

Wie jeder nüchternen Forschung, so ist der Mystiker auch ein Feind der Naturkunde, sie möge nun als Naturbeschreibung, oder als Naturlehre, oder als Chemie, oder als Himmelskunde und Atmosphärologie, oder als eigentliche Astronomie auftreten. Unbegreiflich, und doch wahr! Ja unbegreiflich, und doch wahr! Diese Menschen, welche die Bibelstellen wörtlich zu nehmen für Pflicht halten, übersehen in ihrer Befangenheit die klarsten Aussprüche. Da heißt es z. B.: Prüfet Alles! Zu diesem Alles gehört doch offenbar mehr, als dasjenige, womit sich die Mystiker zu beschäftigen pflegen; z. B. gehört doch auch die Natur, d. h. die Schöpfung Gottes zu diesem Alles. Aber diese Natur in ihrer unendlichen Erhabenheit und Bewunderungswürdigkeit kennen zu lernen, mit natürlichem Sinn und Auge die wundervolle Einrichtung der Naturkörper, vom einfachsten Steinkrystalle an bis zu den vollkommensten Pflanzen und lebendigen Wesen hinauf, und von der Natur des Wassertropfens bis zu den ewigen Gesetzen des Laufes der Planeten, Sonnen und Milchstraßen — das fällt keinem Mystiker ein, das vermag in der That auch kein Mystiker. Und indem er anfin-

ge, es zu vermögen, hätte er auch angefangen, aufzuhören, ein Mystiker zu sein. Da berufen sie sich nun z. B., um daraus auf die Gefahr, welche das Studium des Buches der Natur dem Studium des Buches der Offenbarung bringen könnte, einen Schluß sich zu erlauben, auf das offene Geständniß la Lande's, der fast naiv von sich aussagte: „Ich glaube nichts." Als wenn diese Erscheinung eine nothwendige oder natürliche Folge des Naturstudiums sei!? Freilich zeigt die Natur an sich, als äußeres Maschinenwerk betrachtet, nichts vom Schöpfer; denn sie ist unterthan gemacht der blinden Nothwendigkeit. Und gewiß ist es, daß nur der Mensch Gott in der Natur findet, der ihn bereits in sich gefunden hat. Auch hier gilt allerdings das Sprichwort: Wie man in den Wald hinein schreit, so schallt es heraus. Aber doch giebt es nächst dem Buche der Offenbarung nichts Größeres, Erhabeneres und Bildenderes als die Natur, das Werk eines allmächtigen und allweisen Urhebers. Das wußten und verstanden die alten Propheten auch weit besser als unsere heutigen Mystiker, welche in nichts groß sind als in großer Schwärmerei, und daher das Großartige und Erhabene der Natur aufzufassen gar nicht im Stande sind. In ihnen ist Nacht, Nebel und Dunst, und beschränkt daher ihr Horizont. Da sie nichts Großes in sich empfinden, indem sie ja selbst sich für „Staub des Staubes", für „Rauch des Hochmuths" erklären, so sind sie auch ganz und gar unfähig, das Große außer sich zu erkennen. Dieses Große außer uns in der sichtbaren Schöpfung ist nach Kant der gestirnte Himmel über uns, dem nichts entspricht als das Sittengesetz in uns. Ja der gestirnte Himmel über uns und das Sittengesetz in uns! — Da hält der Mystiker im Unverstande der Worte der heiligen Schrift es für Frevel, die

Ursachen der Gewitter, des Donners und des Blitzes erforschen zu wollen, weil der Ewige allein nach seinem Gutdünken die Wolken an dem Horizonte heraufführe, oder sie mit dem Hauche seines Odems verscheuche, ohne dazu der Kräfte der Natur zu bedürfen! Da vermeint der Mystiker, daß es ein Beweis des größten menschlichen Hochmuths sei, daß er sich vermesse, auf Tage und Monate die Witterung vorauskündigen zu wollen, da doch Gott Regen und Sonnenschein mache, wie es ihm beliebe, und der Fromme recht hätte, durch Gebet den Regen zu erflehen, wenn die Kräfte der Natur versengende Dürre herbeiführen. —

Nur das Eine läßt der Mystiker sich gefallen — Erhöhung des sinnlichen Lebensglückes durch verbesserte Einrichtungen vermittelst der Kräfte der Natur. Denn nicht leicht hat Einer den Stachel der Sinnlichkeit so tief im Fleische stecken, als eben der Mystiker. Darum fährt er mit höchlichem Vergnügen auf Eilwagen und Dampfschiffen, läßt seine Zimmer durch die künstliche Wärme des Dampfes heizen ꝛc.

Dagegen weiß der Antimystiker den großen geistigen und physischen Werth der Erforschung der Natur gehörig zu würdigen. Denn denken soll der Mensch, und nächst dem Denken handeln. Beides lehrt ihn die Natur; denken: indem sie eine unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen vorführt, deren Ursachen zu erspähen — handeln: indem diese Erscheinungen zum Vortheile des Menschengeschlechts zu benutzen sind. Und hätte das Studium der Natur keinen anderen Gewinn, als daß es uns das Wesen der Dinge begreifen und das Begriffene zu Nutz und Frommen der Menschen anwenden lehrte — traun, Gewinn's genug, um den Geist der heranwachsenden Jugend mit den Erscheinungen und Gesetzen der Natur bekannt zu machen, ihr

Nachdenken zu üben in der Erforschung der großen Gesetze, welche den hüpfenden Punkt im Ei lenken und die Himmelskörper in ihren Bahnen erhalten, welche den wunderbaren Wechsel der Tage und Nächte wie der Jahreszeiten bewirken, und das Kleine wie das Große in unverrückter, ewiger Ordnung erhalten, und deren Kenntniß den Geist entfesselt von der entehrenden Erbschaft geistfesselnden Aberglaubens.

Was nun endlich die Philosophie betrifft, so ist diese von jeher buchstabelnden Zionswächtern und frömmelnden Mystikern ein Stein des Anstoßes gewesen. Aus leicht begreiflichen Gründen. Die Philosophie eröffnet dem Menschen in der Erforschung der Tiefen des eignen Geistes eine unversiegliche Quelle der Wahrheitsforschung und enthebet dem Geiste die Urbilder des Wahren, Schönen und Guten. Die Philosophie verständigt den Menschen mit sich selbst. Indem sie die einzelnen Vermögen des Geistes erforscht, die Natur eines jeden und die Wechselwirkung aller unter einander bestimmt, zeigt sie, was der Mensch wissen könne und wissen solle, weiset dem Gefühl den Umfang und die Gränzen seines Gebietes an, und stellt als höchsten Zweck alles Fühlens und Erkennens das Handeln hin. Ganz in Uebereinstimmung mit dem Geiste der heiligen Schrift, welche die Liebe als des Christenthums Blüthe und Krone bezeichnet. Wohl wagt es der Mystiker nicht, letztere Ansicht zu verneinen; aber er verdreht der heiligen Schrift einfachen Sinn, indem sie die Kraft, welche die Liebe hervorbringt, die handelnde, thätige Kraft, also die thätige Liebe als das Höchste bezeichnet, da doch der Mystiker in quietistischer Faulheit nur höchstens die unthätige, passive Liebe in seinem dunkeln Gemüthe verbirgt. Darum nennen wir ein solches mystisches Geschlecht eine gemeine, gottlose Art, die es

sich herausnimmt, die einfach klaren Sprüche der ewigen Wahrheit, der Vernunft und Offenbarung, in Unsinn zu verkehren, der nur verdrehten Köpfen und liebeleeren Herzen gefällt, die mit ihren frommen (eigentlich gottlosen) Segenswünschen überall bei der Hand sind, da aber, wo das rüstige, ernste Handeln und die tapfere Selbstverläugnung gilt, den dürftigen Mitbruder mit Gebetsformeln abspeisen, oder den Kreis ihrer seltenen Wohlthätigkeit je nach dem Unterschiede bestimmen, ob der Eine oder Andre auch ihren Katechismus gelernt habe. Solch' elendem Buchstabenkram und liebeleerem Heuchelschein wehrt nun in gleichem Grade der Geist der heiligen Schrift, wie der Geist einer gesunden Philosophie. Ein Mystiker, der nicht werth ist, einem Sokrates die Schuhriemen aufzulösen, soll sich erfrecht haben, an heiliger Stätte, von wo nur ewige Wahrheit und lautere Ueberzeugung ertönen soll, den hohen Tugendsinn dieses Mannes als schimmerndes Laster hinzustellen. Und doch spricht des Christenthums laute Ermahnung: „Verdammet nicht!“ Und wer das ABC des philosophischen Wissens gewonnen hat, erkennt, in Uebereinstimmung mit der Schrift an, daß, wer Gott fürchtet und Recht thut, ihm angenehm sei. Wir selbst aber verhehlen es nicht, daß wir über solches Verdammungsurtheil des Großen und Erhabenen in der Geschichte frei und offen den Stab brechen, mit nichten gesinnt, in vermeintlicher Christus-Gesinnung überall Liebe und Duldung zu bewähren, wo man das Große und Menschlich-Göttliche mit schonungsloser Intoleranz in den Staub tritt. Also gebietet es der heilige Eifer als eine Frucht evangelischen und philosophischen Ueberzeugungsglaubens. Darum sollen dem nach festen Ueberzeugungen Strebenden alle Quellen der Wahrheit: Offenbarung, Vernunft und Natur zugänglich

gemacht werden; und darum gehört das ernste Studium der Philosophie wesentlich zu den Stücken, denen der wissenschaftlich Gebildete mit Ernst und Eifer obliegen soll. Sie lehrt uns im Menschen den Menschen finden; macht uns geneigt, in dem menschlichen Herzen mehr die versteckten Paradiese als die Einöden und Sümpfe aufzusuchen; schärft es uns ein, Edles und Großes anzuerkennen, wo es nur erscheinen mag; zeigt uns die Wichtigkeit des Unterschiedes zwischen der vorgeblich christlichen und der Christus-Religion; und predigt uns mit lauter Stimme und mit Alles übertönendem Nachdruck: daß der Mensch nicht zur thatenleeren Frömmelei, sondern zu kräftigem Handeln in edlem Berufe bestimmt sei; daß der höchste Gottesdienst darin bestehe, dahin zu wirken, mit Anstrengung aller Kräfte zu wirken, daß es mit uns und durch uns in der Welt besser werde; daß der Mensch auf Erden lebe, um auf der Erde ein menschlich würdiges Leben zu führen; daß wir nicht in leeren Träumereien und hochmüthiger Beschauung einzig den Blick richten sollen auf das, was in grauer Vorzeit geschehen ist, sondern daß wir in der Gegenwart Augenblicke eingreifen sollen, damit das menschliche Leben sich edler und schöner gestalte; daß die Erkenntniß der Wahrheit ausgebreitet werde, und das ganze menschliche Geschlecht einer höheren Stufe der Cultur entgegen reife. Alle diese Hochgedanken verfehmt der Mystiker, nur darauf bedacht, in der Ohnmacht seines Bewußtseins durch todten Buchstabenglauben in den Himmel einzugehen, unbekümmert um des irdischen Zustandes bessere oder schlechtere Gestaltung. Ihm tritt mit dem ganzen, lauteren, einfachen Sinn der Geist der heiligen Christusreligion entgegen, wie viele Stellen er auch herausklauben möge, um seines Wahnes Gebilde durch Buchstabenkram zu rechtfertigen;

ihm tritt entgegen der Geist jeder gesunden Philoso-phie. Und darum beeifern sich alle nicht-mystischen Leh-rer der höheren Bildungs-Anstalten, ihre Schüler in das Heiligthum philosophischer Wahrheiten einzuführen. Was Wunder daher, daß die Mystiker natürliche Fein-de aller wissenschaftlichen Bildungsanstalten sind! Was Wunder, daß sie unsre deutschen Gymnasien und Uni-versitäten, um deren willen Deutschland mit Recht vom Auslande beneidet wird, als die Quellen heidnischer Re-ligiosität betrachten, da sie Irreligiosität jede Glaubens-ansicht nennen, welche ihren dunklen Gefühlen nicht hul-digt! Aber entwachsen sind, Gott sei Dank! diese Bil-dungsanstalten der Aufsicht der Verdunkler, und sie wa-gen es nicht leicht, sich mit ihnen in offnen Kampf ein-zulassen und den Vorschlag zu thun, dieselben von den Koryphäen ihrer Sekte beaufsichtigen zu lassen. Dage-gen aber legen sie noch hier oder da dem Aufblühen der Schullehrer-Bildungsanstalten Schwierigkeiten in den Weg. Es haben sich diese Anstalten erst in den neueren Zeiten gebildet, und noch sind sie nicht in der Meinung des Volks in der Art festgestellt, wie Alter und Herkommen dieses bewirken. Allem Neuen stellt sich die Masse derer, welchen die Um- und Weiterbildung der Zeit ungelegen und ungewöhnlich erscheint, und wel-che durch die neue Einrichtung antiquirt werden, ent-gegen, und wer vollends nicht an die Möglichkeit der Fortbildung des menschlichen Geschlechts glaubt, oder gar jeden Fortschritt für einen Rückschritt und für Ent-fernung von der Wahrheit hält, der sitzt von vorn her-ein auf der Seite der Opposition gegen jede Neuerung. Also verhält es sich mit den Mystikern. Und was soll überhaupt dem Schullehrer Verstand und Bildung? Wozu bedarf er dieser Dinge, die zum Dünkel und zur Anmaßung führen, also diejenigen Eigenschaften beför-

dern, welche von jeher ein Erbtheil dieses Standes gewesen sind! Denn bekanntlich gehören ja der Pfaffenstolz und der Schulmeisterdünkel zu den welthistorischen Facten. Wozu also die Schullehrer-Seminarien, welche sich leicht Schulmeister-Universitäten dünken? Haben wir der dünkelhaft-anmaßenden, gegen alle gesetzliche Subordination ankämpfenden Schullehrer nicht genug? Darum gebe man ihnen das Schwerdt der Kenntnisse nicht in die Hand. Es wäre ein Dolch in der Hand eines Kindes. Oder sollen auch unsre Bürger und Bauern zu der Afteraufklärung der Halbbildung geführt werden? Ist des Zweifels und Unglaubens etwa noch nicht genug in der Welt? Man setze daher nur solche Menschen den Trivialschulen vor, welche sich mit der regen Wirksamkeit des ABC-Schullehrers begnügen; welche auf die allein gute, d. h. mechanische Weise das ABC, die 4 Species der Rechenkunst, die 5 Hauptstücke des Katechismus, das Nothwendigste der Schreibkunst, des Singen der Hauptlieder des Gesangbuches zu lehren verstehen, und sich bescheiden, daß es ihnen nicht zukomme, selbst zu denken. Solch' hohe Sache wird von ihnen gar nicht verlangt; denn die Erfahrung lehrt es überall, daß ein denkender Schullehrer überall ein verkehrter Mensch ist.

Also klingen die wohlmeinenden Redensarten der Mystiker. Ihnen stellt der Anti-Mystiker folgende Behauptungen entgegen. Jeder Mensch soll ein denkender Mensch sein. Also auch der Lehrer. Zum Lehren und Erziehen, auch zum Lehren der sogenanten Trivialien und zum Erziehen der Bürger- und Bauernkinder gehört ein nicht unbeträchtlicher Grad von Bildung, eine Summe von Kenntnissen, außerdem Gewandtheit in Lehrfertigkeiten und der Eifer eines redlichen Herzens.

Zum Abrichten der Jugend und zur Fortsetzung des alten Papageienthums gehört freilich nichts, als daß man selbst ein dressirter Papagei sei. Da es aber unwürdig ist, Menschen abzurichten, so müssen auch die Lehrer und Erzieher mehr als äußere Dressur, sie müssen Bildung erhalten, damit sie zur Bildung des Menschen den Grund zu legen fähig, willig, und hochherzig genug seien, die Verachtung oder Geringachtung ihrer wichtigen Wirksamkeit mit Gleichmuth und ohne Verlust der ihnen nothwendigen Zähigkeit zu ertragen. Dazu kommt, daß ein hoher Grad von Einsicht dazu gehört, die erste Erziehung, den schwersten Theil derselben, mit Glück zu übernehmen; daß eine ungemeine Lust und Liebe zum Lehramte und zum Umgange mit Kindern dazu gehört, Tag für Tag und Jahr für Jahr dieselben Dinge, die Elemente des Wissens und Könnens, mit glücklichem Erfolge zu betreiben; daß ein nicht kleiner Grad von Aufopferungsfähigkeit dazu erfordert wird, um mit ununterbrochener Liebe jedes ungezogene und verzogene Kind zu behandeln — woraus denn, um andere Gründe zu übergehen, folgt, daß die Regierungen Deutschlands durch die Errichtung der Schullehrer-Bildungsanstalten einem Bedürfniß der Zeit abgeholfen haben, und daß daher all die Verblendung eines Mystikers dazu gehört, um sich auf die Seite der Opposition zu stellen. Ueberall, wo schon seit längerer Zeit Schullehrer-Bildungsanstalten bestanden haben, hat sich das Elementar-Schulwesen merklich gehoben, und auch in den Gegenden, die sich erst seit der neusten Zeit dergleichen Institute zu erfreuen haben, wird sich das Heilsame derselben für verbesserten Volksunterricht und vollkommnere Volkserziehung ganz untrüglich bewähren.

Aus den bisher aufgeführten Behauptungen läßt sich a priori der Schluß ziehen, daß die Mystiker, in so

weit sie auf das neuere Schulwesen Einfluß üben, überall als Gegner desselben aufgetreten und die fortschreitende Entwicklung desselben zu hemmen bemüht sind. Also bestätigt es auch allgemein die Erfahrung. Die Mystiker bekümmern sich nirgends aus freudiger Theilnahme um Lehrer und Schulen. Da sie nur für den Himmel leben, so haben sie keine Zeit, sich um solche Erdverhältnisse, wie Schulsachen sind, zu bekümmern. Zwar reden sie im Kanzeltone von der Einheit des Zweckes der Kirche und Schule und von der Schule im Bunde mit der Kirche, übrigens aber dieses große Wort in dem Sinne gar nicht nehmend, daß sie in Uebereinstimmung und im Bunde mit der Schule wirken wollten. Jenes sind Mode gewordene Redensarten. Späterhin denken wir zu dieser und anderen Behauptungen die Belege zu liefern. Die Leser, namentlich die Lehrer, dürfen nur um sich her blicken, ob sie unter den mystischen Geistlichen einen einzigen warmen, d. h. thätigen Schulfreund erblicken. Schon dieser Umstand allein könnte die Lehrer, welche sehen können, von der Mystik abschrecken, wenn nicht noch mächtigere Motive sie dazu veranlaßten. Jeder tüchtige Lehrer ist nothwendig ein Anti-Mystiker. —

Hiermit seien die Bemerkungen über die Ansichten der Mystiker und Anti-Mystiker über das Schulwesen der neueren Zeit für dieses Mal beendigt. Wir werden auf diesen Gegenstand häufig genug zurück zu kommen Gelegenheit finden. Aus dem Bisherigen ergiebt sich zur Genüge, wie sehr das Schulwesen gefährdet sein würde, wenn mystische Ansichten den Zugang zu den Schulen zu finden wüßten. Darum wache man überall, wo man es mit gründlicher, vernünftiger Bildung der Jugend wohl meinet, und wo man in ihr

ein nüchternes, verständiges und thatkräftiges Geschlecht heranwachsen zu sehen wünscht, sorgfältig darauf, daß das Geschrei der Mystiker nirgends beachtet, noch weniger aber die Lehrstellen selbst mit Mystikern besetzt werden mögen. Wie sehr damit auch der Geist des Christenthums übereinstimmt, und wie der Anti-Mystiker nichts weniger im Auge hat, als das Evangelium Jesu Christi zu beeinträchtigen; wie genau vielmehr durch sein Streben der Geist der Lehre Jesu erzielt, und durch die Mystik dem letzten Endzwecke des Christenthums entgegen gearbeitet werde: dieses nachzuweisen, wird der Gegenstand anderer Aufsätze und Abhandlungen dieser Zeitschrift sein. Die Bemerkung möchte hier wohl am rechten Orte stehen, wie es Einem leid thun kann, im Kampfe mit den Verdrehern des christlichen Geistes oft so sprechen zu müssen, daß es fast wie Unfrommheit und Unchristenthum klingt. Wem sich diese Ansicht auch in Betreff des vorstehenden oder eines anderen Aufsatzes aufdrängen sollte, der wolle nicht vergessen, daß nicht jeder Aufsatz einen Gegenstand in allen seinen Beziehungen auffasset, auch ihn nicht, wenn die Betrachtung nicht bis zur Ausdehnung eines Buches, dem Zwecke einer Zeitschrift zuwider, von allen Seiten betrachten kann. Daher ist die Gesammtansicht der Herausgeber nicht aus diesem oder jenem Aufsatze allein, sondern aus dem Gesammtgehalte aller Aufsätze zu entnehmen.

(1826.)

Spuren des Mystik in Schulen.

Der Geist der Schule hängt vom Geiste des Lehrers ab, und der Geist des Lehrers wird zum Theil durch

die bewegenden Principien der Zeit bedingt. Wenn daher der Mysticismus wirklich in unserer Zeit wirksam und thätig ist; wenn einflußreiche Menschen darauf ausgehen, mystische Lebensansichten zu verbreiten; wenn namentlich von Universitäts- und Kirchenlehrern und von einer bedeutenden Anzahl Rumor-machender Schriftsteller der Mysticismus gepredigt wird; wenn endlich alle diese auch ein Publikum finden, das ihre Lehren vernimmt, aufnimmt und weiter verbreitet: so wird der Mysticismus auch in die Bildungsstätten der Jugend sich eindrängen, oder er wird sich vielmehr bereits eingedrängt haben, wenn es wahr ist, daß die Bemühungen der Mystiker nicht von gestern her sind. Allerdings wird es auf den ersten Blick demjenigen, welcher die Schulen Deutschlands kennt, befremdend vorkommen, daß die emsige Geschäftigkeit der Mystiker doch noch so wenig über den Geist der Schulen vermocht hat. Schon seit Jahrzehnten sind die Erwachsenen mancher Gegend mystificirt worden, und der Erfolg dieser Bemühungen zeigt sich bereits in der mehrfachen Anzahl frommer Conventikeln. Zudem wissen diese Männer sehr gut, daß der Geist der Erwachsenen vorzugsweise bestimmt wird durch den Geist, welchen man der Jugend mitzutheilen versteht. Und doch ist der Geist der Schule im Allgemeinen noch rein geblieben von der Geist-umnachtenden Mystik. Woher diese Erscheinung? Welche Umstände erschweren der Mystik den Eingang in die Schulen? Hinreichende Erklärung findet diese Erscheinung in dem Lehrgeschäfte selbst und in der Natur der Kinder. Auch der schlechteste Lehrer fühlt es wenigstens, daß die Schule — mag man sie nun einseitig als Lernanstalt, oder zugleich als Erziehungsanstalt ansehen — nichts leistet, wenn das Erkenntnißvermögen der Kinder nicht vorzugsweise in Anspruch genommen wird.

Denken sollen und müssen die Kinder, wenn das Lernen gelingen soll. Aber da, wo man nur das Gefühl anspricht, wo nur in Bildern geredet wird, wo nichts klar und hell, Alles nur dunkel bleibt: da verdumpfen die Kinder, da gedeiht kein Unterricht, keine Bildung. Wenn daher auch der Kopf eines Lehrers von der Mystik angesteckt wird, so bekommen seine Gedanken leicht wieder eine andere Richtung, indem er in den Kreis der Schüler hineintritt. Es gehört kein hoher Grad von pädagogischem Takte dazu, um einzusehen, daß die Klarheit des Kopfes, folglich eine antimystische Richtung, dazu erforderlich ist, um ein ordentlicher Lehrer zu sein. Dazu kommt nun als mitwirkende Potenz die Natur der Kinder, welche sich durch die Wörter: Natürlichkeit, Einfachheit und Offenheit charakterisirt. Nothwendig wird daher ein nicht schon ganz verschrobener Lehrer durch die tägliche Umgebung der Kinder von diesen ihren kindlichen Eigenschaften in dem Grade influencirt, daß er ein natürlicher, einfacher und offener Mensch bleibt. Das natürliche Kind kennt keine Verstellung, keine absichtsvollen Zwecke, keine Verdeckung seiner Gesinnungen und Gefühle, weder Rückhalt, noch Verstellung. Es zeigt sich, wie es ist: natürlich, einfach, offen und wahr. Lauter Eigenschaften, welche sehr heilsam auf den Kopf und das Herz des Lehrers wirken und ihn von dem Geist des Mysticismus, welcher mit Unnatürlichkeit, Verschrobenheit und Verstellung sehr nahe verwandt ist, fern hält. Erwägt man daher die Art des geistigen Bildungsgeschäftes und der Kindesnatur näher, so wird leicht begreiflich, wie schwer es hält, den Geist der Schule mit dem Miasma der Mystik zu inficiren. Dennoch sind mit Beharrlichkeit auch diese und noch andere Schwierigkeiten zu besiegen. Und ist dieses einmal gelungen; hat sich der Feind ein

mal in der schwer zu überrumpelnden Festung festgesetzt: dann wird er, wenn auch streng belagert, sich so bald nicht für besiegt erklären. Darum schütze man die Schule vor so gefährlichem Feinde, und man vertreibe ihn da, wo er bereits einige Fuß Landes gewonnen hat. Daß dem so sei, schließt Schreiber dieses zum Theil aus der Literatur der Pädagogik, theils aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. In diesem Augenblicke will er nur der letzteren erwähnen, indem er die neueste pädagogische Literatur späterhin zu durchmustern gedenkt, um nicht bloß die Spuren, sondern den darin lebenden Geist des Mysticismus sonnenklar nachzuweisen. Mögen daher einstweilen folgende Thatsachen einen Beitrag zu der Behauptung liefern, daß die Mystik bereits in Schul- und Erziehungsanstalten angetroffen werde.

Erster Beleg. Unter den jungen, blühenden Gesichtern der Zöglinge der Schullehrer-Bildungsanstalt zu . . . fiel mir das Gesicht eines kleinen Mannes auf, der schon bei Jahren sein mußte. Er war klein von Statur, das Gesicht mit Runzeln überzogen, das Auge starr und unbeweglich, das Aeußere des Mannes auffallend und fremdartig, keineswegs anziehend. Als die Lehrstunde, welcher ich beiwohnte, zu Ende war, fragte ich den Lehrer nach diesem Manne, und es entspann sich über denselben folgendes Gespräch.

Ich. In der ersten Bank saß ein Seminarist, der mir sehr aufgefallen ist; er schien schon bei Jahren zu sein.

Er. Allerdings ist er nicht jung mehr; er ist ein Weber von Profession, hat sein Geschäft auch wirklich bis vor kurzer Zeit getrieben.

Ich. Aber wie kommt er denn hieher?

Er. Der Mann hat einen so hohen und tiefen Glauben, daß wir uns von seinem dereinstigen Wirken sehr viel Segen versprechen.

Ich. Wie so?

Er. Er ist der Meinung, daß er doch zu etwas Höherem bestimmt sei, als sein ganzes Leben das Weberschiff zu werfen; er ist von einer solchen Liebe zum Herrn beseelt, daß es der lebhafteste Wunsch seiner gläubigen Seele ist, auch für das Reich des Herrn wirken zu können. Da er schon zu alt ist, um noch Geistlicher zu werden, so hat ihn ein christlich gesinnter Mann auf seine Kosten dieser Anstalt anvertraut, um ihn zum Schullehrer auszubilden.

Ich. Da wird's nun drauf ankommen, ob er auch etwas Ordentliches lernt.

Er. Ja das betrübt uns freilich in etwa; leider! kann er gar nichts begreifen. Aber da denken wir, daß, wo der Glaube so groß ist, auch die Frucht des Glaubens nicht fehlen werde.

Ich. Zum Lehramt aber gehört neben der Tüchtigkeit des Willens auch Klarheit des Kopfes und der Besitz eines wohl verstandenen Wissens. Wo das nicht ist, da hilft auch der Glaube nichts.

Er. Aber bedenken Sie einmal, welchen segensreichen Einfluß ein solcher Glaubensheld schon allein durch seinen Glauben auf die Gemüther der Kinder ausüben, wie er sie Jesu, dem Kinderfreunde, zuführen, wie er der verkehrten Aufklärungssucht durch seinen strengen Bibelglauben entgegen wirken wird! Und darum meinen wir, daß das äußere Wissen nur Nebenwerk sei, wenn es mit der einen Hauptsache gut steht; darum versprechen wir uns auch von diesem Manne gesegnete Wirkungen. — —

Ich schwieg und ging. Denn wozu bedurfte es noch eines Mehreren? Ich kannte bereits die Ansichten des Lehrers und wußte aus andern Erfahrungen, daß Belehrung bei solchen Leuten nichts fruchtet und man sich

bei ihnen nur in den Ruf der Ketzerei setzt. — Ich halte die hier mitgetheilten Ansichten des Lehrers für mystische. Er trennt, was zusammen gehört: Glauben, Wollen, Können, Thun. Der Glaube ist in dem Menschen todt, der nicht will. Und wer glaubt und will, aber nicht kann, folglich nichts ausführt, glaubt und will umsonst. Was soll der Leineweber, dem sein Geschäft zu niedrig erschien, als Lehrer wirken, wenn sein Kopf so bornirt oder so verschroben ist, daß er nichts begreifen kann? Mit einem solchen Lehrer ist jede Gemeinde offenbar betrogen. Ein solcher Mann wird in seiner Thätigkeit von irgend einem Geiste gelenkt; wenn nicht von dem Geiste des Lichtes und der Erkenntniß, dann doch von dem Geiste der Unklarheit und Verschrobenheit. Kommt ihm nun noch einige Einbildungskraft zu Hülfe, so ist der verketzernde Schwärmer fix und fertig; der Hochmuth bemächtigt sich seiner, da er an die Erwählung glaubt und sich zu den Auserwählten rechnet; er richtet und verurtheilt, je nachdem er Buchstabenglauben findet, oder nicht findet; er selbst führt ein Leben in Unthätigkeit und Faulheit, da er das Lesen in der heiligen Schrift, das Singen und Beten für wichtiger hält, als das Forschen nach dem Geiste der Schrift, als Arbeit und rüstige Thätigkeit in edlem Berufe. Ein solcher Mann aber ist zu nichts weniger tauglich als zum Kinderlehrer, und es wäre viel besser, man ließe ihn zu seinem Webestuhl zurückkehren, als daß man ihn in der hochmüthigen Meinung bestärkte, daß er zu etwas Höherem berufen sei. Denn ihm fehlt das erste Merkmal eines Berufenen: die Kraft. Gott bürdet keinem mehr auf, als er zu leisten vermag, und nur der Eitel-Hoffärtige hält sich zu Dingen berufen, zu deren Ausführung ihm die Kraft mangelt. Hätte daher jener Lehrer gesunde Ansichten, so würde er

sich nicht gesegnete Wirkungen von einem Menschen versprechen, der höchstens die heilige Schrift buchstabiren lernt; und er würde es für Pflicht gehalten haben, den — im besten Falle — stark Irrenden durch einige unwiderlegliche Gründe eines Besseren zu belehren, und ihn von der Meinung, zu etwas Besserem als zur Handarbeit berufen zu sein, abzubringen. Wenigstens würde er ihm den Weg zum Schulamte versperrt haben. Gott bewahre uns vor Lehrern, welche ihre Unwissenheit und Beschränktheit durch die Höhe oder Tiefe ihres Buchstaben-Glaubens zu decken meinen! Es wäre dieses wahrlich eine heillose Schmähung dessen, was Glauben heißt und was auch allein nur so genannt werden sollte. Aber jene Herrn machen sich es leicht. Sie reden beständig vom Glauben und seinen heilsamen Folgen; aber sie sagen weder Andern noch sich selbst, was sie Glauben nennen. Sie täuschen zwar nicht leicht den Besserbelehrten, aber sich und ihres Gleichen.

Zweiter Beleg. In der Schullehrer-Bildungsanstalt zu . . . herrscht die löbliche Sitte, die Thätigkeit der Woche mit einer Andachtsstunde, welche von einem der Seminarlehrer gehalten wird, am Abende des Sonnabends zu beschließen. Diese Andachtsstunden beginnen und schließen mit religiösen Gesängen, zwischen welchen der Lehrer eine längere oder kürzere Rede über irgend einen religiösen Gegenstand vorträgt. Als ich nach . . . kam, waren die ersten Kapitel des Briefes an die Römer der Stoff gewesen, an welchen die Andacht sich angeschlossen hatte, und als ich der folgenden Andachtsstunde beiwohnte, erklärte der Redner das siebente Capitel des Römerbriefes. Es enthält derselbe bekanntlich sehr schwer zu erklärende Stellen, die Charakteristik des dreifachen Zustandes des Menschen ꝛc. ꝛc., so daß sich der Lehrer keine geringe Aufgabe gestellt hatte

Indeß lös'te er dieselbe mit ziemlicher Gewandtheit. Er las einen Vers nach dem andern vor, übertrug den Sinn desselben in andere Worte, zeigte, so viel dies möglich war, den Zusammenhang des Ganzen, und knüpfte daran Worte der Ermunterung und Erbauung. Ich spreche hier ganz in dem Sinne des Mannes selbst, nicht in so fern ich wirklich Ermunterung und Erbauung fand. Denn die Sache blieb mir zu dunkel, und zu meiner Eigenthümlichkeit gehört es, daß ich bei allen Behauptungen, welche zunächst Wahrheiten enthalten, also verstanden werden wollen und sollen, unbefriedigt und kalt bleibe, sobald mir nicht nur die Wahrheit, sondern auch der Zusammenhang des Neuen mit bereits Festliegendem nicht klar wird, oder der praktische Werth des Vorgetragenen nicht einleuchtet. Daher hörte ich der Rede mit derjenigen peinlichen Gemüthsstimmung zu, die sich jedesmal als Folge des Mangels der Befriedigung bei mir einstellt. In gleicher Stimmung mochten sich wohl auch zum Theil die Zöglinge des Seminars befinden. Denn auf dem Antlitze der Meisten war theils völlige Gleichgültigkeit, theils Abgespanntheit und Langeweile zu lesen. Einige saßen da mit geschlossenen Augen, und sie öffneten sie erst wieder, als der Schlußgesang gesungen werden sollte. Vor demselben, nachdem der Redner das Capitel beendigt und die heilige Schrift geschlossen hatte, sprach derselbe ungefähr in diesen Worten zu seinen Zuhörern:

„Liebe Brüder!"

„Noch einige Worte muß ich zu Euch reden.

„Ihr habt so eben die Zustände des Menschen „schildern hören, nach den Worten des heiligen Apostels „Paulus. Ihr habt Gelegenheit gehabt, einzusehen, daß „der menschlichen Natur die Verderbtheit von der Ge„burt anklebt, daß der Mensch in Sünden empfangen

„und geboren wird, und daß er aus eigener Kraft den „Weg des Heils nicht zu finden weiß. Darum muß „der Mensch darnach trachten, ein neuer Mensch zu „werden, und, unzufrieden mit seiner angeborenen Ver„dorbenheit, die Heilsmittel anwenden, welche die Kir„che ihm darbietet. Wenn ich Euch nach diesem Maaß„stabe messe, in wie ferne Ihr nun dieser Erneuerung „und geistigen Wiedergeburt nachtrachtet, so überfällt „mich eine große Betrübniß, indem ich Euch gestehen „muß, daß die Meisten von Euch das Wort dieser „Wiedergeburt, ohne die Niemand in's Reich Gottes „eingeht, und ohne welche all' unser Thun und Lassen „die Spuren der Verwesung an sich trägt, gar nicht „verstanden oder wenigstens nicht beherzigt haben; daß „nur sehr Wenige von Euch die ersten Spuren der Er„weckung zeigen; daß dagegen die Meisten in sinnlichem „Schlafe liegen und in Sünden todt sind. Die Mei„sten begnügen sich, leider! mit irdischer Werkthätigkeit. „Wo die aber allein ist ohne den beseligenden Hauch „des göttlichen Geistes, wo der Mensch nicht seine „ganze Natur umwandelt und ein ganz neuer Mensch „wird in Heiligkeit und Gerechtigkeit; wo er nicht „durch Buße und Bekehrung zu gelangen sucht zu der „Schaar derer, die gerechtfertigt sind durch den Glau„ben und durch die Zueignung des Verdienstes Christi, „uns erworben durch die Vergießung seines heiligen „Blutes als eines reinen Lammes — da ist sündhaft „heillose Verdorbenheit, da ist nichts, das gut sei, da „ist nicht, der Gutes thue, auch nicht Einer. Leider „befinden sich, liebe Brüder! die Meisten von Euch in „diesem sündhaften, natürlichen, verderbten Zustande, „in welchem der Mensch in Sünden todt ist. Darum „vermahne ich Euch mit allem Ernste, daß Ihr die Wor„te Pauli wohl beherzigt, daß Ihr in Buße und Be-

„kehrung die Wiedergeburt zu erstreben sucht, damit „Ihr eingehet durch die schmale Pforte, die zum Le„ben führet. Amen.“

Nachdem der Redner in dieser und in stärkerer Weise geendet hatte und die Andachtsstunde vorüber war, konnte ich, zu sehr erstaunt über solche entsetzliche Anklage „daß die meisten in Sünden todt seien“, anfangs mich nicht entschließen, mit dem mir bekannt gewordenen Manne ausführlicher zu sprechen. Wer mit jungen Leuten von 17—20 Jahren, zumal mit solchen, welche den höheren Ständen nicht angehören und in der Regel schon die Noth des Lebens geschmeckt haben, genauen Umgang gepflogen hat, weiß, welches Geistes sie sind, bei weitem der Mehrzahl nach sind. In der Regel trifft man bei ihnen den besten Willen; sie lieben und suchen die Wahrheit, folgen in ehrendem Gehorsam guten Rathschlägen und wählen sich in gutem Bewußtsein irgend einen Beruf, dessen Zwecken sie zu dienen gesonnen sind. In vorzüglichem Grade gilt dieß von den jungen Leuten, welche sich dem Elementar-Schulamte widmen. Denn es gehört zu diesem Entschlusse schon eine höhere Lebensansicht, eine Art von Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit für geistige Zwecke und eine freiwillige Verzichtleistung auf viele Lebensgenüsse, welche den Menschen in andern Ständen erwarten. So lehrt es allenthalben auch die Erfahrung. Und solcher wohlgesinnten, Edles anstrebenden, für geistige Bildung, für Tugend und Religion begeisterten jungen Leute, sollte dies Seminar zu . . . nur wenige haben? Die Meisten sollten im tiefsten Sündenschlafe liegen, in Sünden todt sein? Unerhörte Erscheinung! — Endlich faßte ich ein Herz.

Ich. Was für ein Geist herrscht hier unter den jungen Leuten?

Er. Ich kann nicht anders, ich muß ihnen das be-

ste Zeugniß ertheilen. Im Allgemeinen herrscht unter ihnen der regsamste Fleiß, die größte Ordnungsliebe und Pünktlichkeit. Sie sind sehr bescheiden und dankbar gegen die Lehrer, höflich gegen Andere. Wohlthaten empfangen sie mit der größten Anerkennung; sie kennen kein größeres Vergnügen, als ihren Lehrern Freude zu bereiten, und wünschen sich kein größeres Glück, als dereinst im kleinen Kreise die ihnen anvertrauten Pflänzchen mit Treue zu begießen ꝛc. ꝛc.

Indem der Mann so sprach, wuchs mein Erstaunen. Was ich vorher gehört hatte, erschien mir jetzt wie ein Traum. So widersprechende Aeußerungen über dieselben Menschen von demselben Manne — Fleiß, Gehorsam, Pünktlichkeit, Pflichttreue, Bescheidenheit, Dankbarkeit — Sündenschlaf, todt in Sünden — ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. Dann fuhr ich fort.

Ich. Aber Sie haben ihnen doch vorher in der Andachtsstunde so ernste (— — —)Vorwürfe gemacht!

Er. Wie? Wissen Sie denn nicht, daß dort von dem inneren, verborgenen Leben in Christo, so eben aber von dem äußeren Scheinleben die Rede war?

Ich. Ich verstehe Sie nicht.

Er. Ich sage, dort stellte ich das Wesen eines wiedergebornen und durch die Wiedergeburt von allen Sünden rein gewordenen Menschen dar, dessen Reinheit weniger durch äußere Werkthätigkeit, als durch ein verborgenes Leben in Gott erkannt wird; hier spreche ich von den menschlichen Tugenden und überhaupt vom äußeren Leben.

Ich. Aber ich meinte, daß der Mensch nur ein Leben leben solle, daß das innre und äußere Leben Eins, daß die Erscheinungen des Aeußeren die Frucht und die Kennzeichen der Ueberzeugung und Gesinnung eines Menschen seien, daß also, wo sich obige Tugen-

den, die Sie Ihren Seminaristen nachrühmen, zeigen, nothwendig ein guter Geist vorhanden sein müsse.

Er. Nein, es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem äußeren und inneren Leben. Jenes leben die Kinder der Finsterniß, dieses die Kinder des Lichts; ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ich. Ich meinte aber bisher, daß der Mensch zu einem rüstigen, thätigen Leben berufen sei, und daß er seinen Glauben durch edle Werke zu bewähren habe; ich war der Meinung, daß das sogenannte innere, verborgene Leben von der praktischen Wirksamkeit entferne, den Menschen zum aufgeblasenen Hochmuth führe, und daß diese Ansicht überhaupt eine sehr verkehrte und verderbliche sei ꝛc. ꝛc.

— — Wir verstanden uns nicht, oder wir waren vielmehr ganz entgegengesetzter Ansicht. Was soll (meine ich) aus solchen Schullehrern werden, welche Fleiß, Treue und andere schön menschliche Eigenschaften an ihren Kindern für nichts halten gegen das sogenannte innere oder verborgene Leben? welche die Meinung hegen, daß das äußere Leben und das Verhalten im äußeren Leben ungefähr von keinem Werthe sei gegen die Folgen der vermeintlich in einem Augenblicke entstehenden und damit vollendeten Wiedergeburt? welche daher sehr leicht sich dem mystisch frömmelnden Quietismus hingeben, und sich von der Pflicht, zur Veredlung der Menschen in nützlichem Berufe das Mögliche beizutragen, entbinden, um den inneren Gesichten und geistiger Anschauung sich desto ungestörter hinzugeben? welche den Wahn ausgebrütet haben, daß der Werth des Menschen nicht davon abhange, was er thue und wolle und wie er gesinnt sei, sondern was er in reiner Passivität glaube? — — Wer Ohren hat zu hören, der höre! Denn hier vernehmen wir den Geist der Mystik. —

Beleg 3. Daß man an den Früchten die Güte des Baumes erkennen könne, ist zwar eine alte, aber doch noch nicht genug bekannte Wahrheit. Denn viel tausend Menschen urtheilen nicht nach diesem Satze über den Werth und Unwerth der Menschen, der Ueberzeugungen und Ansichten. Und doch liefert er uns einen ganz festen, untrüglichen Maaßstab. Wenn du einen Menschen in den schwierigsten, zusammengesetztesten und versuchendsten Verhältnissen des Lebens einfach, wahr, redlich und treu bleiben, nicht von der geraden Straße der Rechtschaffenheit abweichen siehst; so schließest du mit Recht auf feste, edle Grundsätze des Mannes, welcher Confession er auch übrigens angehören möge. Eine Ueberzeugung, welche den Menschen veranlaßt, unter den verfänglichsten Umständen ein ehrlicher Mann zu bleiben, kann nicht schlecht, sie muß gut sein. Umgekehrt, wenn eine Glaubensansicht sich mit Gemeinheit und Niederträchtigkeit, mit Wortbruch, Ehrlosigkeit und niedrigem Eigennutz, mit einer faulen, knechtischen Lebensansicht verträgt; so ist solche Ansicht durchaus verwerflich und schlecht. Oder auch, wenn irgend eine Lebensansicht vorzugsweise sich den Neigungen derer, welche gerne in faulem Nichtsthun oder in scheinbarer Vielbeschäftigung, z. B. in frommen Speculationen, Beschauungen und Versenkungen ihre Tage zubringen, empfiehlt, so ist diese Lebensansicht damit schon gehörig in ihrer Nichtigkeit charakterisirt. Und nun sehe man zu, auf welcher Seite man die tüchtigsten, thatkräftigsten, rüstigsten, ausdauerndsten, zufriedensten und für Menschenwohl am meisten wirkenden Menschen findet, ob auf der Seite derer, welche sich der Mystik, dem Pietismus und der Schwärmerei ergeben, oder auf der Seite ihrer Gegner; ob unter denen, welche über den Grund der Auserwählung Einzelner speculiren,

welche überhaupt gerne über sogenannte Geheimnissen brüten, oder unter denen, welche nach klarer Erkenntniß der religiösen Wahrheiten trachten und der Meinung sind, daß Gesinnung und That des Menschen Loos bestimme? mit einem Worte, ob unter den Mystikern oder den Antimystikern?

Wenn es sich nun finden sollte, daß die Menschen, welche im Leben sich als die tüchtigsten bewähren, der antimystischen, diejenigen aber, welche nirgends unter den thatkräftigen Menschen zu finden sind, sich zu der mystischen Lebensansicht hinneigen; so werden sich alle diejenigen, welche den Menschen zu einem thatkräftigen, nicht zu einem müßig beschaulichen Leben berufen glauben, sich dadurch aufgefordert fühlen, der Mystik, als einer Feindin der Fortbildung des Lebens, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten. Daß es sich nun also wirklich verhalte, daß die Mystiker in der Regel ein faules Leben lieben, Fleiß und Anstrengung scheuen, mit hohen Redensarten und salbungsreichen Sprüchen lieber spielen, als mühsame Werke der Liebe, der Aufopferungsfähigkeit und thätigen Menschenliebe ausüben, daß sie dem Armen ihren Segen umsonst ertheilen, auch allenfalls umsonst für ihn beten, es aber vergessen, seine Blöße mit einem Kleide zu bedecken; daß sie das jenseitige Leben einseitig als einziges, des Strebens und der Sehnsucht werthes Ziel schildern, inzwischen aber ihre eigenen ökonomischen Verhältnisse nicht selten durch alle Mittel gemeiner Klugheit und Pfiffigkeit schön zu ordnen und solid zu befestigen verstehen; daß sie mit einem Worte ein eigentliches Scheinleben führen, wie sie einem Wort- und Scheinchristenthum huldigen; daß also ihre Erscheinungsweise, nämlich ihr Thun, was hier einerlei ist mit Nichtthun, wirklich und in der That ganz

der Richtigkeit ihrer Glaubensansicht entspricht: dieß Alles lehret an allen Orten und überall die Erfahrung. Und sie lehrt es auch — wie das schon a priori einzusehen ist — in den Schulen. Jeder kräftige Schüler liebt und sucht klare Erkenntniß in allen Gebieten der Erkenntniß, und zwar in dem Grade, als ihm irgend ein Gebiet lieb und theuer geworden ist. Er sucht sie mit Ausdauer und Fleiß. Er hält sich selbst die Forderung der Tüchtigkeit im Erkennen und Wollen vor, und er achtet sich selbst und Andre nicht, wenn sie in Scheinfleiß und wirklicher Faulheit die Stunden verträumen. Er ist unzugänglich für Ansichten, welche die Faulheit und den Müßiggang begünstigen.

Stellet ihm entgegen den denkscheuen, maulfaulen, trägen Schüler! Derselbe flieht die Mühe des Denkens und Erforschens; er scheut die Qual der Beweise und Demonstrationen; er will in passiver Ruhe lernen oder nichts lernen; ihm ist der Schwall der Worte, das Dunkel der Glaubensansichten recht willkommen; statt den Verstand zu gebrauchen, weidet er sich lieber auf den Gebieten der Einbildungskraft, womit sich die träge Ruhe des Geistes und des Leibes so wohl verträgt; er bekämpft und besiegt seine Lüste nicht gern, denn das kostet Mühe; die Kraft der Selbstbeherrschung ist ihm ein leeres Wort; daher beredet er sich, daß der Mensch aus eigener Kraft nichts zu thun vermöge — kurz, dem Faulenzer ist die Mystik eine willkommne Lehre. — Dieß wollte ich durch eine Thatsache belegen.

Der Director des Schullehrer-Seminars zu . . . erfuhr, daß Zöglinge der von ihm geleiteten Anstalt die Stunden der Muße dazu benutzten, sich in dem benachbarten Walde zu versammeln und daselbst Andachtsübungen zu halten. Bei näherer Nachforschung ergab sich, daß mehr als ein Dutzend der Zöglinge an diesen

Uebungen Theil nehme, daß Einer derselben die Veranlassung dazu gegeben habe, und daß er als Mittelpunkt des Vereins, Worte der Ermahnung, der Buße und Bekehrung spreche, daß die Mitglieder kniend ihre Gebete verrichteten u. s. w., u. s. w. Der Seminardirector glaubte zwar nicht, diese separatistischen Versammlungen in der angegebenen Art dulden zu dürfen, war aber auch nicht der Meinung, daß die Sache selbst zu verbieten, daß sie vielmehr eine sehr löbliche, ächt christliche Erscheinung, und darum nur darauf zu denken sei, der Erweckung dieser jungen Leute die gehörige Richtung zu geben. Indem er daher dem Vorsteher der Betgesellschaft im Allgemeinen seinen Beifall zu erkennen gab, und aus dessen Aeußerungen zu entnehmen war, daß sein Gemüth in den Religionsstunden und Andachtsübungen der Anstalt nicht hinreichende Nahrung finde, beschloß er im Einverständniß mit den übrigen Lehrern, welche die Religionsübungen mit zu leiten pflegten, ihnen innerhalb des Seminargebäudes und zu festbestimmten Stunden mehr Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses zu gewähren. Wenn aber nur die bisherigen Mitglieder der geheimen Gesellschaft zu diesen Uebungen zugezogen worden wären, so mußte dieses bei allen Uebrigen großes Aufsehen erregen, in ihnen wahrscheinlich die Meinung der Zurücksetzung hervorbringen, und dadurch eine feindselige Spannung unter den Zöglingen der Anstalt entstehen. In jedem Falle schien eine solche separate Veranstaltung nachtheilig und gefährlich. Und doch glaubte man nicht, das Gute unterdrücken zu dürfen. Man kam daher dahin überein, daß von nun an, statt des einfachen Abendgebetes vor Schlafengehen, an jedem Abende von 9—10 Uhr eine Andachtsstunde gehalten und jedem Seminaristen es freigestellt werden solle, ob er an diesen Andachtsübun-

gen Theil nehmen wolle, oder nicht. Denn man wünschte, alle diejenigen fern zu halten, in denen das Bedürfniß nach solcher Speise noch nicht erwacht wäre. Was leicht vorauszusehen war, geschah. Es kamen Alle; keiner blieb weg, und es zeigte sich hier die offene, treuherzige Natur junger Leute. An den ersten Abenden ging die Sache gut; es zeigte sich Aufmerksamkeit, Theilnahme und Belebung. Aber schon nach wenigen Wochen war die Sache alltäglich geworden; und mit dem Reiz des Neuen verschwand die Lust bei Zöglingen und — Lehrern. Es ging nicht. Man hob die Sache auf, vereinigte die Mitglieder der ersten separatistischen Versammlung, und schrieb ihnen den Gang, welchen die Andachtsübungen nehmen sollten, vor, gab ihnen Erbauungsschriften in die Hände u. s. w., u. s. w., und überließ ihnen selbst die Benutzung dieser Mittel. Seit dieser Zeit versammelten sich die Theilnehmer an jedem Abend in einem besondern Zimmer, und die übrigen nahmen nicht weiter Notiz von der Sache. — Und der Erfolg? der Beweis größerer Tüchtigkeit, regeren Fleißes, unermüdeterer Anstrengung, schön menschlicher Entwicklung ꝛc. ꝛc.? — Von diesem Allen im Allgemeinen das gerade Gegentheil. Bei der nächsten Abiturienten-Prüfung erschien der Leiter der Gesellschaft so schwach und zurückgeblieben in allen zum Elementar-Schulamte unentbehrlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, daß die Lehrerconferenz nur wegen besonderer Umstände, welche hier übergangen werden müssen, es sich erlauben zu müssen glaubte, den der Wegweisung und Ausschließung Würdigen für wahlfähig zu erklären. — Wo die Thatsachen so laut sprechen, da bedarf es keiner Auslegung und Deutung. Und welche andere Folgen solcher gebilligte und beförderte Separatismus im Leben äußern werde, möge der Einzelne selbst bedenken und beherzi-

gen. — Zu diesem einzelnen Beispeile wird man überall, wo man der Mystik huldigt, die deutlichsten Belege finden. Man sehe sich nur mit unbefangenem Auge darnach um. —

V.

Meine
Vertheidigung
vor dem Landgericht in Düsseldorf,
am 10. Mai 1831.

Im dritten Hefte des 2. Bandes der Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht lieferte ich einen am 7. September 1831 verfaßten pädagogischen Aufsatz, unter dem Titel: „Was fordert die Zeit in Betreff der Schulzucht?"

In demselben sprach ich von der Frechheit der Jugend im Allgemeinen, wie diese Eigenschaft an vielen Orten in Deutschland beobachtet werden kann. Um dem Aufsatze die erforderliche Anschaulichkeit zu geben, und um ihm eine bestimmte beabsichtigte Wirkung zu sichern, deutete ich auf meine Erfahrungen über die Jugend des Bergischen Landes und in der Fabrikstadt Elberfeld hin, wo ich zwei Jahre ein öffentliches Lehramt bekleidet habe. Der Zweck meines Aufsatzes war, die Nothwendigkeit nachzuweisen, daß die Jugend in strengem Gehorsam erzogen werden müsse, und Mittel vorzuschlagen, welche die gesunkene Autorität der öffentlichen Erzieher zu befestigen geeignet wären.

Alles dieses wissen diejenigen, für welche das Nachfolgende bestimmt ist, Schüler und Freunde. Und die es nicht wissen, können, wenn es sie interressirt, meinen Aufsatz in den Rheinischen Blättern selbst nachschlagen.

Wie konnte es mir einfallen, daß ich wegen dieses Aufsatzes in öffentliche Fehden verflochten, ja vor ein Strafgericht gezogen werden würde, werden könnte!

Aber das Unerwartete, Ungeahnete geschah. Namhafte Elberfelder Kaufleute erklärten das, was ich von einem Theile ihrer Jugend aussagte, in dem, in Hamm erscheinenden Westphälischen Anzeiger für Unwahrheit und für eine Verläumdung ihrer Jugend. Die Art, wie dieses geschah, erlaubte mir nicht, darauf zu schweigen; auch hielt ich die Gelegenheit für günstig, die nach meinem Ermessen sehr wichtige Angelegenheit, von der es sich handelte, vor einem größeren Publikum zu verhandeln. Darum, so sehr sonst meine Natur öffentlichen Fehden abgeneigt ist, ging ich in die von Jenen angeregte Streitsache ein, wies den derben Angriff nach Gebühr zurück, und widerlegte die vorgebrachten, angeblichen Beweisstücke für das Gegentheil. Wohl wäre ich lieber für die Vortrefflichkeit unsrer Jugend zu Felde gezogen, als daß ich nun das Gegentheil wahrhalten mußte; aber die Ueberzeugung soll mächtiger sein als irgend ein Wunsch des Herzens. — Der Streit zog sich in die Länge und Breite, und wurde, wie es, leider! gewöhnlich zu geschehen pflegt, von der Hauptsache, der es galt und der ich zu dienen meinte, ab- und auf Nebendinge, ja sogar auf Persönlichkeiten hingelenkt. Ein großer Theil des Publikums interessirte sich für denselben, und viele Blätter des „Anzeigers" und des in Schwelm erscheinenden „Hermann" sind in der ersten Hälfte des Jahres 1831, sowohl von namhaften,

als auch (leider!) von anonymen Schreibern, von Lehrern und Nicht-Lehrern, damit angefüllt worden.

Doch sollte die Sache für mich noch eine ernstere Wendung nehmen. Der Oberbürgermeister von Elberfeld reichte bei dem Landgericht in Düsseldorf eine Klagegeschrift gegen mich ein, behauptend, daß ich in jenem Aufsatze die Polizeibehörde in Elberfeld und ihn in solcher Weise angegriffen, beschuldigt und beleidigt habe, wie es durch das Gesetzbuch verboten sei; deßhalb ersuche er das öffentliche Ministerium, ihm, als einem in seinen amtlichen Functionen beleidigten Beamten, Recht zu verschaffen und mich zur gesetzlichen Strafe zu ziehen.

Diese Behauptung war ganz leer und rein aus der Luft gegriffen. Ich hatte zwar in dem Aufsatze von dem Verhältniß der Stellung der Schule und Lehrer gegen ihre unmittelbaren Vorgesetzten gesprochen und behauptet, daß die Schule in dieser Hinsicht nur zu häufig nicht am besten berathen sei; aber einzelne Personen und bestimmte, einzelne Thatsachen hatte ich nicht angeführt; es war mir dieses nicht eingefallen, konnte mir nicht einfallen, weil ich mit meinem Aufsatze allgemeine Zwecke zu erreichen bemüht war.

Indessen ging das Zuchtpolizeigericht in Düsseldorf auf die Denunciation ein, und der hiesige Friedensrichter erhielt den Auftrag, mich über die in derselben aufgestellten Anklagepunkte zu vernehmen. Meine Vertheidigung war sehr leicht. Ich glaubte daher fest, daß die Sache damit abgethan und der Versuch der Anklage zurückgewiesen worden sei. Allein meine Vermuthung ging aus mir unbekannten Ursachen nicht in Erfüllung, was mich späterhin, da ich bei meiner öffentlichen Vertheidigung keine wesentlich neuen Gründe vorzubringen hatte, um so mehr in Erstaunen setzte, da ich freigesprochen wurde. Ich erhielt die Aufforderung,

am 10. Mai in Düsseldorf zu erscheinen. Zu meiner eigenen Uebung — da mir dergleichen Geschäfte neu waren — brachte ich dasjenige, was ich etwa vor dem Tribunal zu sagen haben möchte, zu Papier, da ich voraussehen konnte, welche Theile meines Aufsatzes angegriffen werden möchten. Dieses ist das Aktenstück, welches ich nun mittheile. Meine wirkliche Vertheidigung war so ausgedehnt nicht, brauchte es nicht zu sein. Es kam nur — worüber ich von meinem Rechtsanwalt belehrt wurde — auf die Feststellung der juridischen Gesichtspunkte an. Und das konnte in aller Kürze geschehen, da nach unserm Gesetzbuche eine Injurie voraussetzt, daß eine bestimmte Person und ein bestimmtes Factum namhaft gemacht worden. Beide Kriterien einer Injurie finden sich aber in meinem Aufsatze nicht; weder das eine, noch das andere. Meine nachfolgende Vertheidigung war aber nicht bloß auf juridische, sondern auch auf moralische und allgemeine Gesichtspunkte gerichtet, weil ich glaubte, daß letztere auch nicht ausgeschlossen sein würden. Vor einer öffentlichen, für Preßvergehen eingesetzten Jury hätte ich daher in der Weise gesprochen, wie ich es beabsichtigte. Die Sache selbst hatte für mich einige Wichtigkeit, und ich behandelte sie mit Ernst. Nicht deßwegen, weil mein Gewissen mich für schuldig erklärte, sondern weil die Gegner meiner Sache, um die es mir galt, aus meiner Verurtheilung, wenn auch mit Unrecht, doch mit einigem Schein der Wahrheit, auf die Falschheit aller meiner Behauptungen hätten argumentiren können. Zugleich durfte es mir nicht gleichgültig sein, in eine Geld- und Gefängnißstrafe — dieses ist nach dem bei uns noch geltenden französischen Gesetzbuche die Strafe für Injurien gegen öffentliche Beamte — condemnirt zu werden. Aus diesen und obigen Gründen brachte

ich meine Vertheidigung zu Papier. Doch bedurfte es, wie gesagt, dieser ausführlichen Vertheidigung vor dem Gerichtshofe selbst nicht.

Inzwischen ist die Sache und namentlich meine Vertheidigung vielfach besprochen, vielleicht auch mißdeutet worden, wie es zu geschehen pflegt. Darum wurde ich von mehreren Seiten, auch in öffentlichen Blättern, aufgefordert, dieselbe durch den Druck bekannt zu machen. Ich mied dieß, um dem Streite, der, ungeachtet unseres Censurwesens, ärgerlich zu werden begann, von meiner Seite ein Ende zu machen, besonders da ich aus der Fortsetzung desselben keinen Gewinn für die Sache gewahrte. Da aber meine Freunde jetzt von neuem den Wunsch ausgesprochen haben, daß ihnen das nachfolgende Aktenstück nicht vorenthalten werden möchte, so füge ich es den Papieren, welche ich denselben zum Drucke überlassen wollte, bei, in der Hoffnung, daß dadurch, wenigstens bei ihnen, die Sache, welche alles dies erregt hat, nicht in Vergessenheit gerathen möge. Ich verlasse den Rhein mit der Ueberzeugung, daß der Jugend an vielen Orten derjenige Grad der Bescheidenheit, des Gehorsams, der Ehrfurcht gegen das Alter, kurz der Pietät fehlt, welchen sie ohne außerordentliche Nachtheile für das Wohl der Einzelnen, ganzer Gemeinden, ja des öffentlichen Lebens überhaupt, nicht entbehren kann und darf. Die Erfahrung, welche ich zu machen Gelegenheit gehabt habe, und reifliches Nachdenken stellen mir diese Beschaffenheit unserer Jugend als eine Quelle dar, aus der sich für uns nur Unheil entwickeln kann. Darum machte ich diese Sache zu einem Gegenstande öffentlicher Verhandlungen; darum suchte ich in Andern dieselbe Ueberzeugung hervorzurufen; darum wirkte ich in meinem Berufskreise und in öffentlichen Schriften jener verderblichen Eigen-

schaft entgegen; darum spreche ich auch jetzt noch davon. Gern will ich die Unbill, die mir widerfahren, vergessen, wenn dieselbe dazu beigetragen hat, oder dazu beitragen kann, daß in die häusliche und öffentliche Erziehung der Geist des Ernstes, der Zucht und des Gehorsams, der nur zu sehr daraus verschwunden ist, wieder mehr und mehr eingeführt wird. Denn ohne den Geist der Pietät erblüht aus allen Bestrebungen für die Bildung und Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, weder den Familien, noch den Schulen, weder der Kirche, noch dem Staate, irgend ein Heil.

„Das beste Mittel, das Ansehen der Gesetze zu sichern, besteht unstreitig darin, daß sie selbst gut sind und ohne persönliche Rücksichten geradezu gehandhabt und angewandt worden. Anstatt also den Schriftsteller zu verfolgen, der die Inconsequenzen hervorzieht, wo er sie findet, die Ungerechtigkeiten, das Thörichte und Abgeschmackte ohne Schonung öffentlich darstellt, sollte man lieber diejenigen verantwortlich machen, welche die öffentliche Rüge durch Mißbrauch der ihnen anvertrauten Autorität, durch Ignoranz und Pflichtwidrigkeit, eigentlich veranlassen."

Weber über Injurien.

Bevor ich meine Vertheidigung beginne, sei mir die Bemerkung erlaubt, daß ich, unkundig des Ganges juridischer Verhandlungen, unkundig der Gränzen, innerhalb welcher meine Vertheidigung sich zu halten hat, unkundig aller Befugnisse und Rechte, welche den beiden einander gegenüberstehenden Theilen zustehen, leicht der Gefahr ausgesetzt sein möchte, die angedeuteten Gränzen zu überschreiten, oder, sei es durch eine Behauptung oder ein Wort oder eine Wendung, den Schein auf mich laden könnte, als wollte ich dadurch mit Ab-

ſicht irgend ein Recht oder ein Anſehen kränken, oder als wohne mir die Abſicht bei, zu verletzen und zu beleidigen. Gegen die Möglichkeit eines ſolchen böſen Scheines oder irgend einer Mißdeutung meiner Worte möchte ich mich daher gern von vorn herein verwahren. Ich kann daher die Erklärung nicht unterlaſſen, daß jede Spur einer ſolchen Abſicht mir fremd iſt, daß ich nur geſonnen bin, das hieher Gehörige innerhalb der geſetzlichen Schranken und in den üblichen Formen vorzutragen, und daß ich in keiner Beziehung den Vorſatz hege, Anweſende oder Nicht-Anweſende in ihren Rechten und in ihrem Anſehen zu kränken. Sollte ich dennoch gegen Wiſſen und Willen, aus den zuerſt angedeuteten Urſachen, mir in irgend einer Beziehung ein Verſehen zu Schulden kommen laſſen, ſo bitte ich darum, mich darauf gleich aufmerkſam zu machen, damit ich vor Wiederholung eines ſolchen unbeabſichtigten Verſehens verwahrt bleiben, und meine Vertheidigung ſelbſt nicht auf Nebendinge hingelenkt werden möge. —

Zuerſt kann ich darüber meine Verwunderung nicht zurückhalten, daß ich vor dieſem oder irgend einem Gerichtshofe wegen des angefochtenen Aufſatzes zu erſcheinen vorgeladen worden. In demſelben rede ich nicht von einer einzelnen Gegend oder gar einer einzelnen Stadt, nicht von Beamten einer einzelnen Provinz oder von einer individuellen Perſon, ſondern von dem ganzen deutſchen Vaterland, von der Geſammtheit der Lehrer Deutſchlands, von den Schulen Deutſchlands und von den, denſelben vorgeſetzten Behörden in dem allgemeinſten Umfange und im weiteſten Sinne. Alle meine allgemeinen Behauptungen und Reſultate beziehen ſich daher auf den Zuſtand des Volksſchulweſens oder des Schulweſens, nicht einer einzelnen Provinz, ſondern des ganzen deutſchen Landes überhaupt. Wenn

daher in dem Aufsatze wirkliche Beleidigungen gegen Beamte vorkommen sollten, so gelten dieselben allen Beamten ihrer Klasse in ganz Deutschland, und kein Theil derselben, noch weniger ein Einzelner, findet in der Sache selbst einen Grund, der angeblichen Beleidigung eine besondere Beziehung auf sich zu geben. Die Verfolgung der vermutheten und die Bestrafung der erwiesenen Beleidigung würde daher entweder vor einen allgemeinen deutschen Gerichtshof gehören, oder jede Gerichtsbehörde in allen 38 Staaten des deutschen Landes hätte — wenn irgend eine — dasselbe Recht, mich vor ihre Schranken zu fordern und nach dem, in ihrem Staate geltenden Gesetzbuche zu richten. Mir würde also, wenn ich mit vollem Rechte vor diese Schranken geladen worden bin, vielleicht das merkwürdige Geschick bevorstehen, nach und nach vor 33 Gerichtshöfe geladen und 38 mal hinter einander condemnirt zu werden.

Ich muß mich dessen bescheiden, daß diese Gründe, aus welchen ich den Schluß ziehen wollte, daß irgend eine einzelne Behörde mich mit Unrecht vor ihre Schranken laden würde, dem Irrthum unterworfen sein können, obgleich ich mir die im entgegengesetzten Falle daraus entspringende Befugniß, gegen die Behörde, vor der ich erschienen bin, die Klage der Incompetenz, wenigstens vor dem Publikum, in dem vorliegenden Falle zu erheben, vorbehalten will. Indessen wird es doch, wie ich glaube, da die Sache nun einmal steht, wie sie steht, zu meinen Pflichten gehören, mich gegen die vorgelegten Beschuldigungen hier zu vertheidigen, gerne voraussetzend, daß die Behörde nach ihrer Ueberzeugung ihre Befugnisse nicht überschritten hat.*)

*) Nach meinem Ermessen konnte ich gleich Anfangs die Klage der Incompetemz gegen die untersuchende Behörde erheben. Ich wohne im Landgerichtsbezirke Cleve. Aber ich wollte auch nicht den Schein erregen, als wohne mir

Die Theile meines Aufsatzes, aus welchen man den Grund zu einer Anklage gegen mich ableitet, betreffen theils einzelne Behauptungen und Sätze, theils ist der Grund der Bestrafung aus der allgemeinen Tendenz des angefochtenen Aufsatzes hergenommen. Meine Vertheidigung wird sich daher auf diese zwei Theile erstrecken; indem ich darzuthun versuche, daß weder irgend eine einzelne Behauptung, noch der Gesammtinhalt des Aufsatzes einen realen Grund zu der Anklage enthält. Ich gehe daher zum ersten Theile meiner Vertheidigung, zur Widerlegung der einzelnen Anklagepunkte über.

Dieselben mögen etwa folgende sein:

1) — — — „Ach, die Schulvorstände!" (S. 282 der Rh. Bl. unten.)

Ich könnte es für überflüssig halten, diesen elliptischen Satz zu vertheidigen. Denn an sich selbst ist er einer sehr mannigfaltigen Deutung und Auslegung fähig, und bei der Ungewißheit, wie derselbe zu nehmen sein könnte, muß ich die allgemein gültige Forderung, daß die Auslegung eines vieldeutigen Satzes zu Gunsten dessen, der ihn ausgesprochen, gemacht werde, für mich mit vollem Rechte in Anspruch nehmen, besonders, da es unmöglich sein wird, irgend eine, möglicher Weise, darin versteckte Anzüglichkeit mit Gewißheit zu beweisen. Da ich mir aber vorgenommen, den Beweis meiner Unschuld nicht auf der Basis ausweichender, oder gar sophistischer Redensarten zu erbauen, sondern, von der vollen Gerechtigkeit meiner Sache überzeugt, offen und frei die Ansichten, die ich gehegt und ausgesprochen habe und habe aussprechen wollen, dar-

---

die Besorgniß bei, daß ich irgendwo könne für schuldig erklärt werden. Darum verzichtete ich auf jene Einrede und ging nach Düsseldorf, wo der Denunziant, seine Klageschrift eingegeben hatte.

zulegen und mich überall, ohne irgend etwas zurückzunehmen, zu ihnen zu bekennen, indem ich auf solche Art allein der Achtung und dem Vertrauen, das ich vor diesem Gerichtshofe, als einer gesetzlichen Behörde, hege, und der Achtung vor mir selbst in würdiger Weise zu entsprechen glaube; so will ich in die nähere Erklärung dessen, was jener Satz besagt, und was ich damit habe ausdrücken wollen, eingehen.

Vor dem angefochtenen Ausdrucke ist die Rede von dem, dem Schulwesen den größten Schaden bringenden Uebel, daß die Eltern so leicht bewogen werden, ihre Kinder aus einer Schule in eine andere übergehen zu lassen. Dem Gesetze nach steht den Eltern dieses Recht zu, und in unserm Staate haben die einzelnen Schulvorstände die Befugniß, diese Erscheinung, wenn sie dieselbe entweder im Allgemeinen oder in einzelnen Fällen als nachtheilig oder verderblich für Kinder und Lehrer erkennen sollten, zu beschränken und die Erlaubniß zum Verlassen der Schule, welcher ein einzelnes Kind, der Begränzung der Schulbezirke gemäß, angehört, zu versagen, oder, wenn es ohne ihr Wissen geschehen sein sollte, dasselbe zur Rückkehr in die vorher besuchte Schule zu nöthigen. Die Ausführung dieser Befugniß ist aber sehr großen, in der Natur der Sache liegenden Hindernissen ausgesetzt. Einmal ist es unmöglich, jedes Mal die objektive Gültigkeit der Gründe, welche ein Vater für seinen Entschluß, sein Kind einer andern Schule anzuvertrauen, vorbringen mag, vollständig zu untersuchen. Dieses würde die genaueste Kenntniß der einzelnen Schulen in unterrichtlicher und disciplinarischer Hinsicht, die vollständigste Kunde von dem Einfluß des einzelnen Lehrers auf jedes einzelne Kind voraussetzen, welche den einzelnen Schulvorständen nicht beiwohnt und nicht beiwohnen kann. Ueberdieß

wollen die Königl. Regierungen auch den Willen der einzelnen Eltern bei der Wahl der Schule nicht genau beschränken, sondern es soll der, auch nicht immer durch innere Sachgründe zu motivirende Entschluß derselben berücksichtigt werden. Unter diesen schwankenden Bestimmungen der Rechte der Lehrer und der Eltern entsteht ein weiter Kreis möglicher Auslegungen, Deutungen und Wendungen. Wenn man hinzunimmt, daß die Glieder der Schulvorstände, als Eltern, der Befugniß der Eltern einen möglichst weiten Spielraum einzuräumen versucht werden, und wenn man die tausend Rücksichten, welche dabei mit in's Spiel kommen können, nicht übersieht; so läßt sich die Erscheinung begreifen, einmal, daß die Schulvorstände in dieser Rücksicht sehr selten für die Ergreifung fester Grundsätze und Maaßregeln gestimmt sind, und anderer Seits, daß den Lehrern alle sichern Mittel fehlen, dem Unfuge des Hinüberlaufens der Kinder aus einer Schule in die andere feste Schranken zu setzen. Wenn daher in dieser Beziehung ein Lehrer, seiner Ueberzeugung von der Gestaltung des Unterrichts und der Erziehung streng folgend, die sanguinische Hoffnung nähren sollte, sein Heil, d. h. das Heil der ihm anvertrauten Kinder jeder Zeit und mit voller Sicherheit von den einzelnen Schulvorständen gesichert zu sehen, so würde sich ein solcher auf die unangenehmste und nachtheiligste Weise getäuscht sehen. Diese Wahrheiten habe ich durch die Satzkürze: „Ach die Schulvorstände" ausdrücken wollen und ausgedrückt, und damit nachgewiesen, daß das große Uebel, welches der häufige Wechsel einer Schule mit einer andern für die Disziplin und für die Erziehung der Kinder zu Zucht und Gehorsam mit Nothwendigkeit herbeiführt, durch die Schulvorstände nicht beseitigt wird und nicht beseitigt werden kann. Bei

diesem objectiven Sachverhalt kann daher von einer beabsichtigten oder nicht beabsichtigten Beleidigung und Anschuldigung der Schulvorstände im Allgemeinen in keiner Weise die Rede sein. Die Lehrer aber werden durch diese Abhängigkeit von dem Willen und der Willkühr der Eltern abgehalten, nach festen Grundsätzen zu verfahren und überall sich in der wichtigen Angelegenheit der Erziehung von ihrer bessern Ueberzeugung leiten zu lassen. Das geschilderte Verhältniß ist daher, wie ich es in meinem Aufsatze auf S. 282 der Rh. Bl. dargethan habe, wirklich mit eine Ursache der in vielen Schulen herrschenden schlechten Zucht und Ordnung, und ich berufe mich in dieser Hinsicht auf das, in dieser Angelegenheit übereinstimmende Urtheil aller Sachkenner und Lehrer.

2) Auf S. 283 oben ꝛc. sind die Beleidigungen geschildert, welcher hin und wieder die Lehrer unter rohen Eltern ausgesetzt zu sein pflegen. Wo sie erscheinen, ereignen sich Excesse, und daß sie nicht selten erscheinen, liegt, wie ich behaupte, daran, daß die Gesetze nicht in solcher Strenge, als zu wünschen ist, ausgeführt werden, und dieses hat, nach meinem damaligen und jetzigen Ermessen, in der Abhängigkeit der Lehrer von den Bürgermeistern ꝛc. ꝛc. seinen Grund. Die Sache liegt so:

Eine Streitsache zwischen einem Lehrer und einem Elternpaar in Betreff eines vermeintlich ihrem Kinde zugefügten Unrechts ist jeder Zeit eine unangenehme, dem Ansehen des Lehrers nachtheilige, für die Untersuchung und Entscheidung schwierige Angelegenheit. Wer hat Recht, wer Unrecht? Ist das Kind über Gebühr, oder nach Verdienst bestraft worden? Hat der Lehrer in der Leidenschaft gehandelt, oder nicht? Eine schwierige Sache, welche den zur Untersuchung berufe-

nen Bürgermeister oder Friedensrichter behelligen muß. Dazu kommt, daß Eltern, welche über eine vermeintlich an ihrem Kinde begangene Mißhandlung erzürnt sind — und was erzürnt die Eltern, wie sie sind, mehr, als eine solche Meinung, da die meisten nicht einmal die Wahrheit über ihre Kinder zu hören fähig sind! — sich sehr leicht an dem Lehrer und seinem Ansehen vergreifen, was hinwieder den Lehrer, welcher sein Ansehen mit Recht als ein Palladium betrachtet, in hohem Grade entrüstet und ihn leicht verleiten kann, über die Gränzen wohlbedachter Mäßigung hinüberzuschreiten. So fallen häufig von beiden Seiten Ungerechtigkeiten und Beleidigungen vor, welche zu einem Rechtshandel vor dem Friedensrichter Veranlassung geben. Aber diese Beleidigungen sind meist unter vier Augen vorgefallen, und dieser Umstand erschwert von neuem die Untersuchung. Zu dem Conflict, in welchen dadurch der Richter ꝛc. geräth, treten nun noch mehrere Umstände, welche für die Sache des Lehrers ungünstig einwirken müssen:

1) Der Zwiespalt ist durch die Bestrafung eines unmündigen Kindes durch einen bejahrten Mann entstanden. Unter übrigens gleichen Umständen treten wir Menschen, selbst schon vor aller Anhörung des Streitpunktes, fast unwillkührlich auf die Seite des schwächeren Theils. So will es das menschliche Gefühl; und, durch dasselbe erregt, geben wir gern einem Kinde gegen einen Mann Recht. Bürgermeister und Friedensrichter stehen, als Menschen unter diesem allgemeinen Gesetze.

2) Bei allen vorkommenden Streitigkeiten dieser Art sieht man Eltern und Kinder auf der einen, den Lehrer auf der andern Seite als Partei. Jene wechseln und wandeln, und es sind immer andere und andere, wel-

che auftreten; dieser bleibt stets derselbe. Es ist begreiflich, daß dieser, öfter erscheinend, eher als die Wechselnden als die Ursache und Quelle der leidigen Streitigkeiten angesehen werden muß. Es wird nicht fehlen, diese Ansicht kann der Betrachtung der Sache des Lehrers in den Augen des Richters nicht vortheilhaft sein.

Nimmt man 3) hinzu, daß der Lehrer in solcher Weise dem ganzen Publikum gegenübersteht, das sich bei einer solchen Streitigkeit entweder ganz oder zum großen Theile auf die Seite der betreffenden Eltern zu schlagen pflegt, so begreift sich's, daß diese äußere Ungleichheit in den Verhältnissen, in der Zahl, in der Macht und in dem Ansehen, der günstigen Beurtheilung der Sache des Lehrers Eintrag zu thun im Stande ist; und vergißt man

4) nicht, daß sämmtliche Geschäfte, welche den Bürgermeistern und Friedensrichtern von Seiten der Schulen überkommen: Feststellung der Einnahmen und Ausgaben für Schulzwecke, Regulirung des Schulbesuchs und Verfolgung der säumigen Eltern und Kinder, Ausstellung von Befreiungsscheinen vom Schulbesuch oder vom Schulgelde, Klagen armer Eltern über die Unmöglichkeit, das Schulgeld bezahlen zu können, Eingabe der Klagen von Seiten des Lehrers wegen säumiger Zahlungsleistungen von Seiten der Eltern ꝛc. ꝛc. ꝛc., daß alle diese Geschäfte unangenehmer Art und Natur zu sein pflegen, ohne daß diese Personen, theils wegen Nicht-Kenntniß der Sache, theils wegen Mangel an Zeit, durch die Freude über die Fortschritte der Kinder in Kenntnissen und Bildung jene Unannehmlichkeiten aufzuwiegen vermögen: so begreift man leicht, daß eine wahrhaft seltene und große Pflichttreue dazu gehört, wenn ein Friedensrichter oder Bürgermeister stets mit

Amtstreue und Freudigkeit alle diese schweren, kleinlichscheinenden und darum um so gehässiger erscheinenden Pflichten erfüllen soll. Die Natur der Sache, die Lage der Dinge und die bestehenden Verhältnisse, nicht einzelne Menschen, führen diese Umstände herbei, Umstände, welche den Bürgermeistern unangenehme Geschäfte mancherlei Art zuziehen. Daß diese, wenn sie oft wiederkehren, nur ein sehr pflichttreuer Beamter gern übernimmt, bedarf keines Beweises. Und dieses um so weniger, weil den Bürgermeistern der Gedanke gar zu nahe liegt, daß die Schulgeschäfte ihrem eigentilchen, nächsten und wichtigsten Geschäftskreise fremd sind. Diese Anmahnung muß in ihren Vorstellungen das Lästige der leidigen Schulgeschäfte vergrößern, und ihnen die Sache in dem Lichte zeigen, daß sie glauben dürfen, auch ohne besondere Aufmerksamkeit auf diesen Nebenzweig ihrer Verwaltung doch recht brauchbare und tüchtige Beamte zu sein.

Aus der bisherigen Darstellung folgt nach meinem Ermessen mit Nothwendigkeit, daß die Bürgermeister in ihrem Gefühl in der Regel den Schulen und Lehrern abhold und gram sein müssen. Eine solche Masse von kleinlichen, ewig wiederkehrenden Häkeleien peinigt, belästigt und verstimmt zuletzt jeden Mann, und in dem Grade, als der einzelne — Geschäftsmann ist, d. h. sich bedeutenderen Geschäften gewachsen fühlt, um so schneller und tiefer. Es wäre zu begreifen, wenn daraus eigentliche Abneigung und Feindschaft gegen die Schulen in der Gesinnung der Bürgermeister hervorginge. Die Abgeneigtheit, von der ich daher in meinem Aufsatze in Betreff der Bürgermeister sprach, resultirt aus den dargelegten objectiven Verhältnissen und Gründen; sie ist eine nothwendige Folge der Natur der Dinge und der Natur der Menschen. Wo sie einmal vor-

handen ist, darf man auf freudige Geneigtheit der genannten Personen, für Schulzwecke zu wirken, nicht mehr rechnen, und sie muß die Folge haben, daß dieselben viel eher dazu hinneigen, bei vorfallenden Streithändeln zwischen Eltern und Lehrern die Sache jener in einem günstigeren Lichte zu betrachten. Denn die vorherrschende Stimmung und die vorhandenen Vormeinungen wirken, wie auf alle Menschen, so auch auf die Richter, und da die Lehrer auf der andern Seite zur Balancirung dieser menschlichen Influenzen, nichts in ihre Wagschale zu legen haben, kein Ansehen, keinen Einfluß, keinen Reichthum und keine Macht (was in dem Aufsatze mit den Worten: „die Lehrer können ihnen nicht nützen und nicht schaden" ausgedrückt ist) zu legen haben; so folgt daraus, daß diese Verhältnisse, wie sie durch die Natur der Dinge herbeigeführt werden, auf die Sache der Lehrer nicht günstig einwirken können, und daß die Bürgermeister viel eher geneigt sein müssen, auf die Seite der Gegner der Lehrer zu treten, wovon ich behauptet habe, daß es eine, leider! sehr häufig wahrzunehmende Thatsache sei. Dieß ist mein Gedankengang: Im Falle vorkommender Streitigkeiten zwischen Eltern und Lehrern sind die Verhältnisse ungleich, die Wagschale neigt sich auf die Seite jener zum Nachtheile dieser. Zur Balancirung der Wage haben die Lehrer nichts aufzubieten; denn statt des Reichthums finden wir auf ihrer Seite die Armuth, und statt der Ehre und des Ansehens trifft sie — ist das Unwahrheit? wollte Gott, es wäre so! — nicht selten Geringschätzung und Verachtung, wegen ihres Standes. Wie können sie den Eltern, wie den Menschen, wie den Friedensrichtern und Bürgermeistern imponiren, wie jenes ungleiche Verhältniß gleich machen? Denn das wird man mir doch nicht zu einer

Anschuldigung verdrehen, daß ich behaupte, auch die Friedensrichter ꝛc. stehen unter dem Einfluße sinnlich mächtiger Gewalten, wozu Reichthum, Ehre und Ansehen gehören. Das ganze Menschengeschlecht bietet ihrer Einwirkung eine nur zu empfängliche Seite dar, und von dem Reiz dieser verführerischen Mächte ist — denn, was vom Allgemeinen gilt, gilt auch, wie die Logik lehrt, vom Besonderen — kein Mensch, geschweige ein ganzer Stand ausgeschlossen; ja Offenbarung, Vernunft und Erfahrung vereinigen sich in der Gewißheit, daß der Mensch sich viel leichter zum Sinnlich-Angenehmen, denn zum Vernünftig-Pflichtmäßigen entschließt, weßhalb — ich wiederhole es — die größte Pflichttreue dazu gehört, der Natur der Sache nach unangenehme Geschäfte stets mit Freudigkeit des Herzens zu übernehmen. Unter diesem Gesetze stehen auch Bürgermeister und Friedensrichter. Auch sie neigen ihr Auge und Ohr ganz von selbst und unwillkührlich nach jenen Ständen, die mit Reichthum, Ehre und Macht bekleidet sind, und der Blick der Mehrzahl von ihnen — von der Regel ist ja in meinem Aufsatze nur die Rede, und warum sollten z. B. die Bürgermeister von diesem allgemeinen Gesetze der Natur eine Ausnahme machen, sie, die, der Mehrzahl nach in Deutschland zu den Ausgezeichnetesten unseres Geschlechts nicht gehören können; denn dazu fehlt ihnen die Bildung — ist nicht von selbst auf die andere Seite, wo entweder Dürftigkeit oder höchstens ein demi-fortune, und nicht selten Geringschätzung zu finden ist, und wo die Schullehrer stehen — dahin ist ihr Blick nicht von selbst gerichtet. Wohl weiß ich, daß die Pflicht in abstracto ein Anderes gebietet; wohl weiß ich, daß meine Zeichnung das Höchste nicht darstellt; wohl weiß ich, daß ideale Menschen in idealen, d. h. in solchen Verhält-

nissen, wie sie nicht sind, anders handeln würden; wohl weiß ich, daß der Richter, über jede menschliche Schwäche erhaben, nur der strengen Gerechtigkeit und der Humanität zu dienen den hohen Beruf hat. Aber das ist ein Ideal und wird ewig ein Ideal bleiben, dem sich der höchststehende Mensch nur einigermaßen zu nähern vermag. Aber meine Rede bezog sich nicht auf idealische Verhältnisse und Zustände, konnte und sollte sich darauf nicht beziehen, sondern auf die Wirklichkeit. Mit Freude und Gerechtigkeitsgefühl erkannte ich die Ausnahmen an; ich sprach nur von dem, was in der Welt Regel zu sein pflegt; nicht, weil die Bürgermeister schlechter sind, als andere Menschen, sondern weil sie Menschen sind. Enthielte daher jene Aeußerung, außer dem Zusammenhange betrachtet, — in ihrer Verbindung glaube ich sie gerechtfertigt zu haben — eine Beleidigung, so träfe sie nur den Schuldigen, nicht den rechtlichen Mann; indem weder in ihr, noch irgendwo allgemeine, sondern nur spezielle Bezüglichkeiten (für Fälle, welche auf Bedingungen hinzielen, die ich voraussetze) vorkommen.

In allen diesen Behauptungen meine ich nicht, irgend eine Beleidigung gegen Beamte oder Personen ausgesprochen zu haben. Denn ich leite ja diese, den Schulen zum Nachtheil ausschlagenden Erscheinungen nicht aus der Persönlichkeit der Bürgermeister, nicht aus ihrer Trägheit, Gewissenlosigkeit und Nichtsnutzigkeit, sondern aus der von allen Persönlichkeiten unabhängigen Lage der Dinge und der objectiven Natur der Sache und der Menschen ab; ich erkläre daher die Erscheinung vorkommender Saumseligkeiten der Bürgermeister aus ihrer wahren Ursache; ich zeige diese als ein nothwendiges Ergebniß der Bedingungen vor, bin also so weit davon entfernt, irgend eine Persön-

lichkeit zu verletzen, daß ich, indem durch meine Bemerkungen die Erklärungsgründe der Erscheinungen vollständig aufgefunden sind, die Nicht-Congruenz der Ausführung mit dem Gesetze und dem, was für die Schule wünschenswerth sein muß, ganz begreiflich und erklärlich mache, folglich die Bürgermeister wegen etwa vorkommender Pflichtvernachlässigungen in der That nicht nur nicht beschuldige, sondern entschuldige und rechtfertige. Sollte etwa noch der geringste Zweifel über die Wahrheit dieser Behauptungen obwalten, so weise ich auf den Satz hin, der die oben gerechtfertigten Sätze beschließt: „Wenn die Welt nicht die Welt wäre, so würde es nicht so sein;" welcher mit dürren und deutlichen Worten besagt, daß die namhaft gemachten Erscheinungen als eine natürliche und nothwendige Folge der Welteinrichtung betrachtet werden müssen. So wenig es nun einem vernünftigen Menschen einfallen kann, dem Schöpfer der Welt und der Menschennatur über die Art der Einrichtung derselben einen Vorwur fmachen zu wollen, eben so wenig konnte es mir in den Sinn gekommen sein, den Bürgermeistern wegen der Erscheinungen, die ich bei ihnen aus objectiven, nicht aus subjectiven Verhältnissen ableite, einen sittlichen oder amtlichen Vorwurf zu machen. Wäre dieses meine Absicht gewesen, so hätte der in den Rh. Bl. (S. 283) aufgestellte 4. Grund, warum es in den Schulen so häufig an Respect und Gehorsam fehlt, nicht heißen müssen: „Die Lehrer sind abhängig von den Bürgermeistern ꝛc.", sondern es hätte heißen müssen: „Die Lehrer sind abhängig von schlechten, gewissenlosen und nichtsnutzigen Bürgermeistern ꝛc.", wie die Antwort aber in den Rh. Bl. nicht lautet.

Wenn ich nun in den vorangegangenen Bemerkungen die mißliche und unangenehme Lage, in welche die Bür-

meister leicht durch Schulsachen versetzt werden, der Wahrheit gemäß dargestellt habe, so wird man meine Verwunderung darüber begreifen, daß ich von denselben durch Beschuldigungen und Denunciationen verfolgt werde. Durch die Verbreitung meiner Behauptungen wird ihr Verhalten in Schulsachen gerechtfertigt, und ein, ungeachtet dieser, einige Nachlässigkeit rechtfertigenden Verhältnisse, treu und streng seine Pflicht erfüllender Bürgermeister erscheint nur als ein, für das Wohl der Schule begeisterter, sich aufopfernder Mann, dem bei solcher Wahrnehmung die höchste Achtung nicht entgehen kann. Ich hätte darum eher geglaubt, auf die Beistimmung und den Dank, denn auf Anklagen und Denunciationen von Seiten der Bürgermeister Rechnung machen zu können. Und gewiß würde ich mir nicht bloß um die Schulen, sondern auch um sie selbst kein geringes Verdienst erwerben, wenn ich durch meine Darstellung in den Rh. Bl. dazu beigetragen hätte, daß ihnen sämmtliche, so lästige Schulgeschäfte ein für alle Mal abgenommen würden. Kühn appellire ich bei dieser Behauptung an das Bewußtsein aller Bürgermeister in ganz Deutschland, die dazu gewiß Ja und Amen sagen werden. Aber eben darum kann ich mein Staunen darüber nicht zurückhalten, daß ich wegen Bemerkungen und Vorschlägen*), die sowohl den Magistraturen wie den Schulen zum größten Heile ausschlagen könnten und sollten, von Magistratspersonen vor die Gerichte gezogen und mit Denunciationen verfolgt werde. Doch ich würde Unrecht thun, wenn ich im Ernste in dem Pluralis spräche; der einzige Ankläger ist der Oberbürgermeister in Elberfeld; er, von dem

*) „Die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit."
von Spaun.

ich Anerkennung und Dank, nicht Anschuldigung und Anklage hätte erwarten können; er, welcher die Fiction ausbildete, als sei Elberfeld der große Mittelpunkt aller Behauptungen nnd Ansichten meines Aufsatzes und daß, während ich auf den Sack schlage, ich eigentlich ihn oder die dortige Polizei damit meine; er, der —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —*)

Ich redete von der unumstößlichen Nothwendigkeit des Gehorsams der Bürger des Staats gegen die Gesetze und deren Vertreter, und darum von der Wichtigkeit der Erziehung der Jugend zum Gehorsam. Dieß ist das Thema meines Aufsatzes. Und dabei soll mir die Absicht beiwohnen, zum Ungehorsam und zur Unzufriedenheit aufregen zu wollen. Begreife es, wer es kann, wie dergleichen Verknüpfungen in einem gesunden Gedankensystem vorkommen können! Ich rede ja nicht einmal von Fahrlässigkeiten und Pflichtwidrigkeiten einzelner Beamten in bestimmt bezeichneten Wohnorten (die ja auch vorkommen — aber nomina sunt odiosa), sondern nur im Allgemeinen; wie kann da von Erregung oder gar absichtlicher Erregung der Unzufriedenheit gegen Beamte die Rede sein? Wäre selbst Jenes geschehen, so könnte ich eine hochpreiswürdige Kabinetsordre unsers Königs vom 26. Februar 1804 citiren, in welcher es heißt:

„Es kann nicht Jedermann zugemuthet werden, in „solchen Fällen, die eine Rüge verdienen, sich den Unannehmlichkeiten, womit öffentliche Denunciationen „verbunden sind, auszusetzen. Sollte nun auch eine

*) Ich lasse hier die weitere Auseinandersetzung der Gründe weg, durch welche ich nachwies, daß ich bei der Abfassung des angefochtenen Aufsatzes in den Rh. Blättern an den Oberbürgermeister in Elberfeld — nicht denken konnte.

„anständige Publicität darüber unterdrückt werden, so „würde ja kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflicht„widrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, „die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erlangen „würden. In dieser Rücksicht ist eine anständige Pub„licität der Regierung und den Unterthanen die sicher„ste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen „Willen der untergeordneten Offizianten, und verdient „auf alle Weise befördert und geschätzt zu „werden.“ — Aber meine Rede ist gar nicht gegen einzelne Beamte, gegen einzelne Orte, gegen bestimmt angegebene Vergehen gerichtet; ich decke nur das Mißverhältniß auf, welches zwischen den bestehenden Einrichtungen zur Erreichung der wichtigsten Zwecke der öffentlichen Erziehung und der Realisirung dieser Zwecke nach meinem Ermessen noch zu bestehen pflegt. Wenn aber nach dem erhabenen Willen des Königs sogar Rügen gegen einzelne Beamte und specielle Dienstvergehen öffentlich ausgesprochen werden dürfen, so setzt dieses von selbst die Erlaubniß voraus, die Mangelhaftigkeit von Staatseinrichtungen nachzuweisen, und ist dieses nach der Liberalität unserer Regierung im 19. Jahrhundert jeder Zeit gebilligt und gut geheißen worden, weßhalb auch das in Rede stehende Heft der Rheinischen Blätter, zum Beweis, daß es nichts Tadelnswerthes und Strafbares enthält, ohne Anstand das Imprimatur von Seiten der Königlichen Censurbehörde erhalten hat. Wer in solcher Weise die Aufmerksamkeit auf vorhandene Mängel hinlenkt, erwirbt sich dadurch ein Verdienst um den Staat, indem die Einsicht des Mangels einer bestehenden Einrichtung jeder Zeit der Möglichkeit der Abhülfe vorhergehen muß. Auch verträgt sich die Anerkenntniß einer mangelhaften Staatseinrichtung sehr wohl mit dem pünktlichsten Gehorsam

gegen das Bestehende, und nur beschränkte oder tadelnswerthe Vormeinungen können einer solchen Untersuchung die Absicht, Böses stiften zu wollen, unterschieben.

Eine starke Regierung fürchtet den Tadel nicht, sondern sie duldet, ja sie ehrt ihn, wenn er mit Gründen belegt und aus patriotischer Gesinnung entsprungen ist. Eine schwache und feige Regierung aber tritt überall den selbstständigen Denker, den freien Mann, den, der den Muth hat, zu sagen, was er denkt, nieder, und lobt und belohnt nur die lobhudelnden Knechte. Gottlob! daß wir in einem Staate leben, dessen Grundlage so fest, dessen Gesetze so weise, dessen Humanität so bewährt, dessen Streben zum Vollkommneren so anerkannt ist, daß er auf die Stimmen derer, welche jede selbstständige Meinung unterdrückt sehen möchten, nicht zu achten braucht, daß er das Resultat der gründlichsten Untersuchung nicht zu scheuen hat, und daß er, wohl wissend, daß das Lob da allen Werth verliert, wo man nicht tadeln darf, einer anständigen Publicität keine Fesseln anlegen will. Ohne Freiheit des Geistes, ohne die Möglichkeit, seiner Ueberzeugung gemäß zu denken und zu reden, entwickelt sich im öffentlichen Leben das entehrendste und schändlichste aller Laster: die Heuchelei, diese Tochter der Tyrannei, die, in Entstehung und Wirkungsart ihrer Mutter ähnlich, das öffentliche Leben und allen gesunden Geist des Volkes wahrhaft austilgt oder vergiftet. Darum duldet, nährt und schützt der kräftige Staat die Freiheit des Denkens und der Rede.

Bis hierhin reicht meine Widerlegung der einzelnen Behauptungen des öffentlichen Ministerii, und die Vertheidigung der angefochtenen Sätze. Ich gehe nun dazu über, die Absicht zu bezeichnen, in welcher ich

zur Besprechung solcher Verhältnisse in meinem pädagogischen Aufsatze veranlaßt wurde, und finde darin den Uebergang zum 2., allgemeineren Theile meiner Vertheidigung. Warum — so lautet die zu beantwortende Frage — sprach ich in meinem Aufsatze von Schulvorständen, Friedensrichtern und Bürgermeistern? Hätte ich die Absicht gehegt, sie mit unangenehmen, beleidigenden Anschuldigungen oder sittlichen Verdächtigungen zu belasten, so würde ich bei der mir — was ich als Angeklagter hier zu sagen mir erlauben darf — zur Gewohnheit gewordenen offenen und rückhaltlosen Mittheilungsweise dieses geradezu und in einem eignen Aufsatze, mit darauf aufmerksam machender Ueberschrifte ausgeführt haben. Aber in meinem Aufsatze, der achtzehn enggedruckte Seiten lang ist, spreche ich auf weniger als anderthalb Seiten von diesen Behörden. Und warum dieses? Darum, weil ich, wie die Darstellung und logische Eintheilung 1) — 2) — 3) — 4) auf S. 282 besagen, dieses Amtsverhältniß der Lehrer zu den Schulvorständen als der Sache der Schulzucht für unangemessen und nachtheilig erachte, und weil daraus eine solche Stellung der Lehrer im Leben hervorgeht, daß sie nicht immer nach ihrer besseren Ueberzeugung zu handeln im Stande sind. Und daraus erklärt sich meinem Nachdenken zum Theil die Erscheinung der so weit verbreiteten Frechheit und Ungezogenheit der Jugend in den Schulen. Wie konnte nun bei dieser klaren und lautern Absicht die Tendenz der Beleidigung gegen Beamte mir in den Sinn kommen? Ich begreife es nicht, wie diese Anschuldigung mir hat gemacht werden können. Obgleich ich bewiesen zu haben glaube, daß in den angegriffenen Sätzen keine Beleidigung zu entdecken ist, so bin ich doch auch mir selbst hier die offene Versicherung schuldig, daß mein Gemüth davon durchaus frei geblie-

ben ist. Hätte ich diese Absicht gehabt, ich würde sie ausgesprochen haben, und ich würde es jetzt offen bekennen, lieber zur Uebernahme der mich dann vielleicht erwartenden Strafe, als zu einer Ableugnung oder Lüge bereit. Auch überlasse ich es dem Urtheile jedes unbefangenen, vorurtheilsfreien Mannes, ob ihm bei dem Lesen meines Aufsatzes die Gewißheit der Redlichkeit und Offenheit ihres Verfassers, oder die Wahrscheinlichkeit, oder auch Möglichkeit des Gegentheils entgegenstrahlt. In dieser Beziehung appellire ich kühn an das Bewußtsein meiner Richter selbst, und in allgemeiner Instanz an das Urtheil des ganzen pädagogischen und nicht-pädagogischen Publikums. Wer meinen Aufsatz lieset, muß — behaupte ich — die Ueberzeugung gewinnen, daß der Verfasser desselben in diesem Aufsatze nicht mit Gedanken der Lüge und Verläumdung umgehen konnte. Es ist eine moralische Unmöglichkeit. Aber ich würde, wenn das Gegentheil statt gefunden hätte, meine eignen Absichten und Zwecke, die mich ergriffen hatten, auch geradezu vernichtet haben; ich hätte dann nicht nur moralisch verwerfliche, sondern auch ganz verkehrte Mittel gewählt; ich würde dann mit Recht den Vorwurf der Dummheit verdienen. Mein Zweck ging dahin, zu zeigen, daß unter den jetzt bestehenden Verhältnissen die Jugend nicht überall mit Sicherheit zum Gehorsam in den Schulen erzogen werden könne. Daß aber die Gewöhnung der Jugend zum Gehorsam von der unermeßlichsten Wichtigkeit für die Ordnung und Ruhe im Staate angesehen werden müsse — darin glaubte ich auf die Beistimmung aller Bürgermeister, aller Strafgerichte und aller Behörden des ganzen weiten Erdenrundes fest rechnen zu dürfen. Ich hätte auch hoffen dürfen, mir durch die Begründung dieser Nothwendigkeit und durch die anschauliche Darstellung der

Wichtigkeit dieser Angelegenheit die Zuneigung und den Beifall der Bürgermeister ꝛc. zu verdienen. Denn dieser Beamten Thätigkeit ist ja auf die Befestigung und Erhaltung der Ordnung und des Gehorsams im bürgerlichen Leben gerichtet. Der schwerere, peinliche Theil ihrer Berufsgeschäfte besteht in ihrer Pflicht, Vergehen gegen die Gesetze und den Ungehorsam gegen Vorgesetzte zu bestrafen. Wie hätte mir der Gedanke kommen können, daß Solche dem Unternehmen eines Pädagogen, welcher die Quellen des Ungehorsams der Bürger aufzuspüren und zu verstopfen sucht, nicht freudig beistimmen sollten? Wie hätte ich ahnden können, daß diese Männer auf einzelne, in Unbefangenheit oder in dem Gefühl der Wichtigkeit der Sache niedergeschriebene Aeußerungen Jagd machen, und sich Mühe geben würden, aus diesem oder jenem Ausdrucke einen Grund zur Anklage herauszuwittern? Ich mußte sie vielmehr mir geistig verbunden erachten; ich glaubte für die Thätigkeit und für die Lebenszwecke aller Bürgermeister und Strafgerichte in die Schranken zu treten. So weit der Himmel von der Erde, so weit war der Gedanke von mir entfernt, ihnen und ihrer Sache entgegenwirken, sie beleidigen und aufbringen zu wollen. Ich hätte, wäre das Gegentheil der Fall gewesen, mein eignes Werk, den Endzweck meines Strebens, vernichtet; ich hätte unbeschreiblich und unbegreiflich dumm gehandelt, und der gemeinste Menschenverstand hätte mich an jener Stelle meines Aufsatzes von der mir angedichteten unlautern Absicht abbringen müssen. Ich muß auf alle Klarheit des Bewußtseins und des Verständnisses menschlicher Absichten und psychologischer Erscheinungen Verzicht leisten, wenn ich in diesem Stücke dem Irrthum anheim falle. Nach meinem Ermessen ist das, was ich sage, sonnenklare, buchstäbliche Wahr-

heit. Die ganze, klare und offen liegende Tendenz meines Aufsatzes muß mich von dem Vorwurfe einer absichtlichen Beleidigung derjenigen Beamten, denen ich durch das Gelingen der Zwecke meines Strebens den allerwichtigsten Dienst leisten würde, und mittelbar zu leisten beabsichtigte, freisprechen. Denn wenn Zucht und Ordnung, Folgsamkeit und Gehorsam in die Schulen zurückkehren, und wenn diese unschätzbaren, das sichere Bestehen der Staaten begründenden Eigenschaften den heranwachsenden Bürgern als unverlierbares Eigenthum angeeignet werden; so verschwinden die Untersuchungen wegen Polizeivergehen und Verbrechen aus den Büreau's der Bürgermeister, der Friedensrichter, der Zuchtpolizei- und der Criminalgerichte.

Wir Pädagogen haben die Quellen zu verstopfen, aus welchen die Vergehen und Verbrechen abgeleitet werden müssen; und wir erfüllen unsre größte und heiligste Pflicht, wenn wir diesem Zweck unser Nachdenken, unsre Kräfte, unsre Anstrengungen widmen, und wir würden von der Bahn der Pflicht abweichen, wenn wir, selbst auf die Gefahr hin, verkannt oder gar belangt zu werden, unserer Ueberzeugung, auf welchem Wege jenes hehre Ziel erreicht werden könne, untreu werden wollten. Meine Absicht war, die Pflicht zu erfüllen, in deren Dienst ich stehe, in deren Dienst ich meinen Aufsatz schrieb, in deren Dienst ich auch immerhin zu wirken gedenke, so lange mir irgend Kraft dazu bleibt. Ob ich deßwegen — und sollte ich dabei einmal ein an sich tadelnswerthes Wort gebrauchen! — angeklagt und bestraft zu werden verdiene, überlasse ich Ihrer gerechten, Burtheilung.

Doch ein noch höherer Antrieb leitete meine Schritte. Die großen Weltereignisse der Monate Juli und August des Epochenjahres 1830 waren vorüber, mit

ihrem schweren, folgenreichen Inhalte. Im Westen Deutschlands sammelten sich gewitter-schwangere Wolkenmassen, und sie zogen drohend und furchtbar über unsere Fluren. In Aachen zündete der Blitz; Empörung und Meuterei entwickelte sich aus dem Abgrund, und Bürgerblut floß. Die Reaction verbreitete sich mit Windeseile durch andere Rheinstädte, und die Zeitungen meldeten die Entstehung eines Aufstandes und Tumultes in Elberfeld. Welcher Patriot wurde davon nicht bewegt, nicht ergriffen! Wer dachte nicht mit Furcht und Schrecken an die Gefahren der Gegenwart und Zukunft! Wer in solchen Zeiten glaubt, irgend einen guten Gedanken zu hegen; wer die verborgenen Quellen solches Verderben-drohenden Zustandes zu erkennen meint, und dann nicht spricht und nicht handelt und nicht entwickelt, der ist ein Verräther des Vaterlandes. Und wer in solcher bewegten Zeit die Worte wägt und die Silben sticht und ängstlich um den Ausdruck bekümmert ist, thäte viel besser, sich um alles Andere, als um öffentliche Angelegenheiten zu bekümmern. Ich befand mich in jenen ergreifenden Tagen auf einer amtlichen Schulreise im Bergischen. Ich hatte mit Schmerz von Neuem erfahren, wie die Zuchtlosigkeit in den Schulen zugenommen; wie wohlgesinnte, kräftige Lehrer nicht mehr im Stande seien, die Jugend in den wichtigsten Tugenden, die sie lernen kann, zu erziehen; wie die Zeichen der Unordnung und der Nichtachtung der Autorität der Lehrer zugenommen; wie Erwachsene sich mit strafbarem Leichtsinn gegen Schulen und gegen würdige Lehrer erklären ꝛc. Ich brachte die drohenden Zeichen der Zeit in Verbindung mit der Erscheinungsweise und dem Charakter der Jugend in den Schulen. Ich glaubte (und ich glaube es noch), ich glaubte, zu erkennen, daß das Ansehen der öffent-

lichen Beamten mit darum gesunken sei, weil die Jugend schon in den öffentlichen Staatserziehungsanstalten, Schulen genannt, den Respect und den Gehorsam gegen die Lehrer aus den Augen setze; ich erkannte, daß eine in Ruchlosigkeit und Zuchtlosigkeit aufwachsende Jugend dem Staatsleben nur Verderben bringen könne; ich sah' ein, daß, wenn die Quellen dieses Unheils verstopft werden sollten, die amtliche Stellung der Lehrer eine andere werden müsse. Wohl weiß ich, und ich weiß es aus der bittersten Erfahrung, daß einzelne Eltern und ganze Städte und Gegenden ihr Ohr gegen die gerechtesten Beschuldigungen ihrer Kinder und der ganzen Jugend zu verschließen, und solche Offenheit und redliche Absicht mit Gleichgültigkeit oder gar mit Haß und Hohn zu lohnen pflegen; aber ich dachte und hoffte: in diesen Zeiten, nach solchen Vorgängen, nach solchen Gefahr-drohenden Bewegungen sind Herzen und Sinne offen für treugemeinte, ernste Rathschläge. Ich dachte: jetzt oder nie findest du Zugang zu den Herzen der Eltern und der Staatsbehörden, wenn du das bittre Wort: die Jugend wachst in Verderbtheit auf, öffentlich aussprichst; sprich darum deine Ueberzeugungen laut, öffentlich und unumwunden aus! So erklang eine laute Stimme in meinem Innern, und ich schrieb meinen Aufsatz: „Was fordert die Zeit in „Betreff der Schulzucht?", welcher mich vor diese Schranken als ein Angeklagter geführt hat. Patriotische Gedanken und Gesinnungen haben mir denselben diktirt. Die Wichtigkeit des Zweckes, der Drang der Umstände und die Größe der Gefahr bei längerem Verzug ergriff meine Seele; ich wog die Worte nicht, ich konnte sie nicht wägen*); ich dachte nur an das Heil

*) In ähnlichen Beziehungen sagt von Spaun (Siehe dessen „politisches Testament", Erlangen, 1831, S. 72!):

der Jugend und an die Wohlfahrt des Staates, dem ich diene, und dem ich zu dienen einen Eid geleistet habe. Mit tiefem Schmerz spreche ich über diese Quelle meines Aufsatzes; mit noch größerem spreche ich also von mir selbst. Nicht eitle Ruhmredigkeit leitet meine Zunge; nur die Gerechtigkeit gegen mich selbst zwingt mich dazu, und die Anklage, der ich preisgegeben bin, muß mich entschuldigen, daß ich meine Persönlichkeit hier zur öffentlichen Schau hinstelle. — Der Zweck meines Aufsatzes war zunächst ein pädagogischer; ich wollte die Lehrer von schlimmen Verhältnissen und Drangsalen zum Segen für sie und die Jugend befreien; der Zweck meines Aufsatzes war demnächst ein patriotischer; ich wollte zum Besten des Vaterlandes reden und handeln.

Was wir zu Anfang des Septembers des vorigen Jahres fürchteten, fürchten mußten, ist Gottlob! nicht in Erfüllung gegangen; die Wetter der Zeit sind ohne weitere Gefahr über unsere Fluren dahin gezogen, und Ordnung und Gesetz sind befestigt. Aber wer konnte dieses mit Sicherheit voraussehen? Täuschen wir uns nicht; das Gegentheil war, wenn nicht wahrscheinlich, doch möglich. Und diese Möglichkeit mußte jeden Patrioten zur Thätigkeit in seinem Kreise auffordern. Wie aber, wenn uns ein anderes Loos gefallen, wenn unsere Provinzen, von den Schrecken der Anarchie be-

---

„In hohem Eifer gebraucht er (der Verf. einer Schrift) mit schuldlosem Gemüth, mit reinem Streben, der guten Sache zu dienen, eine starke Wendung; sie wird mißdeutet. — Er hält es für seine Berufspflicht, frei und offen zu reden, Mängel aufzudecken und nützliche Vorschläge zu machen. Sein froher Muth — warum nicht auch seine Indignation? — ergießen sich in kräftiger Sprache. Aber den Censoren mißfällt es, daß auch ein Untergebener zu denken, zu tadeln, zu fordern wagt; es ergeht das Verdammungsurtheil, und der Verf. ruft mit bitterem Gefühl: Habe ich nicht meine Pflicht gethan?"

droht, die Beute einheimischen oder ausländischen Pöbels geworden wären? Würde man dann nicht jeden Mann, der ein Wort zur guten Stunde gesprochen, der nach seiner Ueberzeugung und nach seinen Kräften zur Löschung des Brandes beigetragen hätte oder nur beitragen wollte, mit Achtung und Ehre überschütten und ihm den Dank des Vaterlandes darbringen? — Gottlob, daß wir dazu keine Veranlassung haben! Aber soll nun dieses glückliche Resultat mir, der ich in meinem Berufe den Krebsschaden der Jugend entdeckte und Heilmittel vorschlug, zum Nachtheil gereichen? Soll ich nun nicht Theil haben an den Segnungen des Friedens und der Ruhe? Soll ich, da meine und Anderer gerechte Befürchtungen nicht eingetroffen sind, nun angeklagt und gestraft werden, weil ich die Aufdeckung einiger, nach meinem Bedünken großer Uebel und Gebrechen der öffentlichen Erziehung unumwunden aussprach in einer aufgeregten Zeit? Mein Aufsatz war ein Zeitaufsatz; er trug dieses Gepräge an der Stirne, und er trägt dieses Merkmal an seinem Schlusse. Was in der Zeit geboren, und für eine Zeit bestimmt ist, muß auch nach den Umständen und dem Charakter dieser Zeit beurtheilt werden.*) In großen, drangsalvollen Zeitläuften ist eine Art zu sprechen und darzustellen erlaubt und geboten, wie sie sich für gewöhnliche Zeiten des Lebens nicht schicken mag; außerordentliche Ereignisse berechtigen zu außerordentlichen Maaßregeln, und die Worte richten sich nach den Thaten und Erscheinungen. Daß ich diese Berücksichtigun-

---

*) Herder erweitert diese Wahrheit. „Gehört nicht", sagt er bei Gelegenheit der Vertheidigung Hutten's gegen ähnliche ungerechte Beschuldigungen (Siehe Herder's sämtl. Werke, Stuttgard, 1829, 15 Th. S. 97!), „gehört nicht jede Production der Erde in die Zeit und Stunde, in der sie erscheint?"

gen für mich in Anspruch nehmen durfte, brauchte ich nicht auszusprechen; es verstand sich von selbst, da ich von dem sprach, was die Zeit fordert. Ich hätte diese Gerechtigkeit bei allen vorurtheilsfreien Männern voraussetzen können; aber ich wollte mich derselben noch besonders versichern. Blicken Sie — wenn Sie darüber noch irgend einen Zweifel hegen sollten — hin auf den Schluß meines Aufsatzes (S. 291. der Rheinischen Blätter). Er trägt die Unterschrift: Geschrieben zu Mörs den 7. September 1830. Das ist nicht eine gebräuchliche Weise, seine Aufsätze mit Ort uud Datum zu versehen, und nirgends werden Sie in einem der, in den bis jetzt erschienenen 23 Heften der Rheinischen Blätter von mir verfaßten Aufsätze eine ähnliche Bezeichnungsweise finden. Ich setzte dieselbe mit klarem Bewußtsein und mit der Absicht hin, daß man den vorausgehenden Aufsatz nach den Momenten der Zeit, welchen die Bewegungen in Aachen und Elberfeld unmittelbar vorhergegangen waren, beurtheilen und würdigen möge. Ob dieses eine gerechte und billige Anforderung sei, überlasse ich mit Vertrauen Ihrem Urtheile und dem Ermessen des öffentlichen Ministerii selbst. Ich wollte dem Vaterlande meine Kräfte widmen; selbst mit Aufopferung. Ich habe es gethan!

Ich stehe am Schlusse meiner Vertheidigung. Ich bin Pädagoge und Lehrer und Erzieher von Lehrern; und ich bin Mensch. In dieser doppelten Beziehung erregen mich die Interessen der Menschheit, der Gang der Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland im Allgemeinen, in unserm Preußen insbesondere, und Erziehungs- und Schulangelegenheiten berühren das Innerste meines Lebens. Wo ich Mißverhältnisse gewahre oder zu gewahren glaube; — Beides ist in Betreff der moralischen Würdigung eins — wo sich der Erreichung

meines Lebensberufes, der Entwicklung des Erziehungswesens, Hindernisse entgegenstellen, da muß ich es für Pflicht erachten, aufzutreten und Mittel vorzuschlagen, die nach meinem Ermessen das Bessere herbeiführen können. Ich bin Mensch; ich kann irren; ich kann irren in der Ansicht, daß die Verhältnisse der öffentlichen Erziehung und derer, die für sie arbeiten, nicht überall, nicht im Allgemeinen die günstigsten und ersprießlichsten sind. Aber gegen sittliche Verdächtigung und gegen den Vorwurf böswilliger Absichten wird mich mein Bewußtsein ewig schützen; im Dienste der Wahrheit wird man fest und stark.

A. D.

Geschrieben zu Mörs, den 2. Mai.
1831.

Nachschrift.

Wie in der Einleitung bemerkt worden ist, bedurfte es vor dem Zuchtpolizeigericht nicht einer so weitläuftigen Vertheidigung. Die summarisch vorgelegten Vertheidigungsmittel waren aber wesentlich dieselben. Der Richter sprach mich darauf von der Anklage frei.

A. D.

Inhalt.

Erste Abtheilung: Schulreden.

I. Rede, gesprochen am Tage der provisorischen Einweihung des Seminars in Mörs, den 5. Mai 1821. S. 7

II. Rede, gesprochen am 3. August 1821, im Schulsaale zu Mörs. S. 30

III. Worte, gesprochen am 3. Juli 1822, dem dritten Stiftungstage des Seminars in Mörs. S. 43

IV. Ueber den Gemeingeist. Eine Rede, gesprochen in dem Schulsaale zu Mörs, am 3. August 1822. S. 55

V. Worte, gesprochen am 3. Juli 1823, dem vierten Stiftungstage des Seminars in Mörs. S. 82

VI. Ueber Fürstengröße. Worte, gesprochen am 3. August 1823, im Schulsaale zu Mörs. S. 93

VII. Ueber die Pflichten des Lehrers gegen den Staat. Worte, gesprochen am 3. August 1824, bei der Entlassungsfeierlichkeit der Zöglinge des Seminars. S. 116

VIII. Worte, gesprochen im Seminar zu Mörs, am Schlusse des Schuljahres, den 29. Juli 1825. S. 133

IX. Worte, gesprochen bei der Eröffnung des Cursus im Seminar zu Mörs, am 6. October 1825. S. 150

Zweite Abtheilung:

Pädagogische Abhandlungen.

I. Daß das Wohl der Schule durch die Religiosität des Lehrers bedingt sei. S. 165

II. August und Wilhelm, die ungleichen Nachbarskinder. (Eine pädagogische Skizze.) S. 198

III. Ueber französische Erziehung in Deutschland. Nach Thatsachen. Ein Beitrag zur Nacht des Erziehungswesens. S. 234

IV. Ansichten der Mystiker über das Schulwesen. S. 273

V. Meine Vertheidigung vor dem Landgericht in Düsseldorf, am 10. Mai 1831. S. 332

STAATL. BIBLIOTHEK REGENSBURG

Druckfehler.

S. 8 Z. 9 v. o, statt den lies dem!
S. 14 Z. 11 v. o. statt bestimmten l. bestimmte!
— Z. 4 v. u. setze statt (;) ein (,)!
S. 16 Z. 1 v. o. statt dem l. den!
— Z. 15 v. u. setze nach betrachtend ein (.)!
S. 17 Z. 10 u. 11 v. o. statt gegründeten allgemeinen l. gegründete allgemeine!
— Z. 5 v. u. statt ihn l. ihm!
S. 18 Z. 20 v. o. statt Anstalt l. Anstalten!
S. 19 Z. 6 v. o. statt ehrenvollen l. ehrenvoller!
— Z. 17 v. o. statt Kräften l. Kräfte!
S. 21 Z. 6 v. o. statt sehen l. sehnen!
— Z. 7 v. u. setze nach Sie ein (,)!
S. 23 Z. 1 v. o. statt bescheidert l. bescheidet!
— Z. 14 v. u. statt und l. uns!
S. 26 Z. 16 v. o. statt ehrbarsten l. erhabensten!
S. 27 Z. 13 v. o. setze statt (.) ein (,)!
— Z. 10 v. o. statt die l. den!
S. 32 Z. 8 v. o. statt Erregen l. Erreger!
S. 45 Z. 9 v. u. setze nach Gott statt (,) ein (.)!
S. 73 Z. 7 v. u. lösche das Wort „wird" aus!
S. 99 Z. 17 v. o. statt Erkenntbarkeit l. Erkennbarkeit!
S. 104 Z. 15 v. o. statt Zeitpunkten l. Zielpunkten!
S. 118 Z. 8 v. u. statt üns l. aus!
S. 126 Z. 10 v. o. statt Ihrer l. ihrer!
S. 134 Z. 6 v. u. setze vor um ein (,)!
S. 149 Z. 13 v. o. statt für l. in!
S. 155 Z. 16 v. u. statt Ihre l. ihre!
S. 182 Z. 16 v. u. statt statistische l. statistischen!
S. 193 Z. 13 v. o. statt Folglich l. folglich!
— Z. 4 v. u. statt ihrigen l. Ihrigen!
S. 194 Z. 8 v. o. statt zu horchen l. zuhorchen!
— Z. 4 v. u. setze vor er ein (;)!
S. 213 Z. 13 v. u. setze nach spät ein (,)!
S. 222 Z. 3 v. u. statt stellt l. stellte!
S. 238 Z. 14 v. o. statt Appollo's l. Apollo's!
S. 252 Z. 5. v. o. statt tröstlich l. tröstend!
S. 256 Z. 7 v. u. statt leider l. beider!
S. 259 Z. 6 v. o. statt vergeblichen l. vorgeblichen!
S. 262 Z. 8 v, u. statt Programmen l. Programme!
S. 263 Z. 1 v. u. statt wissentschaftlicher l. wissenschaftlicher!
S. 300 Z. 8 v. o. statt Auch l. Ach!

I. Einrichtung der Chiffrelle: Wichtig Punkte der
Einrichtung Punkte 1–9. – Lernen der Schüle
Lesen Punkte 9–12. Zeichnen
Schüler Punkte 10–12. Turnen
2 Punkte 12–13. Planarbeiten
Punkte 16–18. Kunst Erziehung 2. 18 –

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Diesterweg, Adolph,

Schulreden und pädagogische Abhandlungen

Crefeld 1832
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.824
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108602-0